EL SENDERO

Der Weg

Doppelheft
11/12
1956

NEUE WEGE – DAS ORIENTALISCHE JUDENTUM
DER HOCHSTAUDAMM VON ASSUAN
DAS SCHICKSAL EINER DEUTSCHEN GEHEIMWAFFE
IM WELTGESCHEHEN: SAAR - POLEN - UNGARN - ÄGYPTEN

Der Weg

EL SENDERO

Reg. Nac. de Prop. Int N. 510.099 - Queda hecho el depósito que señala la ley.

Unabhängige Monatsschrift für Freiheit und Ordnung

in Staat, Politik, Kultur, Recht und Wirtschaft

•

DÜRER-VERLAG

BUENOS AIRES — CAS. CORREO 2398

•

REDAKTIONEN u. KORRESPONDENTEN in:

BUENOS AIRES
FRANKFURT a/M.
BERLIN
GRAZ
ZÜRICH
ROM
LONDON
PARIS
BRÜSSEL
STOCKHOLM
MADRID
NEW YORK
SAO PAULO
KAIRO
TANGER
JOHANNISBURG
KALKUTTA

•

VERTRIEBSTELLEN auf der 3. Umschlagseite

•

PREISE:

Einzelheft:		Halbjahr	
m$n	16.—	m$n	80.—
U$S	1.—	U$S	5.—
Cr$	38.—	Cr$	190.—
chil. $	240.—	chil. $	1200.—
Gs	64.—	Gs	320.—
DM	2.40	DM	12.—
£	—.6.10	£	1.14.—
sfr	4.50	sfr	22.50
ö. Sch.	18.—	ö. Sch.	90.—
Lire	440.—	Lire	2200.—

INHALTSVERZEICHNIS

(November/Dezember 1956)

Um die durch den Druckerstreik verlorengegangene Zeit wieder aufzuholen, sind wir gezwungen, auch die Januar- und Februarfolge zu einem Doppelheft zusammenzufassen, dessen Auslieferung Ende Februar erfolgen wird. Wir bitten um das freundschaftliche Verständnis unserer Leser für diese durch höhere Gewalt notwendig werdende Lösung.

Gebet

Geschick, gib meinem Blute
Den Fortgang in der Welt,
Daß es mit seinem Gute
Nicht in den Schatten fällt

Und treu das Menschenerbe
Zur Sonne trage aus;
Gib, wenn den Tod ich sterbe,
Ein blühend Kinderhaus!

Hab ich nicht ausgetragen,
Was du mir zugewandt?
Hör meiner Pulse Schlagen,
Sieh meine Stirn und Hand,

Wie all des Lebens Ehre
War an mein Werk getan.
Gib, daß es sei, und mehre
Im Schreiten seine Bahn.

E. G. Kolbenheyer



10. JAHRGANG
HEFT 11/12, 1956

Monatsschrift für Freiheit und Ordnung
in Staat, Politik, Wirtschaft, Recht und Kultur

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

FERNANDO GAYNOR:

Ante la tumba de los caídos se calla el odio

En memoria del 1. XI. 1956

En nuestros tiempos, tan llenos de odios, tan intolerantes, nos ha quedado un solo rayo de luz. Y es extraño como es característico de la época en que vivimos que esta esperanza surge de ultratumba, del mundo de los muertos. Nos ha quedado una sola ilusión, una sola semilla de la fé en un futuro mejor, en una comprensión mútua más amplia, en un respeto universal ante los últimos valores que aún no se han desechado en el gran tren de la desvalorización mundial.

Quizá sea necesario que la humanidad recurra, para encontrar un lazo común, al gran nivelador humano, al dolor. Quizá él sea el único contrapeso capaz de llenar y de equilibrar el vacío dejado por lo que hoy en día causa el materialismo y el superficialismo artificial de las masas.

Pues si en el transcurso de la historia humana casi todos los conceptos han cambiado en mayor o menor grado, si de la frivolidad del apogeo de la era burguesa hemos caido al abismo del miserabilismo sentimental por una parte y del hedonismo desenfrenado de un "eros" desvergonzado por otra, estos dos compañeros más fieles de todo ser vivente no han perdido en lo más mínimo su valor definitivo, singular y terminante: el dolor y la muerte. Es cierto: hemos pasado por años en que la hecatombe era de dimensiones tan gigantescas, en que el dolor era tan profundo que ambos tuvieron efectos casi estupefacientes, casi narcotizantes. Pero el dolor colectivo ha vuelto a su cauce de la pena individual, la muerte ha recobrado su aspecto de singular y final —el sacrificio colectivo de todos aquellos que cayeron en cumplimiento de lo que ellos consideraban un deber categórico se ha disuelto en millones de cruces dispersadas por medio globo— y en corazones apenados ante cada una. Sea la cruz, sea cualquier otro símbolo, sea un simple casco de acero carcomido por los vientos helados de las estepas, quemado por el reflejo cruel del desierto, dondequiera descansan los restos del desconocido que cayó, ahí late también un corazón que no olvida, pliéganse unas manos rezando al Supremo, inclínanse reverentemente las cabezas de los que quedaron. Mientras no olvidemos a nuestros muertos, mientras un pueblo recuerda agradecido y humildemente el sacrificio de los que dieron su vida para salvar a otros, mientras no se extinga el respeto ante la tumba — no hay que perder la esperanza de que algun día vuelvan a brotar aquellos otros valores que a veces parecen sepultados juntos a los que bajaron por ellos: la fe, la lealtad y la libertad.

Am Wege:

Den Helm fester binden!

1956 war ein Jahr von epochaler Bedeutung: Zum ersten Male nach jenem unseligen Mai 1945 wurde die Einmütigkeit der feindlichen Front aufgebrochen. Die Tyrannei der 1945er, die einer Zwangsjacke gleich die Völker lähmt, ist ins Wanken geraten: in Moskau, in New York, in London, Bonn, Belgrad, Budapest, Warschau, im Nahen Osten, im Mittelmeer-Raum, in Nordafrika ... Mit ihr wankt zugleich das Geschick jener, die aus Selbstsucht oder Rückversicherung von ihrem geraden Weg abgewichen sind. Fest steht allein, wer sich nicht unterwarf.

An der Saar wurde inzwischen wieder erwiesen, daß unbeirrbare Einmütigkeit und feste Haltung am Ende gegen jeden Konformismus siegen. An der Saar siegten — im übertragenen wie auch im unmittelbaren Sinne — die Prinzipien des WEG. Wir stehen am Beginn einer Straße, auf der die Völker ihre Geschicke den Saugarmen internationalistischer Mächte wieder entreißen und an sich nehmen werden. „Fertigmachen!" hieß es früher bei uns.

Wie lebendig dieses Bewußtsein gerade auch in dem Kreis ist, der sich um den WEG schart, geht aus einem Leserbrief hervor, jüngsten Datums und von der Gattin eines nach 1945 zu langjähriger Haft verurteilten deutschen Generals: „Mit ganzem Herzen sind wir stets bei Ihnen, wenn der WEG von der Post gebracht wird. Er gibt uns den Mut, die dauernde Auseinandersetzung mit all den feindlichen Mächten mit stets gleicher Kraft und sogar Lust weiterzuführen. Vielen, vielen Dank für Ihren Kampf, der mir Vorbild wurde. Glauben Sie mir, wir sind da, in jeder Minute und mit jedem Atemzug da, und ich bin überzeugt davon, daß dieses eines Tages wichtig sein wird." Sie werden mir zustimmen: In diesem Augenblick dürfen wir nicht aufgeben, wir nicht und Sie nicht.

Der Jahreswechsel fand uns im Verlag in tiefer Sorge. Die Welle des tobenden Hasses gegen uns war gerade verebbt, das unheimliche Kesseltreiben heil überstanden worden — da türmten sich plötzlich Schwierigkeiten technischer Art gleich Wolkenbergen vor uns auf: Der Druckerstreik machte durch zwei Monate hindurch jede WEG-Arbeit so gut wie unmöglich, dann verzögerten Weihnachts- und Neujahrsferien die Herstellung weiter. Um die Verzögerung in kürzestmöglichem Zeitraum wieder einzuholen, waren wir gezwungen, Heft 11/12 und Heft 1/2 zu je einer Doppelausgabe zu vereinen. Schwerwiegender noch waren die neuen Tarif-Verträge: Für den WEG hätten sie eine mindestens 50%ige Preiserhöhung bedeutet oder aber — die Segel zu streichen. Doch sind wir nicht bereit, vor technischen Schwierigkeiten zu kapitulieren. So fanden wir schließlich eine, wenn auch für uns opfervolle, Lösung: Wir entließen eine Reihe Angestellter und bürdeten uns deren Arbeit zusätzlich auf unsere Schultern; wir gaben unser Verlagsgebäude auf und rückten zusammen; wir änderten das WEG-Format, dieserart eine bedeutsame Kostensenkung erzielend — und sind nunmehr in der Lage, die WEG-Preise unverändert zu lassen. Das ist das eine Neujahrsgeschenk an unsere Leser, das zweite Neujahrsgeschenk ist das eben genannte neue Format des WEG, sein neues Titelblatt und seine geänderte Aufmachung: Ich bin sehr gespannt auf Ihre Reaktion, glaube jedoch, daß Sie sich mächtig freuen und die Lösung als glückliche Eröffnung unseres zweiten Lebensjahrzehntes preisen werden.

Es wird nun darauf ankommen, ob die Verpflichtung, die wir vom WEG Ihnen gegenüber empfinden, auch erwidert wird. Wenn Sie das Gefühl haben, all unsere Opfer und den oft an die Grenzen unserer Kraft reichenden Einsatz anerkennen zu müssen, tun Sie es bitte dadurch, daß jeder von Ihnen mindestens einen neuen WEG-Bezieher wirbt! Es muß uns in gemeinsamem Einsatz gelingen, unseren Mitmenschen die Anästhesie-Masken, die man ihnen übergeworfen hat, vom Gesicht zu reißen.

Mit stolzer Genugtuung erfüllt es uns, eine Lesergemeinschaft um uns geschart zu wissen, wie sie wohl keine andere Publikation in solch geistiger Geschlossenheit, weltweiter Verbreitung und gemeinsamer Einsatzfreude zugleich aufzuweisen vermag. Diese Stärke gilt es zu festigen und weiter zu entwickeln. Das Bewußtsein, daß unser Kampf einen Sinn hat und aussichtsreich ist und daß die Waage des Schicksals sich merklich auf unsere Seite zu neigen beginnt, verpflichtet uns, den Helm fester zu binden! In diesem Sinne rufe ich Sie an, dem WEG in unveränderter Treue verbunden zu bleiben und grüße Sie mit einem herzhaften „Glück-auf!".

E. Fritsch

JOHANN VON LEERS:

Einer wird es sein ...

Die Jahre nach dem Niederbruch unseres Reiches vergehen. Das Vaterland bleibt geteilt, Altes stirbt und Neues wird geboren, Probleme wandeln sich und neue Fragen rücken in den Vordergrund, die Städte erhalten neue Gesichter, die Lebensformen neue Ausprägungen, langsam wird alles anders ... Nur über den Gräbern derer, die für Deutschland fielen, blühen jedes Jahr die gleichen bunten Sommerblumen, liegt winters der gleiche tiefe Schnee. Der Sinn des Opfers und seine Verpflichtung für uns Lebende wandelt sich nicht.

Unablässig und mit gleichbleibender Emsigkeit sind inzwischen diejenigen am Werk, die von den Feindmächten auserwählt wurden, unseres Volkes Seele zu brechen und zu zersetzen. In den Schulen lehren sie unsere Geschichte so, als seien alle Niederlagen unseres Volkes verdiente Strafen und die Glanzpunkte unserer Vergangenheit nichts als Unrechttaten an anderen gewesen, dem Volk aber predigen sie das Vergessen des Andenkens an jene Millionen, die man bei der Vertreibung aus altem deutschem Lande erschlug, an jene Hunderttausende, die in den Flammenmeeren unserer zerbombten Städte oder als lebende Fackeln gegnerischer Mordgier verkohlten, an jene Heere der Tapferen, die in einem uns aufgezwungenen Krieg fielen, an die Treuen, die man ihrer Treue wegen erhängte, einkerkerte, entrechtete. Von Kanzel und Katheder herab und von Redaktions-Schreibtischen aus lehren sie, der große Freiheitskampf unseres Volkes von 1914 bis 1918 und wieder von 1939 bis 1945 sei Sinnlosigkeit, Wahnsinn und Verbrechen gewesen wie eben jede Unabhängigkeit Wahnsinn und Verbrechen sei. Und unseren Kindern und Enkeln bläuen sie die Lüge von den sechs Millionen ermordeten Juden ein, um ihren Stolz zu brechen und sie lebenslänglich zu Opfern erheuchelter Wiedergutmachungs-Forderungen zu machen. Wenn die Seelenlähmung unseres Volkes endlich erreicht sein wird, soll es in Selbsterniedrigung bekennen: „Wir sind ein schuldbeladenes Volk. Es ist Gnade, daß wir überhaupt noch leben dürfen. Wir wollen alles Ueble, das uns angetan wurde, aus der Geschichte streichen und Buße und Wiedergutmachung tun für das, woran wir — nur wir! — schuldig gewesen sind. Wir wollen unser Schicksal als zerrissene, entwürdigte und rechtlose Nation in christlicher Demut tragen ..." Daß wir die Kreise dieser auserwählten Bußprediger so wirkungsvoll und nachhaltig stören, macht uns in ihren Augen so verhaßt.

Was soll all das Gerede von „Schuld" und „Verbrechen"? Waren nicht Kräfte am Werk, das deutsche Volk in all seinen Teilen niederzuzwingen

und es fremdem Machtwillen zu unterwerfen? Und waren diese Kräfte nicht derart robust, daß unser Volk nur mit gleich robusten Mitteln sich dagegen zur Wehr setzen konnte? Spricht man denn bei einem Gießbach, der donnernd zu Tal bricht, bei einem Büffel, der den Tiger auf seine Hörner nimmt von „schuldhaft"? So sehr wir auch versuchen mögen, unser Leben durch ethische Grundgesetze zu reglementieren, so bleibt doch in jedem Menschen ein Teil von solcher Reglementierung unberührt: die leidenschaftliche Liebe zu einem geliebten Wesen, die Eifersucht im Zusammenhang hiermit, der Haß auf einen unser Leben bedrohenden Feind. Und bei den Völkern ist das nicht anders.

Natürlich sollten, wo Völker zum entscheidungsvollen Kampf über Leben und Freiheit gegeneinander antreten, die Kampfhandlungen durch allgemein verbindliche Grundregeln, wie sie durch die Gebote des Völkerrechtes und die Haager Landkriegsordnung gegeben sind, begrenzt sein. Wenn aber durch die Nichtbeachtung solcher Kampfregeln seitens eines Partners der gesamte Kampf Formen annimmt, die an Schillers Wort erinnern: „Der alte Urstand der Natur kehrt wieder ...", soll dies nicht in schamloser Selbstgerechtigkeit dem unterworfenen Volk angelastet werden, darf nicht dieses allein mit einem Schuldgefühl zu belasten versucht werden, das denjenigen, die den Kampf und seine Verrohung verursachten, fremd bleibt. Daß die Sowjets drei Völker bis auf den letzten Mann ausgerottet haben, die Krimtürken, die Karatschaier und die Balkaren im Kaukasus, daß in Böhmen, Jugoslawien und Ostdeutschland Millionen Deutsche auf Anregung eines britischen Ministerpräsidenten ausgemordet wurden, daß bei minutiös vorbereiteten Aktionen gegen deutsche Zivilbevölkerung Hunderttausende von Frauen, Greisen, Kindern, Kranken und Verwundeten vernichtet wurden, soll in der „neuen und gerechten Welt" nicht mehr zählen?

Aus deutschen Dingen, die wirklich nicht hätten geschehen brauchen, aus Dingen, die bei den Gegnern in grauenhafter Uebersteigerung selbst geschehen sind und aus deutschen Dingen, die überhaupt nicht geschehen sind, wurde ein Todesnetz gesponnen und über unser Volk geworfen, um es darin bewegungsunfähig zu machen. Und so liegt das deutsche Volk, wirtschaftlich scheinbar reich aufblühend, seelisch zum jüngsten Kolonialland gemacht, den russischen, amerikanischen, englischen, französischen, vatikanischen und israelischen Mächten ausgeliefert, am Boden seiner geschändeten und haßvoll umgedeuteten Geschichte. Und mancher Deutscher bekommt langsam jenen ergebenen Blick, entwickelt jene zur Unterwerfung bereite Geste, jenes demütige Betteln um nachsichtsvolle Anerkennung seiner Besserung und Buß-Gesinnung, wie sie so bezeichnend sind für unfreie Völker. Bis einmal in unserem Volke der Mann aufsteht, den Höllenbann der Seelenlähmung zu zerreißen.

Als 1918 die Türkei besiegt am Boden lag, war General Mustafa Kemal als zur Verfügung gestellter Offizier in Konstantinopel, der Hauptstadt des von den Alliierten zur Teilung und Vernichtung bestimmten türkischen Reiches. Nun hatten die Türken während des Krieges in Ostkleinasien Gruppen von Armeniern, die mit den Russen gegen die Türken konspiriert hatten, zwangsweise umgesiedelt, wobei manche Härten, auch grauenvolle Härten,

geschehen waren. Ein USA-Diplomat, mit dem Mustafa Kemal über die Not seines Volkes sprach, entgegnete ihm voll sittlicher Entrüstung: „Ein Volk, das derartige Unmenschlichkeiten begangen hat, Pascha Excellenz, das hat alle moralische Grundlage verloren, sich über die Uebergriffe seiner Feinde zu beklagen." Hierauf fand Mustafa Kemal in knappem Soldatentürkisch nur eine Antwort: „Milliyimdir!" („Es ist mein Volk!"). Kurz darauf beschaffte er sich ein Kommando in der Osttürkei, organisierte die nationale Revolution, trieb die fremden Bedrücker aus dem Land und machte die türkische Nation frei, stark und groß. Und wer sich vorher am Haßfeldzug gegen die Türkei beteiligt hatte, der suchte nun mit allen Mitteln die Freundschaft dieses erstarkten Volkes.

Es stehen immer wieder kraftvolle und charakterfeste Männer auf, die das Schicksal ihrer Völker in die Hand nehmen, dieserart die Pläne der internationalen Verschwörer durchkreuzend. Auch bei uns Deutschen wird es nicht anders sein. Die Lösung des deutschen Schicksals ist heute die dringlichste Frage der Welt. Und die Wiederaufrichtung eines starken Deutschen Reiches ist die sinnvollste und edelste Aufgabe, die ein junger Deutscher sich stellen kann. Und gewiß ist dieser junge Deutsche unter den achtzig Millionen unseres Volkes vorhanden. Wir kennen ihn nur nicht, wir wissen nicht, wie er aussieht. Vielleicht ähnelt seine Art dem eisenköpfigen Willensmenschen Mustafa Kemal, vielleicht dem ernsten, bitter ergrimmten Josef Pilsudski, vielleicht dem hochbegabten, froh lachenden und seine politischen Aufgaben wie ein Schachspieler lösenden Abd el Nasser, vielleicht auch ist er ganz anders. Eines wird er mit diesen Männern und allen Freiheitskämpfern unserer stolzen Geschichte gemeinsam haben: Er wird ein ganzer Mann sein, tapfer, willensstark, klug, sein Volk mehr liebend als sich selbst.

Vielleicht auch liest er diese Zeilen, vielleicht gewinnt er aus diesen Heften Klarheit, Anstoß und Ermutigung ... Wir werden ihn nicht suchen brauchen, er wird sich melden. Und bis der Mann da ist, werden Männer für die Neugeburt des Reiches wirken, werden ihm den Weg bereiten, werden die Zahl derjenigen verstärken, die bereit sind, für und mit ihm zu streiten. Denn der Kampf für ihn wird der Kampf für unsere Zukunft sein, für unsere Freiheit, unsere Ehre, unsere Größe, für das Reich als die Inkarnation all unseres Hoffens, unserer generationslangen Sehnsucht, unserer Kämpfe und Opfer durch Jahrtausende und unserer Not seit fünfzig Jahren.

Des Reiches Krone liegt heute im Staub der Straße — wer sie erhebt und erstreitet, wird sie tragen. Irgendwo kommen seine Schritte aus der Dunkelheit. Kämpfend warten wir auf ihn!

GÜNTER KOCH-JASMUND:

Neue Wege

An der Schwelle der Zeitwende

Wir sind gewohnt, den Anbruch der Neuzeit mit dem Beginn der Renaissance gleichzusetzen, jenem unbruchhaften, aus der Erkenntnis der Antike geborenen Drang, die geistigen Schranken zu durchbrechen und auch die gesellschaftlichen Lebensformen dem neuen, kopernikanisch erweiterten Weltbild anzupassen.

Das Leben, solange nach strengen patriarchalischen Gesetzen der Kirche, einer feudalen Gesellschaft und eines kaum weniger standesherrlichen Zunftswesens „gebunden" und in sich ruhend, vor allem auch geistig autark, drängt infolge der Formerstarrung der alten, gegliederten Ordnungen notwendig zum befreienden Ausbruch aus dogmatischer Enge.

Das bis dahin „geschlossene" Weltbild, in dem sich der Mensch, eins mit der „Welt" und dem Göttlichen, geborgen weiß, wird weltoffen. Die Freiheit erwacht. Der Mensch, das große „Ich", setzt sich durch, und bald schon fallen die geistigen Grenzen immer mehr, bis man selbst vor dem Göttlichen nicht mehr Halt macht. Die menschliche Vernunft wird schließlich zum Gott, mit ihr meint man die Natur zu beherrschen.

Ein wahrhaft faustischer Erkenntnisdrang hat die abendländische Menschheit erfaßt. Die Folge sind die bahnbrechenden Entdeckungen und Erfindungen, die die geistigen und materiellen Räume der Menschheit in einem Jahrhundert weiter erschließen, als es viele Jahrtausende vor dem vermocht hatten. Wahrlich eine Glanztat des menschlichen Geistes!

Als Folge aber auch — und das macht die geistige Befreiung erschrekkend — steht als krönender Abschluß am Ende der Neuzeit — die Selbstvernichtung! Hier gähnt heute geistig die tödliche Kluft, vor der eine ganze Welt ratlos zu stehen scheint. Wo liegt die Grenzüberschreitung? Wann wirkt die Freiheit zum Segen? Wann wird sie zum Fluch?

Der tragische Zwiespalt im Drama der Menschheit liegt darin, daß die geistige Erkenntnis bereits kopernikanisch vorausgeschritten ist, während sich das menschliche (im weitesten Sinne) politische Denken und Handeln noch auf ptolemäischen Bahnen bewegt. Aus den inneren und äußeren Widersprüchen leiten sich die großen Menschheitskatastrophen her. So auch im 20. Jahrhundert.

Worin bestehen nun heute diese Widersprüche? Und vor allem: Wo liegen die Wurzeln? Denn nur, wenn man diese aufdeckt, gelangt man zum Krisen-Herd. Nach den Ursachen forschen! Nicht an den Symptomen herumdoktern!

* * *

Während inzwischen — übrigens seit mehr als 50 Jahren — die Naturwissenschaften zu einer wirklich neuen kopernikanischen Tat fortgeschritten sind, auf die wir noch zurückkommen, bewegt sich nach wie vor unser ganzes „klein"- und „großpolitisches" Leben auf den ausgetretenen Wegen eben jenes „alexandrinischen" Weltbildes, nach dem sich das Ganze um das Einzige (und den Einzelnen) dreht. Der weltliche *Individualismus*, ob liberaler oder sozialistischer Prägung, wie er für beide seine Wurzel im Rationalismus der Aufklärung hat, herrscht auch heute wieder fast auf der ganzen Linie vor und steht sich, ins Riesenhafte übersetzt, als „großes *Ich*" oder als organisiertes Massentum diametral gegenüber.

Die politische Welt, in zwei polare Lager gespalten, die sich (scheinbar!!) unversöhnlich gegenüberstehen, die Wasserstoffbombe als ultima ratio menschlicher Gemeinschaftsbeziehungen und ein konformistischer Weltstaat westlicher und östlicher Prägung, das sind heute die Ergebnisse einer seit mehr als zwei Jahrhunderten geübten *rationalistischen* Lebensschau, die einstmals der Menschheit als Offenbarung erschien und deren starre Dogmatik heute den *echten* Fortschritt nicht weniger hemmt wie derzeit das Dogma der Kirche.

Damit aber rühren wir an das *Grundübel der weißen Menschheit* (einschließlich Rußlands!). Der platte Rationalismus, der über den Materialismus wie ein Bazillus wieder unser ganzes Leben durchdringt, um die Glieder des organisch Gebundenen zu *zergliedern*, die „frei"-gesetzten Teile dann im „freien Spiel der Kräfte" sich selbst überlassend, diese kalte nützlichkeitsbezogene (utilitaristische) Vernunft, die *nur* materielle Zweckmäßigkeit und persönlichen Vorteil, *nur* die mechanischen Kräfte von Druck und Stoß (Polarität, robuste Konkurrenz usw.) gelten läßt, die Geist und Seele, wenn überhaupt, so nur als geballte Materie (!) wertet, sie hat nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal ihre vordem bereits erschütterte Vormachtstellung zurückgewonnen. Das war das innerste Kriegsziel der Alliierten! Und was seitdem die Welt in Atem hält, hat seine *Wurzel in diesem Denkungsgrund*!

Diese Herrschaft der reinen Vernunft, durch Jahrhunderte systematisch entwickelt und bis zur Automation vervollkommnet, dabei den Geist zum Intellekt entwertend und ihn sich ihrer Zwecke dienstbar machend, bezahlt jetzt die Menschheit mit dem Verfall aller *echten* Persönlichkeitswerte, mit der Auflösung *aller* Bindungen bis zur Verneinung des Göttlichen und daher mit dem „Geworfensein", mit geistiger Inhaltslosigkeit bis zum Nihilismus, überzüchteter Triebhaftigkeit bis zum Sinnenbacchanal, mit der Zerstörung der gesicherten Eigenheit in materiellem und intellektuellem Existenzialismus, mit Welt- und Existenzangst, religiösem und politischem Sekteriertum, mit der „Freiheit" bis zum Perversen und nicht zuletzt mit den Folgen der politischen Kurpfuscherei auf allen Gebieten, dem Tanz auf dem Vulkan! Und bedingt durch den Verlust eines universalen Weltbildes, sind das Primat der materiellen Werte vor den geistigen, das rationale Bildungsideal, Züchtung des Standardmenschen, Vernachlässigung der kulturell schöpferischen Kräfte und der freien Forschung, engbrüstiges Spezialistentum nach managerieller Anweisung, Lösung der Familienbande durch Zwang zum Doppelverdienen infolge künstlich geweckter Bedürfnissteigerung, Verwahrlosung der Jugend durch Kitsch und

Schmutz und vieles andere mehr, gewiß nicht nur sekundäre Begleiterscheinungen dieser Entwicklung!

An der Schwelle der neuen Zeit und vor der Problematik unaufhaltsamen Zerfalls aller Maßstäbe, der völligen Auflösung einstmals verbindlicher Sittengesetze (Hiroshima) mit dem Ausblick auf atomare Weltvernichtung und aus nackter Existenzsorge um das eigene „Ich" (sicherlich kaum aus ethischen Motiven), beginnt man nun in beiden — doch innerlich so verwandten — „geistigen Hemisphären" nach einem Ausweg aus dem Dilemma ihrer rationalistischen Einseitigkeiten zu suchen. Ueberall ist man bestrebt, „Ballast" über Bord zu werfen, um, hier wie dort, das in den Stürmen des 20. Jahrhunderts schwer beschädigte Schiff mit der Fracht des Materialismus über Wasser zu halten. Und überall bröckelt damit zwangsläufig das Dogma ab.

Jeder aber klammert sich krampfhaft an die wankenden Stützen seiner materiell gefestigten Macht, deren geistige Fundamente längst von den Flutwellen tieferer Erkenntnisse unterspült sind. Niemand wagt es, dem Problem im Ursprung beizukommen, weil damit eingefleischte Ideologien ad absurdum geführt und nach dem Dogma auch mit der Klassenherrschaft gebrochen werden müßte. So stümpert man beidseits weiter an den Symptomen, ohne den Krebsschaden der Menschheit, die Ungerechtigkeit, an der Wurzel zu behandeln. Ja, man glaubt sogar in den Mittelschichten dieser beiden Extreme, in Zukunft zu einer Synthese zu kommen, in deren Brennpunkten der „freie Sozialismus" oder der „soziale Liberalismus" stehen.

Hüten wir uns vor Schlagworten ebenso wie vor billigen Alternativen. Ein solcher rationalistischer Zwitter kann nur dem rein mechanistischen Denken als e c h t e Synthese erscheinen. Vor dem vielschichtigen und wertunterscheidenden L e b e n muß sie versagen, weil auch ihre Wurzeln im dürren Boden des Rationalismus ankern und von den Brackwässern des Materialismus genährt werden, die auf die Dauer den Geist und die Lebenskraft in Versachlichung und Nivellierung verkümmern lassen.

Das Problem, vor dem die heutige Menschheit geistig steht, ist ungleich tiefer. Die Vernunft a l l e i n genügt nicht mehr, die unendlich differenzierten Lebenszusammenhänge im 20. Jahrhundert zu erfassen und schließlich zu ordnen, wie es noch das 18. Jahrhundert so glanzvoll, das 19. aber bereits nur noch hinreichend vermochte; eben weil sie (bewußt) nur die e i n e, die (reale) Außenseite des Lebens gelten läßt. So mußten ihre Gesetze in blutleerem Formalismus erstarren, in dem sie uns heute als wiederhergestellte Antiquitäten überall in Erscheinung dargebracht werden.

Die Autokratie der Vernunft, ihre Vermaterialisierung und die Ueberwertung des Ich vor dem Wir, die e n t f e s s e l t e Freiheit, das sind die bedeutsamsten Grenzüberschreitungen.

* * *

Die Einsicht in die Unzulänglichkeit der reinen Vernunft ist so alt wie das menschliche Denken und führte dann immer wieder ins andere Extrem, vom Rationalen der Hirnsubstanz zum Irrationalen der Seele, und zur Ueberbetonung des reinen G e f ü h l s.

Der deutsche Idealismus und vor allem die (fälschlich geschmähte) Romantik sind z. T. spontane (deutsche) Reaktionen auf die Religion des

nüchternen, seellosen Verstandes aus dem Westen, Reaktionen, die im 20. Jahrhundert den „Geist (Vernunft) als Widersacher der Seele“ (Klages) zum Tode verurteilen, sich im Vitalismus fortsetzen, bis sich die Polarität beider Kräfte im Zweiten Weltkrieg lebensbedrohend entlädt.

Wenn wir auch hierbei auf die Wurzel gehen, war der Nationalismus, geistig der Romantik entwachsen, seinem inneren Wesen nach ein emotionaler Aufschrei gegen einen durch Haß übersteigerten westlichen Intellekt, der mit rationaler Spitzfindigkeit nach dem Ersten Weltkrieg sich anschickte, das Leben eines Volkes zu vergewaltigen, um so — weniger den Feind als — die Konkurrenz auszuschalten, ein Zustand, den man in der rationalen Konstruktion des Völkerbundes zu verewigen hoffte.

Im Tiefenbewußtsein der Seele mystisch veranlagt, von der Bindung im Volkstum umschlossen und im Erleben der Frontkameradschaft erhärtet, stand der Nationalsozialismus, erlebtes Preußentum, a priori gefühlsmäßig gegen die rationalen Einrichtungen des Liberalismus mit seiner Klassengesellschaft und gegen den Verantwortung scheuenden Parteienstaat wie ebenso die rationale „Egalité“, die proletarische Gleichmacherei in der klassenlosen Gesellschaft des rein materiellen Sozialismus.

Aus dem Elend der Zeit emporgestiegen, durch die Wunden eines widernatürlichen Klassenkampfes fanatisiert und darum von einem großen Teil der geistigen Schichten lange gemieden, später dann durch die ihm von außen aufgezwungenen Aufgaben überfordert, ist auch er der Gefahr der Vermassung nicht entgangen und schließlich in einem überschwenglichen Gefühlsrausch eines ganzen Volkes und im Sendungswahn (von wähnen) seiner Führung untergegangen. Liebe und Haß, diese reinen Gefühlskategorien, die in die metaphysischen Bezirke des Glaubens reichen, haben wohl selten in der Geschichte einen mächtigeren Ausdruck gefunden als in der einmaligen Opferbereitschaft einer Mehrheit und bedenkenlosestem Volksverrat einer Minderheit.

Mit dem feinen Empfinden des Künstlers für die Einheit eines Werkes waren die tieferen Lebenszusammenhänge in den menschlichen Beziehungen mit ihren Bindungen an das Ganze intuitiv geschaut. Und die echten Wahrheiten können bei aller Böswilligkeit auch vom Gegner nicht unbeachtet gelassen werden. Die „geistigen Anleihen“, die man heute stillschweigend in allen Bereichen beim Nationalsozialismus macht, der Assimilationsvorgang innerhalb der Klassengesellschaft, das Zusammenraufen der auseinanderstrebenden Interessen und ein trotz Umerziehungstalent nachwirkendes Gemeinschaftsbewußtsein beweisen es. Der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist nicht auszuweichen.

Doch für die Ordnung eines so vielgliedrigen Lebensgefüges konnte bei aller Begeisterung auf die Dauer auch die Triebkraft der Intuition, die Triebkraft des überwerteten Gefühls nicht ausreichen, weil eben auch das nur die andere Seite des Lebens ausmacht. Und man hat dem Nationalsozialismus nicht Zeit gelassen, sich zu vergeistigen, was für andere Ordnungen immerhin ein Werk von Generationen war. So ist er Fragment geblieben, ein Versuch, die schrillen Disharmonien der rationalistischen Gesellschaftsordnungen aufzulösen. Doch mit unzureichenden Mitteln unternommen, ist er gescheitert. Und er ist nicht nachbildbar. Das mag für manchen schmerzlich klingen, der, wie auch wir, mit ganzem Herzen dabei war.

* * *

Diese sichtbar negativen Ergebnisse beider Versuche, die Welt entweder verstandesmäßig oder gefühlsmäßig zu ordnen, haben die Welt in einen Zustand hoffnungsloser Gleichgültigkeit versetzt. Mit geschlossenen Augen taumelt ein Großteil der Menschheit am Abgrund entlang. Aber das Leben ist kein Versicherungsinstitut, bei dem man seine Risiken decken kann. Es fordert unnachsichtlich eine Entscheidung von uns. Und wenn wir uns nicht den fatalistischen Untergangsstimmungen hingeben, haben wir die Pflicht, heute (weil es morgen vielleicht zu spät sein kann) die Nutzanwendung aus den gemachten Erfahrungen zu ziehen, um eine bessere Zukunft vorzubereiten. Erst dann erhält auch das Leid in der Geschichte einen Sinn, führt die Tragik der menschlichen Irrungen zu einer höheren Katharsis.

So ergibt sich für uns Heutige. die wir wohl jeder auf seine Art durch die verschiedenen Fegefeuer der Zeit gegangen sind, die ungeheure Aufgabe, wirklich zu einer echten Synthese zu finden. Das aber setzt zunächst eine Entschlackung der Begriffe von allen dogmatischen Zutaten und eine Rangordnung der Aufgaben voraus. bei der die Bestimmung, die gedankliche Erarbeitung vor der Aktivität zu stehen hat. Die Welt krankt heute daran, daß zwar jeder fühlt, daß etwas geschehen muß, man sich aber nicht im klaren ist, wie es zu geschehen habe. Zwar hält jeder sein kleines Rezeptchen bereit, doch selbst unter Gleichgesinnten scheint es heute beinahe unmöglich zu sein, zur Einheit des Ganzen zu kommen, weil einfach die geistige Plattform zu schmal ist, um alle zusammenzufassen. Es bedarf schon des Schweißes der Besten, erst einmal den Grund zu legen.

Die Aufgabe erfordert aber auch Großherzigkeit, nicht nur im Verzeihen; mehr noch eine solche im gegenseitigen Verstehen-wollen, im Erkennen, daß man es an der Schwelle einer Zeitenwende nicht mehr mit halben Lösungen und praktizierten Teilwahrheiten bewenden lassen kann. Unser Leben verkümmert nicht darum, weil die Menschen boshafter, die Existenzmittel brutaler geworden sind. Das sind nur Folgeerscheinungen! Das lebendige Wachstum der Welt leidet Not, eben weil die Wurzeln verstockt sind. Darum scheitern alle Kopulationsversuche, den alten Stamm mit Pfropfreisen zu veredeln. Hier hilft nur ein neues Pflanzen.

Wenn wir uns daher zu einer echten Synthese bekennen, erfordert das zugleich eine tiefere Durchdringung der gestörten Lebensverhältnisse. Dann reicht es nicht aus, sich mit der profanen These vom Kapitalismus, der Antithese vom materiellen Sozialismus und der Synthese des Gemeinschaftssozialismus zu begnügen. Eine solche Sicht haftet an der Oberfläche der Erscheinungen. Und ihre Praktiken versagen vor der außerordentlichen Differenziertheit natürlicher Lebensäußerungen.

Beide Entwicklungsstufen (das rationalistische und das emotionale Denken) sollen heute überwunden sein. Das heißt nicht, daß sie nicht zeitliche Berechtigung gehabt und Wahrheiten zu verkünden gewußt hätten. Aber nach unserer heutigen Erkenntnis waren es dennoch nur die Teilwahrheiten, die darum weder restlos verdammt noch eigenwillig bejaht werden müssen.

Die heutige Erweiterung der vielschichtigen Lebenszusammenhänge erfordert gebieterisch Abstand von den Tagesereignissen. Und eine Lösung der verschachtelten Fragen bedingt zwangsläufig eine Ueberhö-

hung jener polaren Einseitigkeiten. Wir werden erst einmal gründlich entrümpeln müssen (nicht nur einseitig den Nationalismus verurteilen) und dann in höheren Kategorien zu denken lernen, in der Form etwa, wie es ein Großer einmal dahin ausdrückte: Mit dem Verstand zu fühlen und dem Herzen zu denken; eine tiefe Lebensweisheit, die nur dem Oberflächlichen als irreal erscheint. (Bismarck und Nehru verdanken dieser Fähigkeit ihre Welterfolge). Und darum kann die echte Synthese auch nur im Geistigen liegen.

Es ist eine Tragik der materialistisch verseuchten Zeit, daß man sich unter Geist heute meist nur noch die Nachgeburt der Schöpfung, das Produkt der Materie und daher dem Stofflichen nachgeordnet — oder aber als kalten, fühllosen Intellekt vorzustellen vermag. Beide Anschauungen richten sich selbst.

Aber auch jenen Geist meinen wir nicht, der nur im Abstrakten beheimatet ist. Ebenso auch nicht jenen nur im Transzendenten gebundenen.

Nein, Geist, wie wir ihn verstehen, ist ein Abglanz vom Göttlichen im Menschen, ist die Bewußtheit der Seele um die tiefsten Welt- und Lebenszusammenhänge. Und er findet seinen stärksten Ausdruck in der weitestmöglichen Harmonie des Menschlichen mit dem Göttlichen; nicht etwa demütig frömmelnd, sondern ehrfürchtig-erhaben in seiner erlebten Uebereinstimmung mit den Ganzheitsgesetzen der Natur. Er ist — wo natürlich — durchaus nicht leidenschaftslos, doch ist sein Empfinden veredelt. Er ist auch im Menschen gewiß nicht unkörperlich, darum aber doch nicht materialistisch. Er ist vielmehr die höchste Form des Menschseins, eben weil er alle Bereiche des Menschlichen umfaßt, von der Vernunft bis zum Gefühl, die er zu einem höheren Bewußtseinsinhalt verdichtet (daher seine Toleranz) und zum Harmonischen verbindet. Und darum richtet sich sein Streben nicht nach den mechanischen Gesetzen von Druck und Stoß auf Teilung und Polarität der rein physischen Lebenselemente, ebensowenig wie auf die Spontaneität psychisch bedingter Willensakte aus Haß und Liebe, vielmehr auf die Herstellung der Harmonie des Ganzen, auf den Ausgleich der polaren Spannungen und Bindung der Elementarkräfte von Körper und Seele, Materie und Energie in seiner höheren menschlichen Ganzheit.

Wirklicher Geist, eben weil er die weite Skala von der Vernunft über die Seele bis zum Herzen umspannt, ist immer auch national gebunden, zieht er doch seine stärksten Säfte aus dem Boden uralter Heimattraditionen.

Damit aber steht sein Wirken augenfällig im Einklang mit den letzten Gesetzen der Natur, wie sie der heutigen Erkenntnis der Naturwissenschaft entsprechen. Deren letzt-wirkende Ursache, soweit wir sie zu durchschauen vermögen, ist nicht die Materie, wie es vom Rationalismus seit Demokrit angenommen wurde. Aber auch nicht die Energie, wie es die Energetik glaubte. Beide, Materie und Energie, zudem noch in Wechselbeziehung miteinander, sind heute nur noch sekundäre Potenzen einer höheren Einheit, die durch eine übergeordnete, ihrer Art nach unserem Deutungsvermögen noch völlig undefinierbare Naturgröße in ihren Entscheidungen bestimmt werden. Nur so viel läßt sich von der Planckschen Naturkonstante im höheren Sinne aussagen, daß sie Raum und Zeit zugleich erfüllt und in ihren Zielen das Wirken eines göttlichen Willens zur Harmonie erkennen läßt, daß sie eine ordnende

Kraft darstellt, die trotz der ungeheuren Vielfältigkeit der in- und durcheinander wirkenden Partikel, Felder und Energien und bei aller Polarität ständig mit ihrer Quantelung das in-sich-ruhende Gleichgewicht aufrechterhält und auch bei der äußeren Instabilität oberer Elemente die innere Stabilität der Ganzheit bewahrt. Der göttliche Wille zur Ordnung im Ganzen ist unverkennbar.

Bewahren wir uns vor weltanschaulichen Konsequenzen. Die Kontinuität, d. h. der lückenlose Zusammenhang in der Welt des Mikrokosmos ist aufgehoben. Die physikalischen Aussagen erheben nicht mehr den Anspruch auf „Objektivität", sind vielmehr nur noch Durchschnitts- (statistische) Werte.

Eines darf aber wohl als sicher angenommen werden: Trotz, oder gerade bei der Flucht der Erscheinungen gilt nach wie vor das Ordnungsprinzip unumstößlich in der Natur. Allerdings nicht mehr das grob sinnliche des Rationalismus, die Ordnung der großen Zahlen der klassischen Physik, nach der der Ablauf des Weltgeschehens streng determiniert (bestimmt) und von dem Laplaceschen Weltgeist logisch erfaß- und errechenbar sei. Nach den heutigen Erkenntnissen macht die Natur nicht nur Sprünge, sondern es herrschen auch die Regeln der Unbestimmten (Indeterminismus), des „Zufalls"; es besteht die „Freiheit der Wahl". Der Weltgeist ist eben nicht nur Mathematiker, sondern universell. Und wie der berühmte englische Physiker und Astronom Jeans sagt: „Das Weltall fängt an, mehr einem großen Gedanken, als einer großen Maschine zu gleichen ..." — Denn diese „Freiheit" bedeutet eben nicht Willkür, und der Zufall unterliegt doch wieder Gesetzen, die allerdings auch dem weitesten menschlichen Erkenntnisvermögen wohl niemals erschlossen werden, weil eben die grob-sinnliche menschliche Wahrnehmung nicht ausreicht, um die Schleier göttlicher Geheimnisse zu lüften.

Aber gerade mit der Vielfältigkeit, der Freiheit der Möglichkeiten, beweist sich nicht nur der Reichtum der Fülle, sondern auch das Vorwalten eines höheren, differenzierteren Ordnungsprinzips, das in seinem Ursprung geistiger Natur sein kann; so wie Jeans weiter sagt: „... Der Geist erscheint uns nicht mehr als ein zufälliger Eindringling in das Reich der Materie; wir fangen an zu ahnen, daß wir ihn eher als Schöpfer und Beherrscher des Reichs der Materie begrüßen dürfen ... Wir haben entdeckt, daß das Weltall Beweise einer Macht zeigt, die mit unserem eigenen Geist etwas gemein hat, nämlich die Neigung, auf eine Weise zu denken, die wir mangels eines besseren Ausdrucks die mathematische nennen ..."

* * *

Durch die Fehlschläge bisheriger Weltanschauungen aus der Schau der reinen Vernunft und der Emotion, die sich als zu einseitig erwiesen, belehrt, dürfte nur diese die Bezugsebene auch für unsere menschliche Welt sein. Nur von der Warte erhöhter Geistigkeit, die das Leben im Kleinen wie im Großen nicht mehr als Summe der Teile sondern als zusammenhängende Ganzheit betrachtet, in dem die materiellen wie auch die emotionalen Elemente gegliedert gebunden und in Wechselbeziehung zum Ganzen stehen, werden auch wir unsere gesellschaftlichen Beziehungen neu zu ordnen vermögen.

Nach den katastrophalen Auflösungserscheinungen im 20. Jahrhundert, unter denen Freiheit zur Willkür und folgerichtig notwendiger Zwang zur Gewalt entarteten, die Persönlichkeit, haltlos geworden, im Massentum unterging, die menschlichen Bindungen sich unter den Extremen von Haß und Liebe zerstörten, wo der Intellekt nur noch in persönlichem Vorteil und daher in Gegensätzen zu denken vermag, sich alle großen, universellen Zusammenhänge in engem Spezialwissen aufzulösen beginnen und als Alternative zum Cäsarismus das Chaos bleibt, ist im Unterbewußtsein der Menschheit heute ein starkes Bedürfnis nach Bindung lebendig. Die Tendenz geht nicht zu den Extremen, sondern zur Mitte, nicht mehr zum Dualismus, sondern zur Einheit.

Aber diese Dritte Kraft kann nicht auch nach mechanistischen Gesetzen, als Summierung der Teile, aufgebaut werden. Sie bedarf vor allem eines geistigen Gehalts. Daran aber fehlt es noch. Daher das lose Gefüge. „Antis" sind keine stabilisierenden Bindungskräfte.

Es wird heute auch von den Naturwissenschaften her immer mehr unmöglich, absolut gültige Normen zu setzen. Und gar ein Dogma zu verfechten, wird irreal. Welt und Leben, wie wir sie heute sehen, sind in einer einzigen Bewegung. Der uralte Streit zwischen den Eleaten und Heraklit scheint zugunsten des letzteren entschieden. „Alles fließt!"

Dennoch dürfte es heute möglich sein, auch dem gesellschaftlichen Leben wieder ein dem göttlichen Willen zu höherer Ordnung angemessenes Leitbild zu geben, nach dem sich die widerstrebenden Kräfte einpendeln, um zu einem im Ganzen ruhenden Gleichgewicht zu gelangen.

Das scheint uns zunächst die wichtigste Aufgabe. Wir werden versuchen, zu ihrer Lösung etwas beizutragen. Eine Präzisierung geht über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus. Nur soviel sei abschließend gesagt, daß in dieser Ordnung weder die Polarität, das Gegeneinander individuell oder in Gruppen rivalisierender Kräfte, noch die Koexistenz, das bedingungslose, gleichfalls mechanistisch aufgefaßte Nebeneinander, sondern die Solidarität, das Mit-einander in einer in jedem Lebenskreis auf Ganzheit bezogenen Gemeinschaft das Grundmotiv dieses Leitbildes sein wird, eines Bildes, das, weder abstrakt (formal) noch intuitiv (ideologisch), ebenso das Ich wie das Wir, die persönliche Freiheit wie die Freiheit des Ganzen, die Nation wie die Völkergemeinschaft, mit anderen Worten die weitestmögliche Gerechtigkeit beinhaltet.

Nur in einer geistig und damit auch sittlich gebundenen Ordnung werden sich die heutigen Gegensätze entschärfen und auf höherer Ebene aufheben können. Darin scheint uns die Bedeutung der Dritten Kraft im Staat und im Völkerleben zu liegen, einer Kraft, die in ihrer geistigen Ueberlegenheit auf die Dauer den in Waffen starrenden materiellen Ungeist friedlich überwindet.

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN VOLKES DEUTSCH GESEHEN

X. REFORMATION UND GEGENREFORMATION

Mit Kaiser Maximilian I. (1493—1517), dem „letzten Ritter", mit Nikolaus Koppernik, genannt Kopernikus, aus Thorn, dem Begründer des heliozentrischen Weltsystems, mit Johann Gutenberg aus Mainz, dem Erfinder des Buchdruckes, mit dem Aufblühen der Geldwirtschaft und dem Aufstieg der Städte zu Mittelpunkten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, beginnt die Neuzeit. Hans Sachs, der dichtende Schuhmachermeister; Albrecht Dürer; Peter Henlein, der Erfinder der Taschenuhr gehören zu ihren liebenswerten Begleitern. Martin Behaim, der 1492 den ersten Erdglobus konstruiert, Vasco da Gama, der das Kap der Guten Hoffnung umschifft und 1498 Indien auf dem Seeweg erreicht, Diderik Pinning, der 1472 den Weg nach Nordamerika neu entdeckt, Christoph Kolumbus aus Genua, der 1492 auf die „westindische" Insel San Salvador trifft und damit einen neuen Erdteil entdeckt, der Portugiese Magellan, der 1519—1522 mit Hilfe einer Seekarte Behaims die Südspitze Amerikas umschifft sind Ausdruck eines neu durchbrechenden Weltgefühls.

* * *

Wie ein Alpdruck lastet um 1500 die verschleppte Krise der universalen christlichen Kirche auf den europäischen Völkern. Am schwersten lastet sie auf dem deutschen Volk. Im Kampf gegen den päpstlichen Herrschaftsanspruch war das Reich der Hohenstaufen zugrunde gegangen. Zur gleichen Zeit aber, während das deutsche Volk von seiner Zentralgewalt gegen die immer höher steigenden Finanzansprüche des päpstlichen Stuhles immer weniger, und zum Schluß gar nicht mehr geschützt wird, beschneiden die meisten Staaten Europas, trotz aller Katholizität, sehr energisch der Kirche die Krallen.

Da alle Staaten die Finanzansprüche des Papstes abwehren, nur die Deutschen aus Mangel an einer machtvollen Zentralgewalt nicht, so hatte die päpstliche Kurie begonnen, Deutschland immer ungehemmter auszubeuten: Die Zentrale der Kirche in Rom drückt auf die Bischöfe, diese auf die Priester, die Priester auf das Volk.

Die Kurie fordert: a) Konfirmationsgebühren, die jeder ins Amt gekommene kirchliche Würdenträger zahlen muß. Das arme Bistum Brixen in den Tiroler Bergen mußte bei jedem Bischofswechsel 4000 Goldgulden aufbringen, die großen Erzbistümer Mainz, Trier und Salzburg je 10 000 Goldgulden. b) Die Erzbischöfe haben noch besondere Palliengelder zu zahlen. c) Als Annaten muß jeder Bischof und Erzbischof die gesamten Einnahmen seines ersten Amtsjahres an den Papst abführen. Als fructus medii temporis fallen die Einnahmen jeder unvergebenen Kirchenpfründe dem Papst zu. d) Als Spolienrecht nimmt der Papst das Privateigentum jedes verstorbenen Bischofs in Anspruch. e) Als Exspektanzen verkauft die Kurie das Recht auf eine zu erwartende Pfründe — dieser Verkauf von Anwartschaften ist zum regelrechten Aemterschacher ausgeartet, die einst so heftig bekämpfte Simonie lebt wieder auf. f) Als Indulgenzen und Dispense werden Vergebungen von kirchlichen Strafen und Befreiung von kirchlichen Verboten verhandelt. Am schlimmsten wirkt sich der Brauch aus, nach festen Taxen in Geld Sündenstrafen zu erlassen. Da die Bischöfe die hohen Abgaben an die Kurie irgendwie aus ihren Aemtern herauswirtschaften mußten, so war die gesamte kirchliche Verwaltung unablässig mit Geldbeitreiben beschäftigt — zum bitteren Schmerz vieler frommer Pfarrer und Bischöfe.

Hinzu kommt, daß diese riesigen Summen, die Jahr für Jahr über die Alpen gingen, nur zum geringen Teil für fromme Zwecke verwandt werden. Ein Teil ging gewiß für herrliche Bauten kunstfreundlicher Päpste (Nikolaus V., Pius II., besonders des großen Julius II. und Leos X.) hin, der größte Teil aber wird für Verwandte und Günstlinge der Päpste, zahllose Hofschranzen und übertriebenen Prunk vertan. Der langjährige Geheimschreibei Kaiser Maximilians, Matthäus Lang, später Erzbischof von Salzburg, sagte spöttisch: „Wir Pfaffen tun selten gut — aber es gehet uns gar wohl dabei." —

So tief allerdings war die moralische Verkommenheit nicht, daß nicht immer wieder ernste, tüchtige Männer in der Kirche selber den Versuch gemacht hätten, der heillosen Korruption ein Ende zu setzen. Schon auf dem Konzil zu Pisa (1409) hatte man zwei streitende Päpste abgesetzt und einen dritten gewählt. Das Konzil von Basel (1431—1449) entzog dem Papst sogar die Besetzung der Bistümer und Abteien, die Erhebung von Annaten, Palliengeldern und anderen Schröpfereien. Aber da es seine Beschlüsse nicht durchsetzen konnte, unterwarf es sich 1449. Kurz darauf erklärte Papst Pius II. den Grundsatz, daß das Konzil über dem Papst stünde, für ketzerisch. Damit war der Weg, aus der hohen Geistlichkeit selber zu einer Reform zu kommen, abgeschnitten.

Zweimal brechen aus dem Volke selber Reformbewegungen auf. Der englische Pfarrer Wicliff (gest. 1384) lehrt das allgemeine Priestertum, verkündet nur die Bibel als Quelle der Religion, verwirft Ohrenbeichte, Ablaß, Heiligendienst. Seine Lehre löst aber bei der jammervollen Lage der einst durch die normannische Eroberung unfrei gemachten Bauern den wütenden Lollharden-Aufstand aus, dessen Ausschreitungen so schwer sind, daß die englische Regierung die ganze Bewegung unterdrückt. Die von dem Wicliff-Schüler Hus ausgelöste Hussiten-Bewegung endet ebenfalls in einer blutigen, religiös-kommunistischen Kultur-Verwüstung, den Hussiten-Kriegen (1419—1434). Seitdem fürchten die oberen Schichten jede soziale Reformbewegung von unten, weil sie „der Hussiten Greuel und Scheuel" über die Welt bringen würden. Also verrottet alles weiter, und das einfache Volk leidet am tiefsten unter der Ausbeutung und der sittlichen Entartung.

Seit Wicliff und Hus rumort in den ungebildeten Massen der Glaube, man müsse nur zur Lehre der Bibel zurückkehren, zum reinen „Wort Gottes", das die Kirche dem Volke vorenthalte, man müsse das Christentum reinigen — dann werde alles gut und die „Gerechtigkeit Gottes" da sein. —

In der gebildeten Schicht, vor allem in Italien, hat man inzwischen die Schönheit des klassischen Altertums entdeckt. Ungescheut stellen Maler und Bildhauer die Götter des Altertums in ihrer Schönheit dar. Die Erde wird nicht mehr als Jammertal verachtet, sondern auch in ihrer Schönheit begriffen. Man verwirft den blinden Autoritätsglauben der Kirche, man studiert die klassischen Sprachen und entdeckt bald, daß die biblischen Texte voll Widersprüche und Ungereimtheiten stecken, und der große Gelehrte Laurentius Valla weist nach, daß die sog. Konstantinische Schenkung (auf Grund welcher Kaiser Konstantin dem Papst ganz Rom geschenkt haben sollte) eine Fälschung ist, daß die Apostel das apostolische Glaubensbekenntnis weder verfaßt noch gekannt haben ... Mit der Entdeckung Amerikas bricht das kirchliche Weltbild von der Erde als einer Scheibe und dem Himmel als Glocke darüber, der Hölle darunter, zusammen: die Erde wird als Kugel erkannt. Die Astronomen Kopernikus und Galilei entdecken, daß die Erde sich um die Sonne dreht und nur ein Stern unter Millionen ist. Das „Himmelreich" und die „Hölle" werden obdachlos, die Behauptung, daß der Gott aller Universen in Palästina geboren, gekreuzigt und auferstanden sei,

wird unter den höchsten Geistern als Mythe erkannt. Plato und die Platonische Philosophie werden wiederentdeckt. Hätte diese Bewegung der Renaissance sich völlig durchsetzen können — und sie wurde ja sogar von einigen Päpsten in gewissem Umfang gefördert — so wäre das Christentum, von innen ausgehöhlt, von der Wissenschaft entlarvt und widerlegt, in sich lautlos zusammengesunken. Schon begann einer der begabtesten deutschen Humanisten, der Ritter Ulrich von Hutten, den Tacitus herauszugeben, den die kirchliche Zensur in tiefer Nacht begraben hat, und an der Hand der „Germania" des Tacitus dem deutschen Volk den Weg zu seiner eigenen Vergangenheit zu öffnen ...

* * *

Da erhebt sich der am 10. November 1483 zu Eisleben geborene Martin Luther zu einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen beruft ihn als Professor der Theologie an die neugegründete Universität Wittenberg. Luther, als Seelsorger über die Auswirkung der Tetzel-Predigten erschüttert, schlägt am 31. Oktober 1517 95 Thesen (Streitsätze) gegen den Ablaß an die Tür der Universitäts- und Schloßkirche zu Wittenberg. Mit Windeseile verbreiteten sich diese Thesen über ganz Deutschland und werden zu einem völkischen Weckruf. Der Mönch Luther wird zum Erwecker seines Volkes. Als der Papst ihn nach Rom zur Verantwortung fordert, hält Friedrich der Weise seine schützende Hand über ihn, Luther lehnt einen Widerruf ab. Im Leipziger Streitgespräch mit seinen kirchlichen Gegnern (Dr. Eck) bestreitet Luther die Unfehlbarkeit des Papstes sowie der Konzilien und macht sich damit auch innerlich frei von Rom. In seinen Schriften lehrt Luther: Das Priestertum steht Gott nicht näher als der Laie. Alle Christen sind geistlichen Standes. Der Mensch wird selig allein durch den Glauben. Jeglicher Christ kann die Schrift auslegen, nicht nur Papst und Konzilien. Der Papst ist nicht Stellvertreter Christi auf Erden. — Durch ganz Deutschland geht es wie heller Aufruhr. Und als der Papst den „Ketzer" Luther mit dem Bann bedroht, falls er nicht widerrufe, verbrennt Luther die Bannbulle vor dem Elstertor in Wittenberg. Dazu auch das kanonische Sonderrecht von 1520 und erklärt beides zu Ketzerschriften.

1519 ist der Enkel Maximilians, Karl V. (1519—1556) mit Hilfe der Fugger (er zahlt den kurfürstlichen Wählern Wahlgeld in Höhe von 850 000 Goldgulden, das ihm die Fugger vorstrecken) Herr über die österreichischen Besitzungen und Herrscher Deutschlands geworden. Karl hatte bereits 1516 als König Karl I. die Regierung in Spanien, Neapel-Sizilien und den burgundischen Niederlanden angetreten, ist Sohn des Habsburgers Philipp des Schönen und der spanischen Thronerbin Johanna der Wahnsinnigen. Seine „Hausmacht" umfaßt Oesterreich mit seinen Alpenländern, die Freigrafschaft Burgund, die Niederlande, Neapel, Sizilien und Spanien mitsamt dem Kolonialbesitz in Amerika. In seinem Reich, sagte er, ginge die Sonne nicht unter. Karl benötigt Ruhe in Deutschland und die Unterstützung der deutschen Fürsten zum Kampf Habsburgs gegen Frankreich. Er will darum das „Mönchsgezänk" beenden und lädt Martin Luther unter Zusicherung kaiserlichen Geleits nach Worms. Dort lehnt

Luther den Widerruf ab, der Kaiser spricht im Wormser Edikt über ihn und seine Anhänger die Reichsacht aus und verbietet die Verbreitung seiner Lehre. Kurfürst Friedrich der Weise nimmt daraufhin Luther als „Junker Jörg“ in Schutzhaft auf die Wartburg. Dort überträgt Luther das „Neue Testament“ neu ins Deutsche, statt der papierenen Kanzleisprache in eine packende und herzliche Volkssprache und wird damit zum Schöpfer der gemeindeutschen Hochsprache.

Unter Karl bricht die lange verdeckte Reichskrise aus. Wirtschaftlich hatte der Frühkapitalismus zu ungeheuerem Geld- und Sachwucher geführt. Die Festsetzung der Portugiesen nach ihrer Fahrt um Afrika an der indischen und arabischen Küste hatte den Gewürzhandel von Indien und Indonesien über Aegypten nach Venedig und Deutschland unterbrochen; eine Wirtschaftskrise lastet über den süddeutschen Städten, große Kaufherrenfamilien wie die Fugger, Welser, Höchstätter und Imhof, die den Anschluß an den neuen portugiesischen und spanischen Markt finden, werden ungeheuer reich — ganze Schichten verarmen. Luther klagt: „Wie könnte es mit rechten Dingen zugehen, daß ein Mann in kurzer Zeit so reich werde, daß er König und Kaiser auskaufen möchte?“

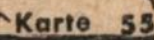
Die Einführung des Römischen Rechtes, von Kaiser Maximilian in bester Absicht zur Vereinheitlichung und Modernisierung 1495 bei der Schaffung des Reichskammergerichts durchgesetzt, stärkt nicht das Reich, sondern die Macht der Fürsten gegen ihre Untertanen. Es erschüttert außerdem die Rechtstellung der Bauern mit der Folge, daß überall versucht wird, die Lasten der Bauern zu erhöhen. Das Volk klagt: „Das liebe Recht ist worden krank, dem Armen kurz, dem Reichen lang.“

Mit der steigenden Macht und Willkür der Landesfürsten wächst die Sehnsucht nach dem Reich, als der beständigen Ordnungsmacht, zugleich nach starkem Kaisertum als dem Hüter der Zentralgewalt. Ulrich von Hutten wird der leidenschaftlichste Rufer nach dem Reich, das seine Macht auf die Ritterschaft stützen und sich lossagen solle von Rom. Franz von Sickingen, Führer der Reichsritterschaft, kämpft gegen den Erzbischof von Trier, die Ritter wollen den weltlichen Besitz der Kirchen unter sich aufteilen, werden jedoch von den Fürstenheeren geschlagen. Sickingen fällt, Hutten stirbt in Acht und Bann auf der Insel Ufenau im Züricher See. Die Macht der Reichsritter ist endgültig gebrochen, die Fürstenmacht gestärkt.

* * *

Schon lange droht eine Erhebung der Bauern, auf die immer mehr die Forderungen der Kirche und die Steueransprüche der Landesherren drücken. 1462 waren die Bauern des Pinzgau, Pongau und Brixener Tales gegen den Erzbischof von Salzburg aufgestanden, 1468 hatten die Bauern von Thann, Sennheim und Masmünster im Elsaß eine Erhebung versucht, 1478 erhoben sich die Bauern in Kärnten gegen Uebersteuerung. 1476 trat bei Würzburg ein wahrscheinlich von heimlichen Hussiten geleiteter ekstatischer Prediger, der „Pfeifer von Niklashausen“ auf, er wurde festgenommen und verbrannt. 1491 erhoben sich die Bauern im Gebiet der Fürstabtei Kempten gegen grobes Unrecht, 1493 wurde eine große Verschwörung, ein „Bundschuh“ im Elsaß entdeckt, die Anführer wurden hingerichtet. 1492 war es zugleich zu einer schweren Erhebung der friesischen Bauern in Westfriesland gekommen, die Haarlem stürmten und erst nach blutigem Feldzug erlagen. 1493 verhinderten die Bauern der Abtei Ochsenhausen den Abt mit Gewalt daran, jedes Erbe eines verstorbenen Bauern einzuziehen.

Die große Niederlage der Holsteiner Herzöge 1500 am Dusenddüwelswarf bei Hemmingstedt gegen die freien Bauern von Dithmarschen verstärkte auch die Auffassung, daß die Macht der „Herren“ absinke. 1512 bildet sich in Bruchrain eine neue revolutionäre unterirdische Bewegung unter dem früheren Landsknecht Joss Fritz; dieser neue „Bundschuh“ wollte keinen Herren denn Papst und Kaiser vor Gott haben. 1514 erhoben sich die Bauern von Bühl bei Rastatt — fast gleichzeitig kam es in der Schweiz zu einer wütenden Erhebung der Bauern im „Bernbiet“ gegen die Stadträte, die gegen Schmiergeld schweizerische Jungbauern als Soldaten nach Frankreich verkauften. 1514 erhoben sich Württemberger Bauern gegen den verschwenderischen Herzog Ulrich, und kurze Zeit konnte ihr Bund, der „arme Konrad“, Macht gewinnen — dann wurde



er blutig unterdrückt. 1515 erhoben sich die slowenischen, dann auch die deutschen Bauern von Krain, Kärnten und Steiermark. Dieser Aufstand, der unter dem Losungswort „stara pravda" („altes Recht") lief, wurde blutig abgewürgt. 1520 rebellierten die Tiroler Bauern des Bistums Brixen gegen den als habgierig verrufenen Bischof.

Lange schon flattern Flugschriften über Deutschland, die zur Revolution auffordern. Neben Luther treten Prediger auf, oft viel klarer als Luther, später als „Schwarmgeister" verschrieen, wie Magister Thomas Münzer, die über die Bibel hinaus zur Erkenntnis Gottes vorstoßen wollen. Aber die Landesfürsten unterdrücken sie. Mit Ausnahme einiger weniger erkennt keiner, daß eigentlich Luthers religiöse Bestrebungen bestenfalls auf eine neue Dogmenkirche hinauslaufen, mit einer wirklichen Reichserneuerung, wie sie Hutten und Sickingen erträumten, mit einer Durchsetzung des alten Rechtes, d. h., des nie erloschenen Bewußtseins vom Odalsrecht beim Bauern, und auch mit einer geistigen Befreiung, wie sie die Gelehrten und Humani-

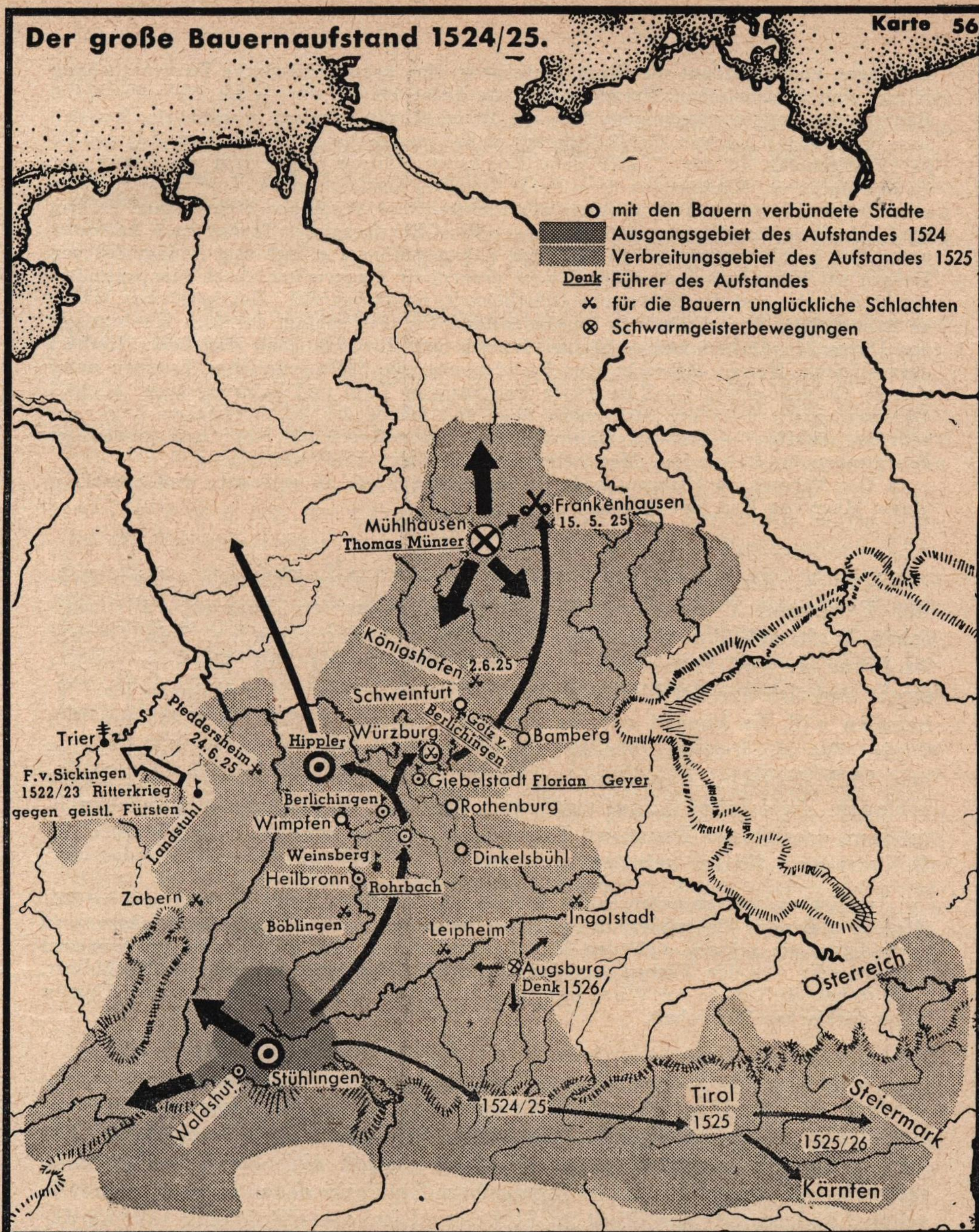
sten erstreben, eigentlich nichts zu tun haben. Es ist der tragische Fall, wo eine große, noch unklare Bewegung einen Mann auf die Höhe hebt, der eigentlich gar nicht ihre Ziele verfolgt, sondern etwas ganz anderes will. Die gewaltige Persönlichkeit Luthers, die unbestreitbar ist, erleichterte diesen Mißgriff. Der Kulturhistoriker Steinhausen schreibt hierzu: „Die Hauptwirkung war, daß er die wesentlich soziale Bewegung zu einer religiösen wandelte. Er wollte nicht die Kirche zerstören, sondern die Religion retten vor einer verdorbenen Kirche. Nietzsche hat ihm gerade vorgeworfen, daß er die Kirche und das Christentum wiederhergestellt habe in dem Augenblick, wo sie unterlagen.“

Das erweist sich auch im Großen Bauernkrieg. Er setzt mit örtlichen Unruhen 1524 in der Bodensee-Gegend ein. Die Erhebung greift rasch um sich, in Donauried bildet sich im Februar 1525 der Laupheimer Haufe, 30 000 Mann stark, zwischen Ulm und Biberach ein Bauernheer unter dem Prediger Jakob Wehe, dann stehen die Allgäuer Bauern auf. Zu Memmingen geben sich die Vertreter der verschiedenen Bauernheere ein Programm, die „Zwölf Artikel“:

1. Jede Gemeinde soll das Recht haben, ihren Pfarrer selbst zu wählen und abzusetzen. Die Pfarrer sollen das Evangelium „lauter und klar, ohne menschlichen Zusatz“ predigen.
2. Die Bauern sind bereit, den Kornzehnten weiter zu entrichten; er soll für den Lebensunterhalt des Pfarrers und für die Armen verwandt werden. Der kleine Zehent soll beseitigt werden.
3. Die Leibeigenschaft soll aufgehoben werden; die Bauern werden „der erwählten und von Gott gesetzten Obrigkeit gehorsam sein.“
4. Die Bauern verlangen die Freigabe von Jagd und Fischfang.
5. Es soll wieder Gemeindewald bestimmt werden, aus dem die Bauern Brenn- und Zimmerholz entnehmen können.
6. Die Dienstleistungen sind auf ein erträgliches Maß zurückzuführen.
7. Die über die gemeinsam vereinbarte Dienstleistung hinaus geforderte Arbeit soll den Bauern bezahlt werden.
8. Die Entrichtung der Abgaben (Gilten) soll neu geregelt werden.
9. Bestrafung soll nicht länger willkürlich gehandhabt werden, sondern nach dem Gesetz erfolgen.
10. Gemeindeland, das von jemand zu Unrecht in Besitz genommen wurde, soll zurückgegeben werden.
11. Bei Todesfällen sollen keine Abgaben mehr gezahlt werden.
12. Die Bauern sind bereit, jeden ihrer Artikel fallen zu lassen, wenn ihnen nachgewiesen werden kann, daß er mit der Schrift nicht im Einklang steht.

Außerdem Entwurf einer Reichsverfassung: starke Kaisermacht, gleiche Münzen, Maße und Gewichte, Ausschaltung der Geistlichen und Juristen aus der Verwaltung, Kampf dem Wucher der Großbanken. —

Mit diesem Reformprogramm wollen die Bauern mit dem Schwäbischen Bund, einem Zusammenschluß der Landesfürsten Süddeutschlands, verhandeln. Dann aber werden die Bauern mißtrauisch. Zwar sind noch von keiner Seite Gewalttätigkeiten vorgekommen, aber man stellt fest, daß Landesherren und Ritterschaft eilig ihre Burgen verproviantieren und sich zum Kampfe rüsten. Der Baltringer Haufe eröffnete den Kampf am 26. März, die Allgäuer Bauern besetzen Kloster Kempten. Aber der Feldherr des Schwäbischen Bundes, Georg Truchsess von Waldburg, schlägt beide Haufen bei Gaisbeuren und veranlaßt sie, im Weingartner Vertrage ihre Verbrüderung mit den anderen Haufen aufzugeben. Ihre Klagen sollen durch ein Schiedsgericht — das nie stattfand — beigelegt werden. Inzwischen sind auch die Bauernschaften von Franken und Schwaben aufgestanden — ein radikaler Haufen der letzteren unter dem Gastwirt Jäcklin Rohrbacher greift das Schloß Weinsberg an. Als der dortige Befehlshaber auf Parlamentäre schießen läßt, stürmen die Bauern das Schloß und Jäcklin Rohrbacher



läßt die Gefangenen in die Spieße jagen. Das war eine folgenschwere Dummheit, denn nun geht die Masse der kleinen Ritterschaft auf die Seite der Landesfürsten über; nur wenige, wie Florian Geyer von Geyersperg und Götz von Berlichingen, schließen sich der Bauernsache an. Nachdem ein großer Sturm des Bauernheeres auf die Burg Marienberg über Würzburg gescheitert ist, gewinnt der Schwäbische Bund langsam die Oberhand. Der Truchsess von Waldburg schlägt das württembergische Bauernheer bei

Böblingen und verbrennt die Stadt Weinsberg, eine große elsässische Bauernerhebung erliegt dem französischen Herzog Anton de Guise bei Zabern — als die etwa 20 000 Bauern, die Zabern verteidigen, sich auf freien Abzug ergeben, werden sie von den Franzosen abgeschlachtet. Schließlich erliegt das fränkische Bauernheer am 2. Juli 1525 bei Königshofen an der Tauber dem Truchsess, Florian Geyer fällt als letzter der Bauernführer im Kampfe auf dem Felde Rimpar, nachdem seine Burg Ingolstedt erstürmt war. Ein wütiges Strafregime der Fürsten folgt. Auch der Weingartner Vertrag wird nun von den Fürsten gebrochen. — Eine Erhebung der Armen und Aermsten unter dem halbkommunistischen Magister Thomas Münzer erliegt dem Landgrafen von Hessen bei Frankenhausen; Münzer wird grauenhaft hingerichtet. Auch hier wetteifert die katholische und die lutherische Geistlichkeit, möglichst viel „Rottierer" ans Messer zu liefern. Eine Bauernerhebung im Ordensland Preußen schlägt der vom Hochmeister des Deutschen Ordens zum erblichen Herzog von Preußen dank der Lehre Luthers aufgestiegene Herzog Albrecht von Brandenburg mit Hilfe polnischer Truppen unter wüsten Greueln nieder. — Eine große Erhebung in Tirol und Salzburg unter Michael Gaismayr greift nach der Steiermark über und macht der habsburgischen Regierung sehr zu schaffen — erst als Gaismayr, ein staatsmännischer Kopf und geschickter Kriegsmann, in Italien von Meuchelmördern beseitigt wird, wurde es still.

Der Versuch der Bauernschaft, zu Recht und Reich zu gelangen, wird erstickt in einem Meer von Blut und Qualen.

* * *

Karl V., der bereits 1521/22 die österreichischen Erblande seinem Bruder Ferdinand I. überlassen hatte, plant, in seinem spanisch-habsburgischen Weltreich das römische Kaisertum wiederherzustellen. Sein Gegner ist Franz I. von Frankreich, der nach Erneuerung des Karlingerreiches strebt und sich aus der Umklammerung (Spanien-Deutschland) durch Karl V. befreien will. Es kommt zu vier Kriegen (zwischen 1521 bis 1544) um den Besitz des Herzogtums Mailand, deren glänzenden Sieg über die Franzosen 1525 deutsche Landsknechte unter Georg von Frundsberg bei Pavia schlagen. Zwei Jahre darauf erstürmen deutsche und spanische Landsknechte Rom, da sich der Papst mit Franz I. verbündet hat. 1530 wird Karl V. in Bologna zum Kaiser gekrönt.

Inzwischen dringen unter Sultan Soliman die Türken gegen Mitteleuropa vor. Die deutschen Bauern Siebenbürgens versuchen vergeblich, sich in ihren Kirchenburgen zu verteidigen, sie müssen sich den Türken unterwerfen, der König von Böhmen und Ungarn wird von den Türken geschlagen und fällt, Ferdinand I. wird sein Nachfolger. 1529 stehen die Türken vor Wien, werden zwar abgewiesen, doch bleibt fast ganz Ungarn unter türkischer Herrschaft.

* * *

Während Karls auswärtigen Kriegen hat sich die Reformation — besonders in Norddeutschland— ausgebreitet: Sachsen, Hessen, Preußen, Brandenburg, Siebenbürgen, Dänemark, Schweden, später England. Da wegen Karls Widerstand gegen die Reformation eine Reichskirche nicht möglich ist, entstehen die evangelischen Landeskirchen, in den evangelischen Ländern tritt der Fürst an Stelle des Bischofs, Kirchengut fällt an die Landesfürsten. Lehre und Gottesdienst in der neuen Kirche werden neu geordnet, Klöster und Zölibat werden aufgehoben. Luther selbst heiratet, das evangelische Pfarrhaus soll Vorbild des deutschen Familienlebens werden.

Auf dem Ersten Reichstag zu Speyer 1526 überläßt Karl V. es den Reichsständen, ihre Stellung zur Reformation zu bestimmen, doch im Zweiten Reichstag zu Speyer 1529 beschließt die katholische Mehrheit die strenge Durchführung des Wormser Ediktes. Da die evangelischen Stände (5

Fürsten und 14 Reichsstädte) dagegen Protest erheben, werden sie seither als Protestanten bezeichnet. Als dann auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 unter Vorsitz Karls, der inzwischen Frankreich, Papst und Türken besiegt hat, die Wormser Edikte auch in den protestantischen Ländern durchgeführt werden sollen und die protestantischen Stände zur katholischen Kirche zurückkehren sollen, schließen sich die protestantischen Fürsten und Reichsstädte im Schmalkaldischen Bund gegen Karl zusammen.

Neue Türkenvorstöße und Kämpfe gegen Frankreich beanspruchen den Kaiser, und erst nach Beendigung dieser Kämpfe nimmt er den Kampf gegen den Schmalkaldischen Bund auf, zur Ausrottung der Ketzerei und Brechung der reichsständischen Selbständigkeit. (Luther erlebt den Religionskrieg nicht mehr, da er 1546 in Eisleben stirbt.) Moritz von Sachsen-Meißen, der auf die Kurwürde hofft, verrät die evangelische Sache, tritt zum Kaiser über und fällt in das Land seines Vetters, des Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg ein, der darum gezwungen ist, zur Errettung seines Landes die Schmalkaldener zu verlassen. Die süddeutschen Protestanten (Ulm, Augsburg, Straßburg, Herzogtum Württemberg) müssen sich dem Kaiser unterwerfen. In der Schlacht bei Mühlberg a. d. Elbe 1547 siegt der Kaiser über den Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg und nimmt ihn gefangen. Moritz von Sachsen-Meißen erhält die Kurwürde und einen großen Teil von Sachsen-Wittenberg. Philipp von Hessen unterwirft sich. Karl V. ist Herr über Deutschland.

Als er jedoch daran geht, aus Deutschland einen katholischen Einheitsstaat zu machen, sehen sich die Fürsten in ihrer „Libertät“ bedroht und vereinen sich zu einem Fürstenbund unter Moritz von Sachsen und dem Protektorat Frankreichs. An Frankreich verschachert Moritz gegen 80 000 Gulden das „Reichsvikariat“ über Metz, Tull (Toul), Wirten (Verdun), Nanzig (Nancy) und Kammerich (Cambrai). Frankreich überschreitet dieserart die Mosel, die Flanken Lothringens und der Niederlande bedrohend. Da der Papst sich dem Fürstenbund gegen den — katholischen — Kaiser anschließt, muß dieser 1556 abdanken. Er zieht sich in das spanische Kloster Yuste zurück und übergibt seinem Sohn Philipp Spanien, die Niederlande und die Freigrafschaft Burgund, Mailand und Neapel-Sizilien, während Ferdinand Oesterreich, Böhmen und Ungarn behält sowie die Kaiserkrone erhält.

* * *

In Augsburg schließen 1555 die katholischen und protestantischen Reichsstände unter Vorsitz Ferdinands einen neuen Waffenstillstand, den Augsburger Religionsfrieden. Dieser bestimmt, daß die Reichsstände freie Religionsausübung erhalten und daß die Untertanen die Konfession des Landesfürsten anzunehmen haben. Damit sind die lutherischen Landeskirchen gleichberechtigt mit der katholischen Weltkirche, die Landesfürsten erhalten außer der weltlichen nunmehr auch die geistliche Macht.

* * *

Da bereits etwa vier Fünftel der deutschen Bevölkerung der protestantischen Konfession angehören, unternimmt die römische Kirche einen wohldurchdachten Gegenangriff, die sog. Gegenreformation. Im Trienter Konzil (1545—1563) wird die Beseitigung der „Irrlehren“ beschlossen, die Einigkeit der Kirche soll wiederhergestellt werden, die Besserung der

Sitten von Geistlichkeit und Volk veranlaßt. Die katholische Lehre wird im „Trienter Glaubensbekenntnis“ festgelegt, der Ablaßhandel (nicht der Ablaß selbst) wird verboten, die Ketzergerichte werden erneuert, die Bischöfe und Klöster werden in straffer Unterordnung dem Papst unterstellt. Es wird beschlossen, keine Verständigung mit den evangelischen Kirchen herbeizuführen. Da auf dem Konzil fast ausschließlich italienische, französische und spanische Bischöfe versammelt sind, wird die Gegenreformation zu einem Unternehmen des romanischen gegen den germanischen Teil Europas.

Parallel mit dem Luthertum ist eine zweite biblizistische Richtung unter Huldreich Zwingli (1484—1531) und dem starr fanatischen Calvin (1509—1564) in der Schweiz entstanden, die sog. „reformierte“ Kirche. Sie lehrt die „doppelte Prädestination“, d. h., daß die einen von Anbeginn zur Seligkeit, die anderen zur Verdammnis bestimmt seien. Diese strenge, an altjüdisches Zelotentum erinnernde Richtung ergreift Teile der Schweiz, der Niederlande und Englands; wie das Luthertum zum Obrigkeitsstaat führte, so der Calvinismus zum Kapitalismus und zur unduldsamen Demokratie.

Nun rührt sich auch die alte Kirche wieder. Der schwer kriegsverletzte spanische Offizier Don Iñigo de Loyola stiftet den Jesuiten-Orden (S. J. = Societas Jesu, 1540 vom Papst Paul IV. anerkannt), der sich die Rückgewinnung der an die Lutheraner und Calvinisten verlorenen Länder, aber auch die Missionierung der nichtchristlichen Welt zur Aufgabe stellt. Der Orden bemächtigt sich vor allem des Bildungswesens und der Universitäten. Der gleiche Papst Paul IV. Caraffa legt den „Index der verbotenen Bücher“ an und reorganisiert die Inquisition. Vor Luther war die alte Kirche vergnügt, verkommen und genoß zum Teil ihren eigenen Verfall — jetzt, im Tridentiner Konzil sich selber reinigend (das Konzil findet in Trient mit Unterbrechungen 1545—47, 1551—52, 1562—63 statt), wird sie kämpferisch, ja fanatisch. Als der alte Kaiser Maximilian I. 1519 starb, war Deutschland zwar unordentlich, aber jung und zukunftsträchtig gewesen, so daß Ulrich von Hutten hatte schreiben können: „O Künste, o Wissenschaften — es ist eine Lust zu leben!“ — Als 1556 Kaiser Karl V. die Krone niederlegt, ist eine unfrohe, enge, dumpfe Zeit gekommen. Zelotisch borniertes Pfaffentum aller Richtungen wetteifert in Hexenverbrennungen, gegenseitiger Hetze und Ketzerschnüffelei. Die große Erneuerung, die so viele Zeitgenossen des jungen Luther sich für das Reich und das deutsche Volk ersehnt hatten, war an der Rückkehr zur Bibel und hartherzigem Kirchentum verdorrt und gescheitert.

ROLF HILLEBRAND:

Das Schicksal einer deutschen Geheimwaffe

Ein Bericht über die Entwicklung und das tragische Geschick der „Tonne", stellvertretend für das vieler anderer deutscher Geheimwaffen des II. Weltkrieges

I.

Es war gegen Ende des Koreakrieges, als die US-Heeresleitung bekanntgab, es sei versuchsweise eine neue amerikanische Geheimwaffe eingesetzt worden. Man könne mit ihr, so hieß es, jedes Ziel auf viele Kilometer Entfernung während des Beschusses beobachten und das bereits ausgelöste Geschoß auch während des Fluges auf jede eintretende Zielverschiebung beliebig einlenken. Die Erfolge seien hervorragend. Diese amerikanische Erfindung, schloß die Bekanntmachung, sei die bedeutendste der letzten Jahre auf kriegstechnischem Gebiet und ihre Auswirkungen seien noch gar nicht zu übersehen.

Als ich diese Mitteilung las, die von der Presse mit einem Schleier undurchdringlichen Geheimnisses umgeben wurde, konnte ich mir ein leises, wenn auch bitteres Lächeln nicht verkneifen. Mir war das Geheimnis durchaus nicht so undurchdringlich, handelte es sich doch bei dieser neuen Waffe gar nicht um eine amerikanische, sondern um eine d e u t s c h e Erfindung, an deren Entwicklung und Fertigung ich*) während des Zweiten Weltkrieges engstens beteiligt gewesen war! Und wäre der verbrecherische Reichsverrat in den Schlüsselstellungen nicht so unheimlich weitverzweigt gewesen, wäre diese Waffe ebenso wie eine Anzahl weiterer Geheimwaffen spätestens 1944 durch die Deutschen zum Einsatz gekommen. Und nicht erst 1952 durch die Amerikaner!

Bei dieser deutschen Geheimwaffe — wir nannten sie „Tonne" — dürfte es sich um eine der bahnbrechendsten deutschen Forschertaten auf technischem Gebiet handeln. Dies, glaube ich, wie auch das bezeichnende Schicksal, das ihr widerfuhr, berechtigt mich wohl, im folgenden eine ausführliche Darstellung von ihrer Vorgeschichte, Entwicklung, Erprobung und ihrem tragischen Ende zu geben.

---

*) Der Verfaser war Fertigungsleiter im Stabe der Fernseh GmbH, die ab 1939 alle Forschungszweige auf fernsehtechnischem Gebiet vereinte und die 1945 durch den Sowjetmarschall Konjew zu 75 % nach der UdSSR verlagert wurde. Unser Verfasser dürfte der einzige Fachmann diesseits des „Eisernen Vorhangs" sein, der dieses Forschungsgebiet aus eigenem Erleben sowohl in Deutschland als auch in Sowjetrußland kennt.

II.

Januar 1936. Eine Meldung aus den USA verursacht allerorten Kopfschütteln oder Skepsis: In wenigen Jahren werde die drahtlose Bildübertragung möglich sein und damit ein uralter Traum der Forschung in Erfüllung gehen. Das magische Wort vom „Fernsehen“ geht von Mund zu Mund. In den Forschungsstätten der technisch höchststehenden Länder beginnt ein Wettlauf um den Siegerlorbeer. Amerikaner und Engländer liegen weit an der Spitze, ungeheure Kapitalien stehen dort der privaten Forschung zur Verfügung.

Doch es kommt anders. D e u t s c h l a n d macht das Rennen: Im Frühjahr 1936 tritt es in der Berliner Funkausstellung plötzlich mit einem regelmäßigen Fernsehprogramm vor die Weltöffentlichkeit. Das schlägt ein! Die Berliner Fernsehstuben sind überfüllt von ungläubig staunenden Besuchern aus aller Herren Länder. Und als in jenem unvergeßlichen August 1936 die Fanfaren im festlichen Berliner Olympia-Stadion die bisher eindrucksvollsten Olympischen Spiele eröffnen, erleben zum ersten Mal Tausende vor Fernseh-Schirmen mit, was sich im weit entfernten Stadion abspielt.

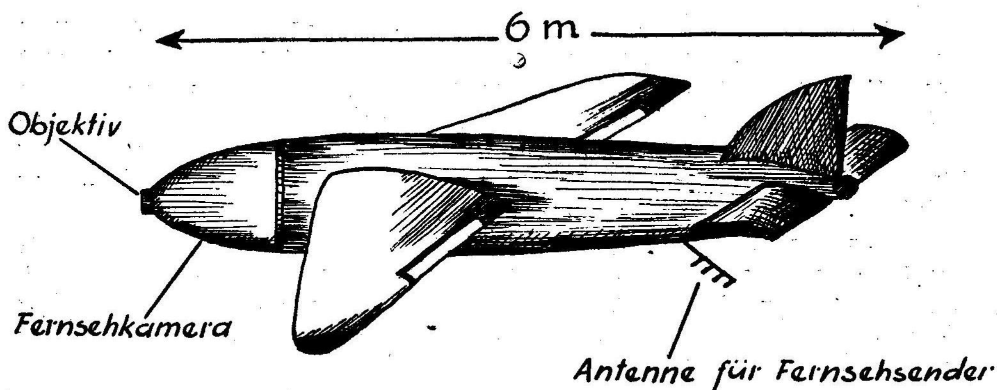
Dann wird es wieder still um das Fernsehen. Niemand ahnt, daß Deutschland mit aller Energie an der Fertigstellung eines „Fernseh-Volksempfängers“ arbeitet. Als nur noch der Einbau der Bildröhre fehlt, unterbricht der Zweite Weltkrieg die Arbeiten. Fünftausend Fenseh-Volksempfänger lagern in Berlin-Schmargendorf. Dort werden sie 1944 durch Bombenangriffe vernichtet ...

Bis September 1939 hatten verschiedene deutsche Privatfirmen auf dem Gebiet der Fernsehtechnik gearbeitet. Bei Kriegsausbruch wurden nunmehr die gesamten Forschungs- und Entwicklungsarbeiten auf kriegsbedingte Zwecke umgeschaltet und die gesamte Forschungsarbeit auf eine einzige, mit großzügigsten Mitteln ausgestattete Wissenschaftler-Gruppe konzentriert, die „Fernseh-GmbH“ in Berlin-Zehlendorf (im Verlaufe des Krieges schaltete sich auch noch die Reichspost-Forschungsanstalt Klein-Machnow ein). Ohne Uebertreibung darf diese Wissenschaftler-Gruppe als die Elite europäischer Fernsehforschung bezeichnet werden. Die Arbeiten konnten bis zum Ende des Krieges — auch nach der vom September 1943 bis Januar 1944 notwendig gewordenen Verlagerung nach Ober-Tannwald im Sudetenland — ohne Unterbrechung durchgeführt werden. Davon sei nun im Einzelnen berichtet.

III.

Ueber Berlin liegt eine schwarze Regennacht. Endlich einmal können die Berliner wieder ausschlafen, denn bei solchem Wetter ist ein feindlicher Bombenangriff nicht zu befürchten. Unaufhörlich prasselt aus tiefhängenden Wolken der Regen auf den schwarzglänzenden Asphalt nieder.

Plötzlich gellt Sirenengeheul, höchste Alarmstufe! Und schon kurz darauf orgeln die Bomben auf Berlins Häusermeer nieder. Der Angriff konzentriert sich schließlich auf Fabrikanlagen am Teltow-Kanal. Aus acht



FLÜGELBOMBE – „TONNE"

mit Fernsehausrüstung

Fabriken wird eine einzelne herausgesucht, ein Werk mit „höchstdringlichem" Fertigungsprogramm. Trotz pechschwarzer Nacht treffen die Bomben genau ins Ziel, unsere Abwehr ist machtlos, das Werk wird völlig zerstört. In den nächsten Nächten geht es Schlag auf Schlag weiter. Die deutschen Stäbe sind in hellem Aufruhr: Was befähigt die Engländer, trotz Wolken, Nacht und Nebel solche „Maßarbeit" zu leisten? Der Reichsmarschall beruft Wissenschaftler und Fachleute zu einer dringlichen Sitzung ein: Es muß etwas geschehen!

Da läßt eine Meldung der deutschen Luftabwehr aufhorchen: Seit kürzem beobachte man eine veränderte Anflug-Formation der Engländer. Ein einzelnes („Pfadfinder")-Flugzeug fliege in großem Abstand voraus, dann erst folgten die anderen in geschlossener Formation. Daraufhin Befehl des Reichsmarschalls: Eines der sogenannten „Pfadfinder-Flugzeuge" solle unversehrt heruntergeholt werden. Schon wenige Stunden später fällt uns ein solches in die Hände, als es bei Rotterdam notlanden muß. Das Geheimnis kann entschleiert werden: In das Pfadfinder-Flugzeug ist ein nach dem Fernsehprinzip arbeitendes Aufnahmegerät eingebaut, das ungeachtet der Wolken- oder Wetterlage die Erde unter sich genauestens abtastet und das Bild in schwarz-weiß auf einen Fernsehschirm im Flugzeug überträgt. Erscheint nun auf dem Bildschirm das zu bombardierende Objekt, brauchen nur die Positionsangaben am Meßgerät abgelesen und den nachfliegenden Bomberverbänden durchgegeben zu werden. Diese öffnen am gegebenen Ort

ihre Bombenschächte und weder Nacht, Schnee, Regen oder Wolken können verhindern, daß die Bomben ins Ziel treffen. Als „Rotterdam-Gerät“ wurde diese neuartige Erfindung dann bekannt. Entwickelt worden war sie von einem Ingenieur, der jahrelang in Deutschland am Elektronen-Mikroskop gearbeitet hatte und dann nach England gegangen war. Er wurde dort geadelt und erhielt den Titel „Retter der Nation“. Sein richtiger Name war Grünberg.

Einen besonders wirkungsvollen Einsatz erfuhr bald das Rotterdam-Gerät im Seekrieg. Mit seiner Hilfe gelang es der englischen Admiralität, die gesamte deutsche U-Boot-Waffe auszuschalten zu einem Zeitpunkt (Oktober 1943), da sie gerade den Höhepunkt in der Versenkung englischer Schiffstonnage erreicht hatte.

Besonders bemerkenswert aber schien uns ein Nebenumstand zu sein, der sich bei den folgenden Besprechungen im Luftfahrtministerium herausstellte: Bereits 1939 hatte ein deutscher Ingenieur ein Gerät zum Patent angemeldet, das auf dem gleichen Prinzip beruhte, jedoch in seiner Konstruktion noch einfacher war. Da Patent-Anmeldungen von kriegstechnischem Interesse immer erst an eine Prüfstelle des OKH geleitet werden mußten, erhielt seinerzeit der Ingenieur nach wiederholten Anfragen dort den Bescheid, man beabsichtige, den Krieg schon in Kürze zu beenden und sei darum am vorgelegten Gerät nicht interessiert. Auf seine Bitte, es persönlich imLuftfahrtministerium vorlegen zu dürfen, erhielt der Ingenieur die Zusicherung, das werde auf dem Dienstwege erfolgen. Monate danach erhielt er schließlich den letzten Bescheid, das Gerät sei für die Zwecke der Staatsverteidigung beschlagnahmt worden. Dann verschwand seine Erfindung in den Archiven und wurde nun — 1944! — auf eine hochpeinliche Intervention des Reichsmarschalls hin ausgegraben. Zu spät!

Das Rotterdam-Gerät konnte durch die bisher bekannten Abwehrmittel nicht ausgeschaltet werden. Es hieß also, eine neue Gegenwaffe zu entwickeln!

IV.

Im August 1943 hatte die Firma Hentschel-Flugzeugwerke einen Flugkörper mit kurzen Flügelstummeln entwickelt, der mit Sprengstoff geladen am Rumpf eines Mutterflugzeuges befestigt und zur Versenkung von Schiffen ausgeklinkt werden sollte. Diese bereits vorhandenen zigarrenförmigen Zellen sollten — das war unser Auftrag — mit einer Fernseh-Ausrüstung und einer Fernlenksteuerung ausgestattet werden. Das war die Geburt der „Tonne“.

Die wichtigste Voraussetzung zur Lösung bot die in ganzer Breite weit vorgetriebene Grundlagenforschung unserer „Fernseh GmbH“. Hierin lag der Unterschied beispielsweise zur amerikanischen Arbeitsweise: Dort wurde ein Einzelobjekt angegangen und einzeln entwickelt, wobei es sich oft erst kurz vor dem Ziel erwies, daß der eingeschlagene Entwicklungsgang falsch und damit die ganze Arbeit umsonst war. Bei uns dagegen wurde jahrelange Forschungsarbeit geleistet, oft ohne jede praktische Auswertung, doch standen im gegebenen Augenblick für die verschiedensten Entwicklungsgänge

die fertigen Ergebnisse bereit, auf die jeweils zurückgegriffen werden konnte. Unsere oft verlästerte „Grundlagenforschung“ bot die Gewähr, daß einzelne Entwicklungsgänge, die eingeschlagen werden mußten, jederzeit auf die notwendigen Grundlagen zurückgreifen konnten. Dieses Prinzip erwies sich auch in unserem Falle als ganz besonders segensreich.

Die Arbeitsweise unserer „Tonne“ sollte im Prinzip folgende sein: Der Flugkörper wurde am Rumpf eines Trägerflugzeuges befestigt wie eine schwere Bombe. Im Kopf des Flugkörpers, noch vor der Sprengladung, befand sich ein Fernseh-Aufnahmegerät. Dieses nahm während des Anfluges das Ziel sowie dessen Umgebung auf und übertrug die Bilder auf einen Fernsehschirn, der im Innern des Flugzeuges angebracht war. Ein zweites Empfangsgerät befand sich im Flughafen, es diente als Kontrollgerät und als Ersatz für den Fall, daß das Empfangsgerät im Flugzeug ausfallen sollte. Unter dem Fernsehschirm befand sich eine Fernsteuerungsanlage. War nun das feindliche Ziel gesichtet, klinkte der Flugzeugführer die „Tonne“ aus, die nun mit Hilfe eines eigenen Triebwerkes weiterflog, während das Trägerflugzeug in Richtung Heimathafen abdrehte. Auf dem Fernsehschirm konnte nun genau der Weiterflug der „Tonne“ und seine Beziehung zum angesteuerten Zielobjekt verfolgt werden. Jede Kursänderung — beispielsweise durch Windeinwirkung — der Flügelbombe konnte durch die Fernsteuerungsanlage reguliert werden, jedes „Ausbrechen“ des Zielobjektes aus der Ziellinie wurde auf dem Schirm sichtbar und konnte durch entsprechende Steuerung der „Tonne“ ausgeglichen werden. Um die Bildaufnahme während des Weiterfluges der „Tonne“ gleichmäßig scharf zu erhalten, schob sich nach einer gewissen Flugzeit automatisch immer eine neue Optik mit veränderter Brennweite vor die Kamera. Dieserart mußte der Treffer unfehlbar sein.

* * *

War auch der bisherige Weg unserer Forschungsanstalten hart und entbehrungsreich gewesen, so übertraf, was nun geschah, alles bisher Vorstellbare. Pausenlos jagten sich nun Wochen hindurch die Versuche auf den Erprobungsstellen von Karlshagen, Jesan, Neu-Mecklenburg, Röchlin, Mannzell — es galt die Kinderkrankheiten zu beseitigen, die „Tonne“ einsatzreif zu machen. Handelte es sich doch um ein völlig neues Prinzip, für das keinerlei Einsatzerfahrungen vorlagen, zudem schufen der kriegsbedingte Materialmangel, die durch Zerbombung immer wieder ausfallenden Zulieferfirmen, die Notwendigkeit einer immer neuen Umstellung auf veränderte Produktionsbedingungen unaufhörlich neue Hindernisse.

Um das unvorstellbare Maß der notwendigen Kleinarbeit zu veranschaulichen, seien einige Schritte aus dem Entwicklungsgang aufgezeigt: So waren beispielsweise die Hentschel-Zellen für den Einbau einer solch komplizierten Anlage wie der vorgesehenen gar nicht geeignet, da sie ursprünglich ganz anderen Zwecken dienen sollten. Die Zellen bestanden aus drei Teilen: a) Sprengkopf und Explosivkammern, b) Treibstofftanks, c) Triebwerk und Steuerung. Für den nunmehr notwendig gewordenen Einbau der Fernsehanlagen kam lediglich der Kopf der Zelle in Frage, und auch davon

höchstens die Hälfte, da genügend Raum für den Sprengstoff bleiben mußte. So verfügten wir lediglich über einen Raum von 85 cm Länge und 55 cm Durchmesser. Die kleinste bisher bekannte Fernsehkamera war jedoch um ein Vielfaches größer als dieser Raum. Wir mußten also eine Kamera entwickeln, die sechsmal so klein wie die kleinste bisher gebaute war und deren Gewicht im Vergleich zu dem bisherigen (85 kg) wesentlich verringert werden mußte. Dennoch dürfte dabei die Bildschärfe nicht leiden! Um so klein und so betriebssicher wie möglich zu bauen, verließen wir das international übliche Zeilensystem von 441 Zeilen und bauten es auf 180 um. Für den Sender entwickelten wir eine kleine Spezialröhre, die TU 50, um Platz zu sparen. Da die Einzelteile der Kamera auf dem zur Verfügung stehenden Raum nicht unterzubringen waren, mußten wir ein eigenes Verschaltungssystem ausarbeiten, das 40 % Raumersparnis ermöglichte. Nach sechswöchiger Entwicklungsarbeit hatten wir das Gewicht der kompletten Kamera auf 42,5 kg herabgedrückt. Die ersten Probeflüge konnten beginnen!

Da tauchten neue Schwierigkeiten auf: Die kalkulierte Zielentfernung (Entfernung zwischen Ziel und Trägerflugzeug beim Ausklinken der Flügelbombe) von 4 km erwies sich wegen der zu hohen Geschwindigkeit der „Tonne" als untragbar. Erst nach langen Erprobungen konnten wir die Triebwerkanlagen auf 8 bis 11 km als die günstigste Zielentfernung einstellen. Ein anderer Störfaktor war das „Ausbrechen aus dem Blickfeld": Bei starken Windböen oder durch zu rasche Steuerungs-Impulse konnte es geschehen, daß das Ziel aus dem Blickfeld verschwand. Lange Schulung, Ruhe, Konzentration und Fingerspitzengefühl des Steuernden gehörten dazu, die „Tonne" wieder in die beabsichtigte Richtung zu lenken.

Als wir die anfängliche Höhe von tausend Metern überschritten, versagten plötzlich die Kondensatoren. Sie waren weder genügend höhen- noch feuchtigkeits- und kältefest. Selbst die besten bisher gebauten Kondensatoren versagten. Als es schon schien, als müßte der Weiterbau abgebrochen werden, gelang es uns, einen Spezialkondensator zu bauen, der allen gestellten Ansprüchen gewachsen war: Er arbeitete noch bei m i n u s 58 Grad Celsius einwandfrei (Toleranz von plus/minus 0,5 %). Und dabei war sein Gewicht nicht größer als das eines Glimmer-Kondensators. Es mag für die Bedeutsamkeit dieser Erfindung sprechen, daß es den USA bis heute noch nicht gelungen ist, für ihre V 2 einen gleichwertigen Kondensator zu entwickeln!

Um den Einsatz der „Tonne" auch bei Nacht, Nebel- oder Wolkenbildung möglich zu machen, entwickelten wir das neuartige Infrarot-Ikonoskop, das die Bildaufnahme auch ohne Sicht gestattete; um das Beschlagen der Objektive zu vermeiden, wodurch die Kamera blind wurde, fertigten wir eine Klimakammer mit automatischer Temperatur- und Feuchtigkeitsregelung, die die Innen- und Außentemperaturen aufeinander abstimmte; der großen Höhen wegen wurde außerdem eine Enteisungsanlage für die Optiken der Kamera eingebaut. Ueberhaupt war die Optik eines der schwierigsten Probleme, sie mußte nach vielerlei Gesichtspunkten und Abstufungen sowie nach Fluggeschwindigkeit berechnet und speziell für diese Geräte hergestellt werden. Die Ausführung übernahm die Firma Schneider in Kreuznach.

Schließlich stand die erste Serie von annähernd 1000 Stück dieser komplizierten Anlagen zum Fronteinsatz bereit. Es fehlte lediglich ein belangloses Einzelteil. An diesem sollte sich die Tragik der Geheimwaffe „Tonne“ erzeigen.

V.

Schon seit März 1944 — wir waren inzwischen ins Sudetenland verlagert worden — hatten wir unentwegt versucht, eine Fliegergruppe für die praktische Erprobung der „Tonne“ im Fronteinsatz zugewiesen zu erhalten. Wir stießen jedoch auf eine verwirrende Mauer von Tatenlosigkeit. Im Juni endlich wurde eine Staffel für den Einsatz der „Tonne“ an der Adria abgestellt. Wir fieberten den kommenden Dingen entgegen. Doch auf einen Einsatzbefehl warteten wir weiterhin vergebens.

Unbegreiflicherweise zögerte sich auch die Lieferung des oben erwähnten Einzelteiles hinaus, eines Spezial-Mehrfachsteckers, der den Anschluß der Kabel in den Maschinen besorgte. Tausende dieser Mehrfachstecker lagen in Berlin-Straußberg bereit. Als nun plötzlich eine Anzahl „Tonnen“ für einen innerhalb von sechs Tagen vorgesehenen Einsatz angefordert wurden und die Lieferung unter höchster Dringlichkeitsstufe direkt nach dem Einsatzhafen befohlen wurde, jagten wir direkt von uns aus Spezialkuriere nach Berlin, die Stecker zu beschaffen; sie kehrten mit leeren Händen zurück: Das Depot sei einem hohen Wehrmachts-Offizier unterstellt, der die Herausgabe der angeforderten fünfhundert Stecker verweigere. Fernschreiber und Telefonate jagten sich die Nacht durch nach Berlin, wir waren am Verzweifeln. Endlich am Morgen traf eine konkrete Nachricht ein: der Chef des Wehrmacht-Nachrichtendienstes, General Fellgiebel, sei auf dem Wege zu uns. Wir atmeten auf. Wissenschaftler und Techniker, die seit Wochen pausenlos an der Fertigstellung und Erprobung gearbeitet und sich nur noch mit chemischen Stärkungsmitteln auf den Beinen hielten, schöpften neue Hoffnung: zuguterletzt würde doch noch alles klappen!

Dem zur Werkbesichtigung eintreffenden General der Nachrichtentruppen wird die Lage geschildert. Wir bitten ihn, angesichts der Dringlichkeit persönlich die Freigabe der benötigten Stecker zu veranlassen, wir hätten nur noch drei Tage Frist bis zum endlich befohlenen Einsatz! Der General bleibt äußerst verbindlich, legt sich jedoch nicht fest. Als er nach vier Stunden belangloser Gespräche das Werk wieder verlassen will, stelle ich mich ihm in den Weg und bitte höflichst um die notwendige Unterschrift. „Ich habe jetzt Wichtigeres zu tun!“ ist seine lakonische Antwort. Ich verweise auf die Versuchseinsätze der „Tonne“, die zu größter Hoffnung berechtigen, ich verweise auf den bevorstehenden Einsatz, der unter höchster Dringlichkeit und Kennziffer für Sondereinsatz vom Führerhauptquartier anbefohlen sei, ich verweise auf die Geringfügigkeit der Formalität einer einzigen Unterschrift ... „Außerhalb meiner Kanzlei erteile ich grundsätzlich keine Unterschriften. Kommen Sie morgen in acht Tagen in mein Büro in Berlin. Wir werden dann sehen, was sich machen läßt. Außerdem: der Krieg wird noch lange dauern und Sie werden schon nicht zu spät kommen!“ Läßt mich grußlos stehen und fährt mit seinem Wagen davon ...

Kurz darauf wurden die Anlagen abtransportiert. Nicht zum Einsatz an die Adria — in einen Abstellraum nach Klein-Machnow. Dort stöberte ich sie im November 1945 wieder auf. Die Russen hätten sie entdeckt, für Rundfunkapparate gehalten, daran gedreht — und als keine Musik ertönte, sie kurzerhand mit Benzin übergossen und angezündet.

* * *

Der General der Nachrichtentruppen Erich Fellgiebel aber wurde am 4. September 1944 wegen seiner Beteiligung am Attentat des 20. Juli hingerichtet. Zu spät!

VI.

Was der Einsatz der „Tonne" für die deutsche Kriegsführung bedeutet hätte, geht aus der Wirkung eines einmaligen Einsatzes einer kleinen Versuchsgruppe von zwölf „Tonnen" hervor. Jahre später berichtete mir der italienische Kommodore Conde Mentucci, nach der Kapitulation Italiens Kommandant eines italienischen Zerstörers, der Augenzeuge dieses Einsatzes geworden war, folgendes:

Wir liegen nördlich von Brindisi in Küstennähe und warten auf unseren Einsatzbefehl. Gegen 23 Uhr ist es soweit. Mit zwei weiteren Zerstörern und Torpedobooten laufen wir nach Punkt 24 aus. Dort erfahren wir, daß wir die Sicherung eines Geleitzuges übernehmen sollen, mit dem die Engländer das italienische Kriegsschiff „Cavour" nach Alexandrien in Sicherheit bringen wollen. Die „Cavour" ist die größte und modernste Einheit der italienischen Kriegsmarine, durch Beschädigung der Steueranlage jedoch manövrierunfähig. Gegen 3 Uhr morgens werden zwei feindliche (deutsche) U-Boote gemeldet. Nach den üblichen Schutzmaßnahmen geht es ungestört weiter. Als der Morgen graut, erkennen wir erstaunt, welch große Anzahl von italienischen Schiffseinheiten hier zusammengezogen wurde.

Einmal ertönt Fliegeralarm. Doch ist kein feindliches Flugzeug zu entdecken. Trotz der Ruhe habe ich die ganze Zeit über ein ungutes Gefühl. Wer Soldat war, wird das kennen. Instinktiv gebe ich Befehl, alle Stationen doppelt zu besetzen. Plötzlich kommt eine Warnmeldung durch: „Feindlicher Flugzeugverband im Anflug!" Aus der Sonne heraus stößt eine kleine Gruppe deutscher Flugzeuge, während sich hoch oben englische Marineflugzeuge mit vier deutschen Jägern herumschlagen.

Da erkenne ich plötzlich durchs Glas, daß sich von zwei Flugzeugen ein bombenähnlicher Körper löst, kurz absackt und dann waagerecht auf uns zufliegt. Angriff von Torpedo-Flugzeugen? Das wäre auf solche Entfernung aussichtslos! Da, die Deutschen fliegen ab. Ich lasse die seltsamen Flugkörper nicht aus dem Auge. Torpedos sind es sicher nicht, denn sie haben kurze Flügelstummel. Was ist es aber dann? Nun kommt der eine der Flugkörper in Zickzack-Linie geradeswegs auf uns zu, macht plötzlich eine scharfe Wendung von etwa 120 Grad, geht tiefer herab und orgelt etwa 80 m von unserem Bug entfernt in 39 m Höhe vorbei, um haarscharf auf den vor mir fahrenden Zerstörer loszugehen. Doch schlägt er 20 m vor dessen Heck ins Wasser und fügt dem Zerstörer nur leichte Schäden zu.

Kaum aber haben wir uns von unserem Schrecken erholt, geschieht etwas Furchtbares: Wir schlingern noch im Zickzack-Kurs mit voller Fahrt voraus, da nähert sich uns plötzlich von rückwärts der zweite Flugkörper. Er bleibt genau in unserer Kiellinie und macht jedes Ausweichmanöver mit. Mir läuft es eiskalt über den Rücken! Wie kann ich das Ding bloß abhängen? Fernsteuerung, klar — aber woher und wie? Aus einer plötzlichen Eingebung heraus stoppe ich das Schiff. Tatsächlich, der Flugkörper überfliegt uns in etwa 30 m Höhe. Uns fällt ein Stein vom Herzen — es ging noch mal gut! Mein Adjutant, ein kampferfahrener Oberleutnant z. S. ist kreidebleich und zittert am ganzen Körper. Da — der Flugkörper steigt wieder, wendet plötzlich um 180 Grad und dreht genau auf uns zu. Ich springe zur Seite, um beobachten zu können — ich sehe, wie die Bombe sich senkt — sie schießt genau auf unser Schiff zu... Ich komme nicht mehr dazu, noch einen Befehl zu schreien — das Krachen einer furchtbaren Detonation erstickt jedes Wort ...

Als ich wieder erwache, finde ich mich auf dem Operationstisch eines unserer Geleitschiffe. Folgendes war geschehen: Insgesamt waren zwölf deutsche Flugzeuge angeflogen, neun von ihnen hatten diese geheimnisvollen Flugkörper abgeworfen. Drei Zerstörer wurden versenkt, vier weitere schwer beschädigt, die „Cavour" ebenfalls so schwer beschädigt, daß sie innerhalb von acht Minuten sank. Es konnte nicht geklärt werden, ob an der Versenkung der „Cavour" außerdem noch ein U-Boot mitgewirkt hat."

* * *

Dieser Einsatz, über den Conde Mentucci berichtete, war unter Führung von Oberleutnant Henske geflogen worden. Henske selbst kehrte von diesem Feindflug nicht mehr zurück. Der Verband stieß beim Rückflug auf feindliche Jäger und wurde zersprengt. Die Funkmeldung des Einsatzführers lautete: „Celle TO befehlsgemäß abgeworfen. Von neun geworfenen Cellen drei Volltreffer. Drei Cellen verklemmt am Abwurfspieß. Anlage der Maschine arbeitet störungsfrei. Geflogener Einsatz mit gutem Erfolg abgeschlossen. Gesamte Anlage entspricht für Großeinsatz. Ausführlicher Bericht folgt.

E-Leiter, Maj. Immelmann."

VII.

Das Kriegsende fand unsere „Fernseh GmbH" in Ober-Tannwald im Sudetenland. Tschechen und Russen stritten sich um den Besitz unseres Werkes. Doch kurz nach Einstellung der Kampfhandlungen erklärten die Russen unsere Forschungsanstalt mit ihrem gesamten toten und lebenden Inventar zu sowjetischem Hoheitsgebiet. Tschechische Regierungsbeamte wurden kurzerhand an die Luft gesetzt. Wir wurden zur weiteren Mitarbeit aufgefordert. Als dem nicht entsprochen wurde, holten die Russen im August 1945 ihre gesamte Fernsehforschungs-Elite heran und teilten jedem deutschen Wissenschaftler einen russischen Beobachter bei. Die Führung hatte der Oberst Seleznow, für das Hochvakuum-Gebiet standen ihm der Oberst Pisatcky und der Major Tulpanow zur Seite, als Betriebsführer die Obersten

Sacarow und Tamarin. Sie alle sowie die beigefügten Techniker und Forscher wurden vom Hauptmann Jarotzky auf Linientreue überwacht.

Die Russen trieben die kriegsbedingte Forschung weiter. Daß der Krieg zu Ende war — oder zu sein schien — interessierte sie nicht im mindesten. Am 25. November traf dann ein Telegramm von Marschall Stalin ein, das alle Beteiligten zur freiwilligen Mitarbeit nach Moskau einlud. Alle ohne Ausnahme lehnten ab, umsomehr, als der geniale bisherige Leiter des Werkes und sein führender Kopf, Dr. Schubert, inzwischen auf geheimnisvolle Weise verschwunden war. (Später brachte ich in Erfahrung, daß Dr. Schubert nach Moskau ins Elektrizitäts-Ministerium gebracht, bald darauf aber in ein Bergwerk verschickt worden war). Auf unsere wiederholten Fragen, was er sich eigentlich von unserem Einsatz verspreche, erklärte schließlich Oberst Seleznow freimütig: „Wir wollen mit ihrem Kopf sowie ihrem praktischen und gewissenhaften Können einerseits und unserer Materialfülle andrerseits den Vorsprung der Alliierten innerhalb von sechs Jahren nicht nur einholen, sondern wollen darüberhinaus einen großen Vorsprung gewinnen. Denn zum nächsten Krieg gegen Amerika müssen wir besser gerüstet sein.“

Im Dezember wurde dann mit der Aufforderung zur freiwilligen Uebersiedlung kurzerhand Schluß gemacht: Am 21. Dezember 1945, bei achtzig Zentimeter Pulverschnee und achtzehn Grad Kälte setzten sich vom Bahnhof Unter-Morchenstern sechs endlos lange Sonderzüge mit insgesamt zweihundertfünfundachtzig Waggons gen Osten in Bewegung. Maschinen, Material, fertige und halbfertige Fabrikate der ehemaligen „Fernseh GmbH“, rollten nach Rußland. In Erkenntnis der entscheidenden Bedeutung des Glases für alle Fertigungen auf dem Fernseh-Sektor wurden auch die weltbekannten Glashüttenwerke der Firma Riedel-Unter-Polaun/Isergeb. mit transportiert. Ihr Chef, Walter Riedel, war durch die Russen aus einem tschechischen KZ geholt und nach Kiew verbracht worden, wo er das größte russische Glaswerk für Spezialglas (Röhrenbau) aufzubauen und zu leiten hatte.

Mit diesem Wintertransport holten sich die Russen eine komplette Fernsehforschungs-Equipe von höchster internationaler Bedeutung.

Für den Transformatorenbau: Dr. Muhlert,
für den Antennenbau: Dr. Sievert,
für Ikonoskope: Dr. Hass,
für Empfänger- und Senderbau: Dr. Jandt,
für Kamerabau: Dr. Günther,
für die Braunschen Röhren: Ing. Wellmann und Ing. Richter,
für den Kleinröhrenbau und die TU 50: Dr. Szuwa (Leiter der Röhrenbau GmbH Reichenau),
für Glasfabrikation: Ing. Kleinert und Ing. Kleinwächter,
für die Entwicklung von Prüfgeräten für die gesamte Fernsehtechnik: Dipl.-Ing. Mali und Ing. Schwedler,
für Prüffelder: Ing. Hoffmann und Ing. Seiferth,
für die Konstruktion: Ing. Eichhorn.

Mit dieser Elite der deutschen Fernseh-Forschung, die mit ihren Familien in den angekoppelten Viehwaggons mitgeführt wurde, fuhren fünf-

undzwanzig Jahre hochprozentiger deutscher Forschungsarbeit nach Osten. Mit ihnen fuhren die neuesten fabrikationsreifen (viele davon heute noch nicht wieder erreichten) Entwicklungen mit, unter anderen:

- die Fernseh-Kleinstkameras von 3,25 kg Gewicht,
- der Fernseh-Empfang über das Telefon-Anschlußnetz,
- die Kleinst-Stationen für den Fernsehempfang in Größe eines kleinen Wandschrankes und mit 30 km Reichweite,
- die Einbau-Kameras mit Infrarot-Ikonoskopen für Flugzeuge, um bei allen Witterungs- und Lichtverhältnissen die Landeplätze vor der Landung zu untersuchen.
- die Fernseh-Anlagen zur modernsten Nachrichten-Uebermittlung, für das Verkehrswesen, für die Polizei, für Banken, ja selbst für Ueberseeverkehr und Schiffe,
- das Farbfernsehen.

* * *

Und wieder einmal werden andere ernten, was deutscher Geist gesät hat ...

Ich kehre zum Ausgangspunkt zurück: Als wir nach 1945 immer wieder von den unnachahmlichen Fortschritten lasen, die man auf dem Gebiet der Fernseh-Technik bei den Siegermächten erzielt habe — konnten wir uns ein leises, wenn auch bitteres Lächeln nicht verkneifen ...

Bleib fest

Bleib fest, mein Herz, nun alles rings zerbrach,
Nun dir sonst jeder Hort und Halt zerstoben.
Fest steht am Firmament der Nordstern droben.
Der Ehre Nordstern. Ihm folg schweigend nach.

Verschmäh der Schande nahes Dach.
Bleib auf dem schmalen Dornenweg nach oben.
Der Herrgott will dich bis ins Mark erproben.
Bleib fest, mein Herz, bleib tapfer und bleib wach.

Wenn du dereinst in jene sternenreinen
Augen der Kinder ohne Scham kannst sehn,
Wenn du vermagst, vor dem in stillem Weinen
Verklärten Blick der Liebsten zu bestehn,
Bestehn auch vor der Toten teurem Blut,
Dann war es gut, mein Herz. Dann ist es gut.

GERHARD SCHUMANN (1945)

WILHELM KEIPER:

Abstrakte Kunst

Ein Wort zur Klärung

Der Streit um die abstrakte Kunst ist noch in vollem Gange. Er wird meist mit den Geschmacksgründen der Zustimmung oder Ablehnung geführt. Die Bewunderer sehen in ihr eine ganz neue Kunst, die, wenn nicht berufen, die gegenständliche Kunst vollständig zu ersetzen, sie doch als veraltet innerlich überwunden hat, die Gegner meinen, es sei eine Verirrung, vielleicht das Ende der Kunst überhaupt. Es gilt, die Frage vorurteilsfrei zu prüfen, um zu einer sachlichen Beurteilung zu gelangen.

Man ist zunächst versucht, die abstrakte Kunst aus dem Expressionismus abzuleiten, dem die sinnliche Erscheinung nicht Grundlage und Gegenstand der Kunst war, sondern nur der Anlaß, seine eigene Empfindung „auszudrücken". Er führte bei seinen folgerichtigsten Vertretern zur vereinfachten und schematischen Darstellung des Gegenstands, die dessen wirkliche Gestalt zuletzt nur andeutungsweise erkennen ließ. Aber solange er noch an diesem festhielt, bewegte er sich doch in den Grenzen der bisherigen Kunst.

Nun aber wagte man den letzten kühnen Schritt, von den Gegenständen vollständig abzusehen und nur die Vorstellungswelt des Künstlers in seinen geometrischen Formen, in Linien und Farben auszudrücken. Damit war die abstrakte Kunst als revolutionäre Neuerung geboren.

Sie hat ihr Ziel und ihren Arbeitsplan sehr deutlich ausgesprochen. Sie will nicht das Sichtbare darstellen, sondern „das Unsichtbare sichtbar machen". In einer Besprechung des Werkes von Paul Klee heißt es in der verschnörkelten Ausdrucksweise unserer Zeit: „Von einem ursächlichen und direkten Zusammenhang mit den Bildern der Sichtbarkeit ist in Klees Kunst nichts" ... Der Künstler „hat das Sichtbare hinter sich, in sich verarbeitet, in sich versenkt. Er überschreitet die Realität, er schmilzt sie auf, um die innere ins Sichtbare zu heben ..." „Der Gegenstand ist nicht Abschrift von sichtbaren Dingen, sondern ein durch psychische Schichten hindurch geführtes Zeichen. Die gegenständlichen Funde Klees entstehen als neue Objekte, denen in der Realität nichts direkt entspricht, die Summe und letztes Zeichen dessen sind, wohin das ganze Automatische, Bildnerische unbewußt neigt." In schlichtem Deutsch ausgedrückt: die abstrakte Kunst führt zum Sinnbildlichen.

Jedes Kunstwerk ist eine Vereinigung von Gegenstand und Darstellung, von Inhalt und Form. Der Gegenstand zwingt dem Künstler mehr, als man gewöhnlich annimmt, den Stil auf: ein naturalistisch dargestellter Christus am Kreuz ist nur ein leidender Mensch, nicht der leidende Heiland. Es ist ein Irrtum zu meinen, daß in der Kunst allein die Form den Gehalt bestimmt. Die Darstellung des Gemeinen, Widerwärtigen, Ekelhaften wird durch eine noch so vollendete Form nicht erhoben. Und dann die Persönlichkeit des Künstlers ist jedem, der mit ihren Werken vertraut ist, unverkennbar; sie ist unverwechselbar, weil sie durch das „Temperament“ des Künstlers gegangen ist, und sie ist das eigentlich Wertvolle in jedem Kunstwerk.

Man muß daher Henry Thode Recht geben, der in seinem hübschen Büchlein „Das Wesen der deutschen bildenden Kunst“ kurz und klar feststellte: „Alle Kunst ist idealistisch“. Nicht in dem Sinne, als solle der Künstler sein Werk immer nach einer Idee, einem Zeitgedanken, formen oder wolle es „idealisieren“, wie die italienische Renaissance dies nach den Gesetzen des formal Schönen tat, sondern so, daß das Werk nicht ein getreuer Abdruck der Natur ist und sein kann, sondern eine Uebersetzung ins Künstlerische nach den ihm gegebenen Kunstmitteln und nach der persönlichen Veranlagung des Künstlers.

Die abstrakte Kunst ist nun ohne Zweifel die reinste idealistische Kunstform, da sie es unternimmt, ausschließlich die Vorstellungs- und Gefühlswelt des Künstlers, und diese nur in seinen Formen, auszudrücken. Sie entgeht dadurch der Schwierigkeit, den Naturgegenstand in ein Kunstwerk umzusetzen und kann die Persönlichkeit des Künstlers ungehemmt zu Geltung bringen. Dafür läßt sie aber eine andere noch größere Gefahr erwachsen: sich dem unvorbereiteten Betrachter unverständlich zu machen.

Nicht alle Erzeugnisse der abstrakten Kunst gehen bis zu dieser äußersten Grenze. Es gibt andere, in denen die körperliche Erscheinung wenigstens andeutungsweise, wenn auch, wie es zunächst scheint, mit willkürlichen Verzerrungen vorhanden ist. Bei ihnen ist die Ausdeutung erleichtert, wie z. B. auf einem Bilde Picassos „Die Frau mit dem Spiegel“, das das Doppelantlitz einer seelisch zerspaltenen Frau vor einem verschwommenen Spiegelbild zeigt.

Warum die Umstellung in das Unkörperliche? Weil die Künstler dieser Richtung gar nicht darauf aus sind, das Natürliche künstlerisch zu verinnerlichen, sondern eben das „Unsichtbare sichtbar zu machen“. Dabei wird die zufällige Form des Körperlichen als störend empfunden, nur reine Farben und Linien können, wie sie meinen, ihrem Streben genügen.

So stehen sich zwei Kunstrichtungen im schroffsten Gegensatze gegenüber. Zwischen ihnen ist keine Verständigung möglich, nur eine Entscheidung: welche von ihnen ist die ästhetisch wertvollere?

Die Frage ist vielleicht falsch gestellt. Denn diese Kunst ist ja nicht als Folge der kunstgeschichtlichen Entwicklung, die dem Gesetz der Gegensätzlichkeit gehorcht, allein und erschöpfend zu erklären, ihre Wurzeln greifen tiefer hinab: es geht um den Standort, den wir in unserer von so schweren Fragen durchwühlten Zeit einnehmen. So allein wird man dieser Kunst gerecht werden.

Unsere Zeit ist im Umbruch begriffen, vielleicht in dem stärksten, seit es menschliche Kultur gibt. Darüber bedarf es nicht vieler Worte, wir fühlen es alle, und ein jeder hat auf seine Art damit fertig zu werden.

Wer seine Lebensanschauung auf festem Grund aufgebaut hat, der wird von seiner höheren Warte herab dem Kommenden mit ruhiger Zuversicht entgegensehen, es kann ihn nicht erschüttern. Wer aber diesen Halt verloren hat und sich von dem, wie es scheint, unaufhaltsamen Strudel der Zeit mitgerissen fühlt, wer mit sich und der Umwelt nicht zurecht kommt, der wird, wenn er ein Künstler ist, seine Gefühle und Gedanken, seine Zweifel und Sehnsüchte in einer ihm angemessenen Form aussprechen wollen. Der andere aber wird diese als widersinnig ja als krankhaft empfinden. Es bedarf, um sich in diese Darstellungsweise einzufühlen eines allen alten Formeln und Formen entsagenden Entschlusses, den nicht jeder aufzubringen gewillt oder imstande ist.

Wird die abstrakte Kunst sich allgemein durchsetzen, wird sie die bisherige verdrängen oder ersetzen?

„Bildende Kunst ist Gestaltung für das Auge" (Hans Cornelius), sie haftet am sichtbaren Gegenstand. Sie ist Raumkunst und kann als solche nicht, wie die Zeitkünste Dichtung und Musik, die Veränderung, die Bewegung darstellen. Sie „verleiht dem Augenblick Dauer".

Will die bildende Kunst trotzdem Bewegtes andeuten, so muß sie d e n Augenblick — Lessings „fruchtbaren Moment" — wählen, von dem aus der Betrachter das Vorangegangene und das Nachfolgende erschließen kann. Worauf es ankommt, ist, daß dem Beschauer die Umsetzung in Bewegung phantasiemäßig ermöglicht wird. Das wird ihm durch einen sinnlich erfaßbaren, ihm vertrauten Gegenstand erleichtert. Fehlt dieser, so ist ihm die Vorstellung der Bewegung, wie jede zutreffende Ausdeutung erschwert oder unmöglich gemacht. Die abstrakten Farben oder Linien können sie nicht erzwingen. Der Künstler will seine Gefühle, also z e i t l i c h B e w e g t e s ausdrücken, dem darauf nicht eingestellten Betrachter erscheinen diese blutlosen Formen aber als starr und unbeweglich, und es erfordert für ihn eine starke Anstrengung seiner Phantasie, um sie als Sinnbilder der Bewegung zu sehen.

Damit überschreitet die abstrakte Kunst die Grenze, die der bildenden Kunst durch ihre Ausdrucksmittel gesetzt ist, sie gleitet in den Bereich der M u s i k ü b e r. Auch diese kann ja nicht mit ihren Tönen klar erfaßbare Gegenstände darstellen, sondern nur unbestimmte Vorstellungen und Gefühle erwecken. Eine Beethovensche Symphonie mag uns erschüttern, aufwühlen, daß sie aber die Gefühle erzeugt, die den Meister beseelten als er sie schuf, daß sie „Feuer aus seinem Geiste schlagen" sollte, ist fraglich. Die bildende Kunst rückt damit in die Nähe des sogenannten D a d a i s m u s in der Dichtung, der statt der Worte, die Anschauungen oder Begriffe vermitteln, nur die Naturlaute der Vokale und Konsonanten aneinander reihte,

um durch deren Klangwirkung eine Art musikalischer Stimmung zu erzeugen.

Nun haben zwar die abstrakten Formen an sich eine sinnbildliche Bedeutung, die jedem Beschauer ohne weiteres verständlich ist: etwa die senkrechte Linie als Linie des Standfesten, Emporstrebenden, die waagerechte die der vollkommenen Ruhe, die schräge oder Wellenlinie der stetigen oder auf- und abwogenden Bewegung. Und so auch die Farben. Das allein aber genügt nicht, um eine fest umrissene Vorstellung zu bilden. Wenn der sinnliche Gegenstand mit seinen jedem vertrauten Formen fehlt, geht diese in die Irre. Ein Gewirr krauser Linien, die sich kreuzen und überschneiden oder in kreis- oder elipsenartigen Windungen einher wogen, mag der Künstler als Ausdruck seiner inneren Unruhe, seiner seelischen Erregtheit gemeint haben, der Betrachter wird es sehr verschieden ausdeuten: als heftig bewegte See, als brausender Sturmwind, als Kampf feindlicher Gewalten usw., wenn er nicht etwa völlig ratlos vor einem solchen Werk steht. Daher die empörten Ausrufe mancher Betrachter abstrakter Kunst, die sich bis zu Zweifeln an der Ehrlichkeit des Künstlers steigern. Sie tun diesem zumeist Unrecht, wenn er nicht überhaupt das Ganze als Spielerei oder als bewußte Irreführung des Beschauers gemeint hat.

Wie anders, wenn uns das Kunstwerk durch seine gegenständlichen Formen zwanglos zur Ausdeutung führt. Sie verschaffen uns die Ruhe des Verständnisses, während das Suchen danach — vielleicht vom Künstler gewollt? — eine innere Unruhe erzeugt, die unseren ästhetischen Genuß verringert oder völlig verwischt.

Wenn die Bildner der abstrakten Kunst sich darauf beschränken wollten, ihre Werke rein für sich selbst — l'art pour l'artiste!" — zu schaffen, so muß ihnen das unverwehrt bleiben. Man mag es als einen Versuch überempfindlicher Menschen, wie es die Künstler sind, ansehen, sich aus der Vermassung und Gleichmacherei, zu denen uns unser heutiges Berufsleben und die mechanisierte Technik immer mehr zwingt, in einem schrankenlosen Subjektivismus zu retten, sich vor der ihnen unerträglichen Wirklichkeit in ein Traumleben zu flüchten und in dem Ausströmen ihrer Gefühle zu schwelgen, um nicht das Beste zu verlieren: die frei schaffende Persönlichkeit.

Sie wollen aber mehr! Sie stellen ihre Werke zur Schau, sie rechnen also mit dem Verständnis des Betrachters. Nicht im Sinne einer verstandesmäßigen Zergliederung des Kunstwerkes, vielmehr der Einfühlung, wo die Seele des Beschauers im gleichen Rhythmus mit der des Künstlers schwingt.

Wird ihm das immer gelingen?

Die Künstler suchen diesem Mangel vielfach abzuhelfen, indem sie ihrem Werk eine erklärende Unterschrift beifügen. Auch in der gegenständlichen Kunst sind Unterschriften bei Darstellungen, die als rein symbolisch angesehen werden sollen, gebräuchlich, hier aber erleichtert der Gegenstand selbst die Deutung. Die Erklärung eines Werkes der abstrakten Kunst unterliegt jedoch, wie dargetan, einer sehr verschiedenen Deutung. Ein Beweis dafür ist, daß man in einer Ausstellung die Unterschriften der

Bilder scherzweise vertauscht hat, ohne daß dies dem Beschauer irgendwie aufgefallen wäre.

Ich fasse zusammen: Die abstrakte Kunst greift aus der vollen, unendlich vielfältigen äußeren und inneren Wirklichkeit nur ein Teilstück heraus: die Darstellung der eigenen Vorstellungen und Gefühle; sie erschwert oder verbaut sich damit die schönste Befriedigung, die einem Künstler beschieden sein kann, die Betrachter zu erfreuen, zu erschüttern und in den Bereich seiner Kunst zu erheben. Daher wird die abstrakte Kunst der Aufgabe der Kunst, eine umfassende Darstellung dieser Wirklichkeit zu bieten, nicht gerecht, sie erregt nur unbestimmte Vorstellungen und Gefühle, die nicht dem gesund empfindenden Kunstfreund, sondern nur einer kleinen Zahl überfeinerter Menschen zugänglich sind. Sie wird daher niemals eine Volkskunst, wenn auch nur im Sinne einer dem gebildeten Laien verständlichen Kunst, werden und wird, wenn nicht alles trügt, die gegenständliche Kunst nicht verdrängen oder gar ersetzen können. Als Zeichen unserer gespaltenen, überzivilisierten Zeit mag sie ihre Berechtigung haben, sie wird aber dem Schicksal aller ihrer Vorgängerinnen verfallen: Eine junge Künstlerschaft wird sich, müde des Wühlens in seelischen Selbstzeugnissen und Verstiegenheiten, wieder der Natur als dem Urquell aller Kunst, dem Born, aus dem sie immer geschöpft hat und sich von neuem speisen muß, zuwenden. Es wird immer wieder, so hoffen wir, Künstler geben, die versuchen werden, der Natur mit der verfeinerten künstlerischen Technik noch intimere Reize abzugewinnen, sie immer tiefer in ihrem Wesen zu erfassen und darzustellen. Das Wort Albrecht Dürers wird auch weiterhin gelten: „Die Kunst ist wahrlich in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie", wobei wir nicht an eine gewaltsame Entfernung der Natur aus der Kunst denken dürfen, sondern an ein „herauszeichnen", d. h. eine künstlerische Uebersetzung und Umformung. Dazu aber werden wir uns entschließen müssen, das Steuer unseres Lebensschiffes entschlossen herumzuwerfen und zu natürlichen Verhältnissen zurückzufinden. Dann wird auch die bildende Kunst als der feinste Ausdruck der Kultur wieder lebensfroh und naturhaft werden. Gelingt dies nicht, dann werden wir allerdings am Ende jeder bildenden Kunst angelangt sein, die mit dem Verständnis und der freudigen Anteilnahme unverbildeter kunstliebender Beschauer rechnen kann.

WILLEM SLUYSE:

Müllkutscher her!

Eine Bilanz unserer Atomzeit

Der nordamerikanischen National Academy of Sciences wurden im vergangenen Jahre von der Rockefeller Foundation beachtliche Finanzmittel zur Verfügung gestellt mit dem Auftrag, die Folgen der zunehmenden Radioaktivität auf unserer Erde zu erforschen. Dabei war keineswegs die Rede von einem etwaigen Atomkrieg, der ohnehin den Weltuntergang bedeuten dürfte, sondern lediglich von den Folgen der friedlichen Nutzung der Atomenergie. Vor einigen Wochen nun wurde der Bericht abgeschlossen. Es ist wirklich rührend, in welche mystischen Nebel die exakten Wissenschaftler ihre Forschungsergebnisse gehüllt haben: a) eine neuartige Macht, ebenso fremd wie gefährlich, habe ihren Einzug in die Welt gehalten; b) leider wissen wir nicht genug darüber; c) um künftige Katastrophen abzuwehren, müsse die Menschheit sorgfältigste Vorbeugungsmaßnahmen treffen. Das ist so klar wie ein demokratisches Wahlprogramm und wir brauchen nunmehr nur uns und unsere Kindern diese schlichten Wahrheiten einzuhämmern, um vor allen negativen Auswirkungen unseres wissenschaftlichen Atomfortschrittes für alle Zeit gefeit zu sein.

Bis zur Lesung dieses tiefgreifenden Forschungs-Rapportes hegten wir noch sorglichst die Vorstellung, es könne doch irgendwann einmal aus dem undurchsichtigen Reich der Atomexperimente ein Strahl der Hoffnung für die leidende Menschheit jene unheimliche Mondlandschaft durchzucken. Und wir klammerten uns eifrig an Meldungen über die Zauberwirkung von Radioisotopen, die selbst als unheilbar geltende Krebsfälle zu heilen in der Lage sein sollten. Jetzt ist auch diese Hoffnung hin, da wir wissen, daß mehr Menschen durch die Wirkungen der Radioaktivität vom Krebs befallen werden dürften, als die jungfräulichen Scharen der Isotopen je zu retten in der Lage waren.

Inzwischen wurde die ganze Menschheit zum Untersuchungsfeld für das Komitee zur Erforschung der pathologischen Effekte. Die klinischen Studien begannen bei jenen Versuchsreservaten im Fernen Osten, wo die bis jetzt immer noch überlebenden Opfer von Nagasaki und Hiroshima ein „dankbares Material" ergaben. Aber auch Männer und Frauen, die in den Laboratorien den Strahlen bestimmter Apparate mit hoher Strom-Spannung ausgesetzt waren, sowie Arbeiter, die in Uran-Bergwerken durch das Einatmen von Radon-Gas an Lungenkrebs erkrankten, lieferten willkommenes „Material" zu den angestrebten Untersuchungen. Folgende „klassischen" Sta-

dien dieser modernen Seuche ließen sich feststellen: 1. Hautverbrennung, Erbrechen ..., 2. Anämie, innere Blutungen, Darmgeschwüre ..., 3. Leukämie, Krebs ... Sterben doch bekanntlich selbst Röntgenologen, die häufig den verhältnismäßig harmlosen Röntgenstrahlen ausgesetzt sind, im Durchschnitt fünf Jahre früher als andere Mediziner. — Am ermunterndsten jedoch wirkt der Bericht des Komitees zur Erforschung der pathologischen Effekte, wo er von den genetischen Einwirkungen, also denjenigen auf die Erbmasse, spricht.

* * *

Ich werde den 17. Mai 1940 nicht so leicht vergessen. An jenem Tage nämlich machten wir uns gemeinsam mit unseren französischen Kampfgefährten daran, den eindringenden deutschen Truppen, vor allem dem SS-Regiment „Deutschland", den Vormarsch zum Sloedam und damit zur Insel Walcheren zu verwehren. Das gelang uns bis zu dem Augenblick, da die Stukas auftauchten. Dann brach die Hölle los! Mich marterten weniger die Bomben, denn wo die hintrafen, war ohnehin jede Marter aufgehoben, sondern vielmehr das infernalische Heulen der Stukas. Es empörte meine ritterliche Seele bis in den letzten Winkel ihrer humanistischen Ausstaffierung. Stukas an sich waren gewöhnliche Flugzeuge, aber die an ihnen angebrachten Sirenen gingen uns durch Mark und Bein und ließen uns hilflos und tierisch erschauern. Das schien mir weder mit Flugzeugen noch mit fairem Kampf etwas zu tun zu haben! Ich weiß noch heute, wie ich nach dem ersten Stuka-Angriff mit vor Zorn und Angst bebender Stimme zu meinen französischen Waffenbrüdern, mit denen mich seit Kindestagen ein aufrichtiger politischer Haß verband, meine Empörung zum Ausdruck brachte über den deutschen Gegner, mit dem mich seit meiner Studentenzeit eine ideologische Kameradschaft verbindet. „Das hat kein Deutscher erfunden, das ist typisch jüdisch", hierin entlud sich meine ganze Empörung, und diese Argumentation beweist meine damalige jugendliche Naivität im gleichen Maße wie die Verworrenheit der politischen Situation in Westeuropa anno 1940, oder — wenn man so will — meine damalige Unkenntnis der im deutschen Menschen verborgenen Möglichkeiten. Daß plötzlich statt der strahlenden blonden Hünen die armen Juden schuld sein sollten, ist ohne weiteres auf einen primitiven Atavismus zurückzuführen.

Genau der gleiche Naivitätskomplex befällt mich, wenn ich die genetischen Folgen einer Entwicklung überdenke, die in Deutschland ihren Anfang nahm. Nur ist diesmal das Schaudern tiefer, nachhaltiger. Und ich fühle, wie der Schauer über diesen Angriff auf den schöpferischsten Impuls im Menschen, nämlich seine eigene Fortpflanzungskraft, sich durch die Generationen fortsetzt und das menschliche Geschlecht bis ans Ende der Zeiten erfaßt.

Wörtlich heißt es in dem Bericht, daß nach zwei oder zehn oder hundert Generationen die grausamen Folgen der von den Strahleneinwirkungen beeinflußten Gene in entsetzlich verkrüppelten Nachkommen eine makabre Illustration finden können. Die winzigen Gene in den männlichen und weiblichen Geschlechtszellen, die Träger der Erbfaktoren, können nach den Angaben der erwähnten Kommission einer vollständigen Mutation unterliegen

durch diejenigen Strahlungen, die auf die Hoden bzw. die Eierstöcke treffen. Der daraus entstehende Schaden kann sichtbar oder unsichtbar sein. Im ersten Falle wird das Lebewesen als Krüppel geboren oder stirbt bereits vor der Geburt. Im zweiten Falle, dem üblichen, zeigt das neue Lebewesen nur einen sehr geringen, kaum feststellbaren Effekt. Doch zeugt dieses neue Lebewesen mit dem einen mutierten Gen später mit einem Partner mit ebenfalls einem mutierten Gen Kinder, so wird der schauerliche Effekt voll aufscheinen. Der Zufall kann also mit dieser entsetzlichen Illustration ungezählte Generationen warten. Die begleitende Angstpsychose muß in einem Menschen den Willen zum Leben geradezu lähmen ...

Weiterhin stellt die Kommission wörtlich fest: „Eine Bevölkerung, die Generation um Generation in steigendem Maße der Strahlung ausgesetzt wird, wird eine steigende Sterbeziffer und eine sinkende Geburtenziffer aufweisen auf Grund schädlicher Mutationen, bis wieder ein Gleichgewicht hergestellt wird zwischen der anwachsenden Mutationszahl und deren Ueberwindung. Uebersteigen in diesem Prozeß die Sterbeziffern diejenigen der Geburten, wird die Bevölkerung abnehmen und schließlich aussterben."

Nun, diese Mutationszahl verdoppelt sich bereits bei einer Radiation von einem mittleren Wert zwischen 30 und 80 R (Röntgen) auf die Gene von Lebewesen im Zeitraum von der Empfängnis bis zum dreißigsten Lebensjahr. Bis zu diesem Alter sollte der Mensch höchstens 10 R empfangen. Das Komitee aber stellt fest, daß selbst bei den üblichen medizinischen X-Strahl-Behandlungen jeweils 3 bis 4 R ausgesandt werden, wobei die X-Strahlen die gleiche Wirkung ausüben wie die Gamma-Strahlen radioaktiven Ursprungs. Leute, die in den Laboratorien der Atomkommission arbeiten, empfangen bereits 15 R p r o J a h r! Darum, meint das Komitee, sollten aus Gründen der Erbgesundheit nur solche Menschen in dieserart verseuchten Laboratorien tätig sein, die keinen Nachwuchs mehr erwarten.

* * *

Wir sind heute gottlob weit entfernt von dem Grauen jener infernalischen Stuka-Sirenen. Aber das war ja auch im prähistorischen Jahr eintausendneunhundertvierzig! Wir leben schnell und wenn die genialen exakten Wissenschaftler und ihre politischen Meister so weitermachen wie bisher, werden wir bald schon viel intensiver sterben als leben. Ein — wenn auch schwacher — Trost bei allem ist immerhin, daß man — jedenfalls bis jetzt — doch wohl erst leben muß, um sterben zu können! Doch vielleicht gelingt der Wissenschaft auch die Behebung dieses kleinen Mankos!

Das Tragikomische an dieser Situation ist nicht einmal, daß die Wissenschaftler-Zauberlehrlinge die von ihnen entbundenen Gewalten nicht mehr bändigen können, sondern daß sie nicht einmal mehr den Abfall — nur den simplen Abfall — ihres Teufelsspieles in der Gewalt haben! Schon bei der heute doch verhältnismäßig geringen Zahl von Atommeilern und -einrichtungen weiß man nicht wohin mit dem atomaren (radioaktiven) Abfall. Das genannte Komitee warnt auch in dieser Hinsicht, daß schon in allernächster Zukunft der radioaktive Abfall zu groß wäre, um ins Meer geschüttet zu werden, denn dies könnte nur an überaus tiefen Stellen gesche-

hen, wo die Wasserzirkulation nicht mehr bis zum Grund dringt. Außerdem, meint der Bericht weiter, werden bereits im Jahre 2000 (nebenbei gesagt: in genau 44 Jahren, wenn Ihre und meine älteste Enkelin gerade den Brautschleier trägt!) die zahlreichen Atomanlagen in der Welt genügend Krypton 85 ausstoßen, um die Radioaktivität auf der nördlichen Halbkugel noch wesentlich zu erhöhen. Dabei sind andere Gase, wie z. B. Iodine 131 lokal noch gefährlicher. Außerdem werden zur gleichen Zeit die Reaktoren soviel Strontium 90 enthalten, daß bereits die Ausbreitung von einem Prozent (!) hiervon genügen wird, um die gesamte Erdoberfläche zu verseuchen. (Strontium 90 ist ein Radioisotop, das sich in den Knochenzellen einnistet und in unverhältnismäßig rascher Zeit Krebs erzeugt). Darum wünscht das Komitee, daß zukünftig die Organisationen, welche die Atomfabriken betreiben, auch für den dabei entstehenden Abfall verantwortlich seien. Doch fügt sie — resigniert? — hinzu: „Das radioaktive Leben der Abfälle wird voraussichtlich das Leben dieser Organisationen um mehrere Jahrhunderte überdauern ...".

* * *

Wir stehen nun mittendrin in der besseren Welt, für die im vergangenen Kriege zwanzig Millionen Menschen — oder waren es vierzig Millionen? — ihr Leben lassen mußten. Die bessere Welt auf der Suche nach Mülleimern für ihren Abfall! Hat sie oder ist sie denn überhaupt etwas anderes als Abfall?

Dieser Tage habe ich mich mit schmerzlicher Selbstdisziplin durch eine dicke Schwarte gearbeitet, die Aufsätze und Dokumente über das Verhältnis zwischen dem Dritten Reich und den Juden enthält. Manchmal würgte es mich dabei und ich wand mich wie unter einem erstickenden Griff, bis ich — wieder ganz naiv — ausrief: „Es ist nicht wahr!". Ich weiß, der Ausruf ist simpel, er entquoll der Hilflosigkeit. Ich glaube, man sollte nicht einfach alles zur Lüge stempeln, weder alles, was in diesem fürchterlichen Buche steht noch überhaupt jedes „Es ist nicht wahr!" Wahrscheinlich liegt die Wahrheit im Relativen. Und relativ ist der kleine Dieseltechniker Hockenholt aus dem „Vernichtungslager" Belcec, der mit Dieselauspuffgasen auf Befehl des Hauptmanns Wirth „gearbeitet" haben soll, nur ein kümmerlicher Zwerg neben den Nobelpreisträgern und Giganten der wissenschaftlichen Vernichtungstechnik, denen eine ratlose Menschheit hilflos ausgeliefert ist und neben den verbrecherischen Menschheitsbeglückern, die ihre Fäulnis in Salons, Kathedralen, Bunkern und Laboratorien achtlos liegen ließen und deren verhängnisvolle Radioaktivität nunmehr bei weitem die Stunde überdauern wird, da der Teufel ihre christlichen Seelen geholt haben wird.

KURT MEYER:

Vorwärts!

Ein heißer Frühlingstag geht zu Ende. Im Strumatal ist die Hitze beinahe unerträglich. Wir rollen auf Grund der Vorgänge in Jugoslawien nach Norden und sind auf dem Marsch nach Küstendil. Küstendil liegt unmittelbar an der bulgarisch-jugoslawischen Grenze. Die 9. Panzerdivision hat die Grenzstadt bereits erreicht und hat den Auftrag in Richtung Skoplje vorzustoßen und nach Möglichkeit diesen wichtigen Knotenpunkt im ersten Anlauf zu nehmen. Wir sollen der 9. Panzerdivision bis kurz vor Skoplje folgen und dann nach Süden abdrehen, um über Prilep die griechische Grenze zu erreichen.

Meine verstärkte Abteilung steht im Karree vor mir. Dunkle Nacht umgibt uns, während ich meinen Kameraden die notwendigen Worte über den bevorstehenden Einsatz sage. Schweigend hören sie zu. Ich erkläre ihnen den Auftrag für unsere Vorausabteilung und deute die zu erwartenden Schwierigkeiten an. Auch halte ich es für richtig, sie an die harten Kämpfe zu erinnern, die unsere Väter während des 1. Weltkrieges in den schwarzen Bergen Mazedoniens und um den Besitz von Monastir geführt haben. Monastir, die Stadt, die so unendlich viel Blut gefordert hat, ist unser erstes Ziel. Wir wollen es durch Schnelligkeit und Ueberraschung erreichen. — Während meiner Worte empfinde ich erstmalig das grenzenlose Vertrauen, das mich mit meinen Soldaten verbindet. Ich könnte sie in die Hölle führen — sie würden mir folgen.

Die Nacht ist schwül, es wird wenig gesprochen, um so mehr geraucht. Jeder hängt kurz vor dem Einsatz gern seinen Gedanken nach. Die silberne Mondsichel beleuchtet gespenstisch die an ihren Krädern hockenden Männer. Aus der Morgendämmerung erhebt sich ein langgezogener, abgeholzter Berg. Seine steil abfallenden Hänge stehen düster vor uns. In Steilkurven schlängelt sich die weiße Straße empor. Wir wissen, daß auf der Höhe des Berges Bunker und Höckersperren auf uns warten. Im Morgengrauen tritt die Vorausabteilung der 9. Panzerdivision über den natürlichen Grenzwall ihren Weg nach Westen an. In 1200 Metern Höhe stößt sie auf Grenzbefestigungen der Jugoslawen. Die schweren Waffen sprechen ihr erstes Wort. Die 8,8-Flak und die schweren Pak zerschmettern die feindlichen Bunker. In wenigen Minuten sind die Grenzbefestigungen in rauchende Trümmerhaufen verwandelt. Es ist ein gespenstisches Bild. Tief im Osten erhebt sich blutrot die aufgehende Sonne, und in den Tälern braut der Morgendunst mit den dick und schwerfällig aufwärts ziehenden Staubschwaden. Von den Grenzbergen herab blitzen rote Leuchtspurgranaten unserer Geschütze kurze, rasante Striche in die weichende Dämmerung. Maschinengewehre peitschen in die Widerstandsnester und scheppern das Tal hinunter. Plötzlich tauchen feindliche Flugzeuge auf. Dicht über die Berge hinwegbrausend stoßen sie auf die Talstraße hinab und greifen Küstendil an. Die Straßen in der Ortschaft sind mit Kolonnen belegt, als die Bomben in die Stadt fallen. Die Ausfälle sind Gott sei Dank gering, doch leider ist Obersturmbannführer Mohnke, Kommandeur des II. Bataillons schwer verwundet. Das Bataillon wird von Hauptsturmführer Baum übernommen.

Immer näher schieben wir uns an die Grenze heran. Am späten Nachmittag ist es endlich soweit. Die 9. Panzerdivision hat die Grenzbefestigungen bezwungen und

---

*) Auszug aus: Panzermeyer, „Grenadiere der Waffen-SS", mit freundlicher Genehmigung des Plesse-Verlages, Göttingen.

ist tief nach Jugoslawien hineingestoßen. Kämpfend rollt die Panzerspitze auf Skoplje zu. Unsere Stunde ist gekommen. An den zerstörten Grenzsperren, Straßenbarrikaden und gut angelegten Bunkern vorbei fahren wir von der Paßhöhe nach Jugoslawien hinein. Ungezählte Gefangene kommen uns entgegen, unter ihnen sehr viele Batschka- und Banatdeutsche, die uns mit lauten Rufen begrüßen und immer wieder die Hände schütteln. Tote, in der südlichen Hitze bereits aufgedunsene Pferdeleiber, liegen im Straßengraben. Lebende Pferde traben durchs Gelände oder stehen teilnahmslos am Straßenrand. Die rauhe Landschaft nimmt einen anderen Charakter an. Die Berge weichen zurück, ihre schneeigen Silhouetten bleiben hinter uns. Vor Kumanovo stehen abgeschossene eigene Panzer und frische Gräber zeugen vom harten Kampf um die Ortschaft. Die Dunkelheit senkt sich schnell auf das rollende Marschband herab. Bald müssen wir die große Straßenspinne südlich Skoplje erreichen. Von dort aus übernehmen wir die Spitze und stoßen über Prilep nach Süden vor.

Kurz nach Mitternacht haben wir die letzte Sicherung der 9. Panzerdivision erreicht und schicken uns an, ins Niemandsland vorzufahren. Bevor der Spitzenzug unter der Führung von Untersturmführer Wawrzinek antritt, weise ich den Zug noch einmal in die Lage ein und wünsche meinen Kameraden alles Gute. Mit den Worten: „Jungs, den tüchtigen Soldaten gehört die Nacht" entlasse ich die Spitzengruppe in die Dunkelheit.

Erst langsam, dann immer schneller werdend, jagen die Kräder voran. Das Spiel vom Hollandeinsatz wiederholt sich. Bald stelle ich fest, daß sich Wawrzinek an die Spitze gesetzt hat und ohne viel Federlesen nach Süden abhaut. Aber dies sind keine glatten Asphaltstraßen wie in Holland oder Frankreich. Hier geht der Vormarsch über schmale Gebirgspfade und durch enge Schluchten vor sich. Steil steigt die Straße an. Nach kurzer Zeit pfeifen die ersten Geschosse über uns hinweg. Der Feind hockt irgendwo in den Bergen und versucht, den Vormarsch zu stoppen. Ich fahre jetzt hinter der Spitzengruppe. Ein kurzer Zuruf genügt, um die Spitze wieder anfahren zu lassen. Weiter, immer nur weiter Boden nach Süden gewinnen und die Verwirrung des Feindes nützen, ist unser Ziel. Unterhalb einer kleinen Höhe vor einem Dorf erhalten wir Feuer. Panzerspähwagen unterstützen die bereits angreifenden Kradschützen und jagen ihre Leuchtspurgeschosse in den Feind hinein. Grenadiere durchkämmen den Ort. Ueber hundert verstörte Jugoslawen sind das Ergebnis der ersten Kampfhandlung unserer Abteilung. Die feindlichen Offiziere fluchen nicht schlecht auf ihre Gefechtsvorposten in den Bergen. Ungläubig hören sie zu, wie ihnen unser Dolmetscher klarmacht, daß wir uns um das Geschieße der Gefechtsvorposten nicht gekümmert und den Weg nach Süden fortgesetzt haben. Eine halbe Stunde später ist alles vorüber. Die vorwärtsdrängenden Kradschützen sind nicht mehr zu halten. Es geht weiter! In halsbrecherischer Fahrt an Steilhängen und Schluchten vorbei überraschen wir eine feindliche Batterie auf dem Marsch. In wenigen Minuten ist auch dieser Spuk vorbei. Krachend und polternd stürzen die Geschütze in die Schlucht.

Im Morgengrauen erreichen wir Prilep und stellen hier die Verbindung mit der Vorausabteilung der 73. I.D. her.

Wir gönnen uns eine kurze Ruhepause, die wir sehr nötig haben. Der heutige Tag kann heiß werden. Wir haben ein weitgestecktes Ziel und stoßen auf den wichtigen Platz Monastir vor. Ein leichter Regen rieselt in der Morgenfrühe herab. Er vertreibt den Staub von der Straße und verwandelt ihn in grauen Kleischlamm. Gespannt blicken wir in die weichenden Schatten der Nacht. Die Straße führt jetzt in eine Ebene hinein, nur rechts sind noch die Umrisse eines hohen Berges zu erkennen. Hinter der Bergnase sehen wir auf den Zrnafuß herab, mit einer schweren Brückenkonstruktion. Stahlbogen überspannen den Flußlauf. Die Brücke ist noch nicht gesprengt. Einige feindliche Lastwagen und bespannte Fahrzeuge streben dem Uebergang zu, um das jenseitige Ufer noch zu erreichen. Ich sehe nur die Brücke; alles andere interessiert mich nicht mehr. Sie muß unzerstört in unsere Hände fallen. Automatisch schieben sich zwei Spähwagen seitwärts aus dem Marschverband heraus und jagen ihre 2-cm-Sprenggranaten auf die jenseitige Brückenauffahrt. Die Spitzengruppe rast wie vom Teufel besessen auf die Brücke zu. Pferde- und Motorfahrzeuge drängen sich zu einem Knäuel zusammen. Jedes will zuerst die Ueberfahrt erzwingen. Die Spitze ist nur noch 100 Meter entfernt; ver-



Panzermeyer (links) im Kameradenkreise.

einzelt zwitschern uns Geschosse entgegen. Ich glaube mich schon im Besitz der unzerstörten Brücke — da, kurz vor dem Ziel zerreißt ein dumpfer Knall die Flußniederung. Die Brücke hebt sich vor meinen Augen und fällt dann in sich zusammen. Feindliche Soldaten, Pferde und Fahrzeuge wirbeln durch die Luft und verschwinden in dem gurgelnden Wasser der Zrna. Schepperndes Maschinengewehrfeuer fährt hackend in die Trümmer hinein.

Zuerst entsetzt, dann wütend, aber zum Schluß kalt überlegend arbeite ich mich an die Trümmer heran. Der Chef der 2. Kompagnie, Hauptsturmführer Kraas ist neben mir. Schnell ist die Lage beurteilt und ein Entschluß gefaßt. Der Feind darf nicht zur Ruhe kommen! Er muß gejagt werden. Wir haben Glück! Die Eisenkonstruktion ragt aus dem Fluß heraus und kann für den Unterbau einer Notbrücke benutzt werden. Grenadiere klettern über die Trümmer hinweg und erkämpfen sich einen kleinen Brükkenkopf. Pioniere und alles, was Hände hat, schleppen Balken und sonstiges Baumaterial heran. Solokräder werden übergesetzt und klären in Richtung Monastir weiter auf. Ohne Pause, wie auf dem Uebungsplatz gelernt, schaffen die Pioniere einen neuen Uebergang. Die Brücke wächst vor unsren Augen, und es dauert nicht lange, da braust der erste schwere Panzerspähwagen über den Fluß. Der Vormarsch geht weiter.

Die 2. Kompanie hat wieder die Spitze übernommen. Links der Vormarschstraße läuft die Eisenbahnlinie nach Monastir. Hinter dem Eisenbahndamm hocken feindliche Schützen, die vergeblich bemüht sind, den schnellen Vormarsch aufzuhalten. Lediglich die Panzerspähwagen fetzen einige Gurte gegen den Feind hinter und auf dem Damm. Alles andere hat die Augen nach vorn gerichtet. Monastir wollen wir im ersten Ansturm nehmen, alles andere ist nur noch von nebensächlicher Bedeutung. Der Eisenbahndamm schiebt sich immer dichter an die Straße heran und überquert sie einige hundert Meter vor uns. Die Spitze hält, und die Grenadiere springen links und rechts der Straße in die Gräben. Sie nehmen den Kampf gegen die Besatzung in einem Bahnwärterhäuschen auf. Ein feindliches MG spuckt die Straße herunter. Das Häuschen wird als Widerstandsnest erkannt. Die 5-cm-Pak geht im Feuer der Gegner in Stellung und jagt ein paar Granaten in das Gemäuer hinein. Krachend birst der Bau auseinander.

Erst jetzt merke ich, daß der Feind auf dem Bahndamm munter geworden ist und durch das Halten der Spitze Mut bekommen hat. MG-Feuer peitscht vom Damm herunter. Hier hilft nun nichts mehr. Der Gegner auf dem Damm muß vernichtet werden. Im Feuerschutz der Spähwagen wird die Angelegenheit schnell bereinigt. Die Ueberlebenden fliehn in das hinter dem Damm liegende Sumpfgelände.

Ich will gerade auf das Krad des Unterscharführers Weil springen, als uns erneut das Feuer einiger Jugoslawen zu Boden zwingt. Mein Kartenbrett ist nicht mehr zu gebrauchen. Die Fetzen liegen auf der Grabenkante. Die feindlichen Geschosse spritzen in die Grasnarbe hinein und reißen die feuchte Erde um uns herum auf. Ein gurgelndes Geräusch zwingt mich, nach Weil zu blicken. Er windet sich auf der Grabensohle — sein Unterkiefer hängt zerschmettert herab.

Wir dürfen uns hier nicht festbeißen! Der Feind darf uns auf keinen Fall vor den Toren Monastirs festnageln und von den überragenden Höhen beharken. Ich schreie die Spitze an — und die Kradschützen springen Akrobaten gleich auf ihre Kräder und jagen nach vorn. Wie ein Magnet zieht die Spitze die Abteilung nach und rast auf der regennassen Straße dahin. Den ganzen Tag hat es geregnet, doch jetzt bricht die Sonne durch die Nebelfetzen.

Der Widerstand vermehrt sich; Leuchtspurgeschosse zischen giftig nach den dekkenden Strohmieten und verwandeln sie in riesige Fackeln. Monastir liegt vor uns. Breit hingelagert können wir die Stadt zwischen den Bergen erkennen. Am rechten Berghang entdecke ich eine feindliche Batterie, die gerade in Stellung gehen will. Nur weiter! Nur kein langes Feuergefecht! Wir müssen in die Stadt. Wir wollen den Verteidigern direkt an die Gurgel springen. Ein Geschwindigkeitsrausch packt uns! Rechts und links der Straße hacken unsere MG-Garben in den Feind hinein. Vor uns liegt eine halbfertige Straßensperre. Feuer, berstende Sprenggranaten der Spähwagen, Handgranaten fliegen durch die Luft, und überraschte, vollständig verwirrte Menschen suchen volle Deckung.

Nicht in breiter Front, wie es der Feind erwartet, gehen wir vor, sondern rasend, gleich einer federnden, blitzschnell geführten Degenklinge stößt die hintereinander schürende Abteilung in die Stadt hinein. Nur die Artillerie ist nicht mit von der Partie. Sie steht in Feuerstellung und jagt ihre Brocken vor uns her.

Ich sehe weder Minaretts noch andere Gebäude; ich sehe nur MG-Stände, verteidigte Häuser und entschlossene Feinde. Immer weiter bohrt sich die Abteilung in die Stadt hinein. Meine Karte und den Stadtplan habe ich eingebüßt. Aber ich weiß, wo die Kaserne liegt. Dort wollen wir hin, denn dort werden wir die Fäden der feindlichen Kräfte finden.

Die auf dem Vorplatz angetretene Truppe spritzt auseinander, als die Kradschützen um die Ecke gebraust kommen. Aus allen Fenstern, von den Dächern und aus den Büschen schlägt uns feindliches Feuer entgegen. Jetzt bewähren sich die Panzerspähwagen. Ihre Waffen klotzen jede nur verdächtige Ecke ab und zwingen die feindlichen Schützen in Deckung. Unter dem Feuerschutz der Spähwagen gehen zwei schwere Infanteriegeschütze in Stellung. Sie stehen keine 200 m von der Kaserne entfernt, als sie ihre 15-cm-Koffer in der Kaserne auspacken. Der Erfolg ist durchschlagend. Innerhalb von 20 Minuten gibt es keine Verteidigung von Monastir mehr. Nur am Bahnhof kämpft ein Pionierstoßtrupp noch eine Stunde später gegen das letzte Widerstandsnest.

Unser Vorstoß hat das bestätigt, was wir in jahrelanger Ausbildung gelernt haben: Der Motor ist eine Waffe.

ADOLF SPEMANN:

Erinnerung an Kurt Kluge

Im Herbst des Jahres 1933 begann in der Deutschen Allgemeinen Zeitung ein neuer Roman mit dem Titel „Der Glockengießer Christoph Mahr" zu erscheinen. Verfasser war ein mir völlig unbekannter Schriftsteller namens Kurt Kluge. Gleich der Anfang sprach mich sehr stark an, denn mir schien hier eine ganz ursprüngliche und mit nichts anderem vergleichbare Begabung am Werke zu sein. Besonders die unbekümmerte Frische und der köstliche Humor waren hocherfreulich — es war in jeder Zeile eine neue Handschrift.

Ich stellte noch abends telefonisch die Anschrift des Verfassers fest und bat ihn am anderen Morgen telegrafisch, mir die Niederschrift des Romans zu senden. Zwei Tage später hielt ich diese in Händen, ich las sie mit Entzücken durch und sandte unverzüglich dem Verfasser einen Vertragsentwurf. Kurt Kluge unterschrieb diesen sofort und fügte in seinem Begleitbrief die schönen Worte hinzu: „Ich bin einverstanden, denn was wesentlicher ist zwischen dem Verleger und dem Autor als ein Wisch Papier, das ist der Glaube zueinander." Zwischen der Lesung des Romananfangs in der Zeitung und dem Abschluß des Vertrages waren insgesamt neun Tage verstrichen.

Erst viele Jahre später erfuhr ich, daß der Roman vom Glockengießer Mahr gar nicht die erste Romandichtung Kurt Kluges war, sondern die zweite. Kluge selbst hat den ersten Roman mir gegenüber nie erwähnt und erst nach seinem Tode erfuhr ich von seiner Witwe und seinem Sohn Wolfgang, daß jener Roman den merkwürdigen Titel „Grevasalvas" trage, in den Jahren 1929 bis 1931 geschrieben und nacheinander von vier bedeutenden Verlagen abgelehnt worden sei. Der Dichter hatte keine Lust, mit seinem Erstling weiter hausieren zu gehen und schloß ihn verärgert in seinen Schreibtisch. Und nach dem problemgeladenen Bekenntnisroman schrieb er den tapferen und heiteren, wenn auch leichter wiegenden Glockengießer-Roman. Die Welt hatte keine Verwendung für die Glocke — so brannte er Ziegel: so ist die Handlung des zweiten Romans ein Gleichnis auf das Leben und Schaffen des Dichters Kluge selbst.

Der „Glockengießer" erzielte einen Achtungserfolg, nicht mehr. Dann brachte ich die vier kürzeren Erzählungen „Die gefälschte Göttin", „Der Nonnenstein", „Der Gobelin", „Die vier Gelehrten", die den Rang des Dichters und tragischen Humoristen Kurt Kluge vollauf bestätigten, aber trotz aller Mühen nicht durchzudringen vermochten. Hierauf folgte „Die silberne Windfahne" als erster der Kortümromane, der wiederum nur einen Achtungserfolg zu erringen vermochte, und dann „Das Flügelhaus", das ohne die „Silberne Windfahne" und ohne eine Fortsetzung eigentlich nicht recht lebensfähig war, so daß ich Kluge einmal schrieb, es sei kein Flügelhaus, sondern ein Hausflügel.

Der Mißerfolg dieses Buches war niederschmetternd; nur 2000 Stücke wurden verkauft. Ich machte mich mit dem Musterkoffer auf und bereiste persönlich die Buchhandlungen, um sie für den Dichter zu gewinnen. Das Ergebnis war entmutigend. Im Rheinland fragten mich die Sortimentskollegen mit höflichem Mitleid, wo denn in diesen Werken der Humor sitze — sie könnten ihn beim besten Willen nicht entdecken. Es war zum Verzweifeln. Und Kluge schrieb mir: „Hoffentlich bin ich bald tot, damit die Deutschen mich lesen." Wir werden uns hieran noch erinnern.

So wuchs der große Roman „Der Herr Kortüm“ unter Schmerzen. Gelegentlich sandte mir Kluge den Bauplan, der ihm erst allmählich unter den Händen gedieh. Als er an die Gestalt des alten Kapitäns Langloff kam, schrieb er mir: „Jetzt kommt für mich eine ganz große Schwierigkeit, jetzt begegnet Kortüm einem zweiten Mann seines Formates und es muß sich zeigen, ob die Welt für beide Platz hat. Das ist schwer darzustellen.“

Eines der berühmtesten Kapitel des „Kortüm“ hat eine erstaunliche Vorgeschichte. Alljährlich wird bekanntlich in der Stadt Braunschweig im Rahmen einer Feierstunde der Wilhelm-Raabe-Preis verliehen, der damals mit dem Volkspreis der deutschen Gemeinden und des deutschen Gemeindetages gekoppelt war. Dieser Preis gehörte zu den wichtigen Schrifttumspreisen und pflegte sich stark auf den Verkauf auszuwirken. Es mag im Herbst 1937 gewesen sein, als mir Kurt Kluge erzählte, es sei ihm von maßgeblicher oder mehr oder minder offizieller Seite nahegelegt worden, er möge sich anläßlich der bevorstehenden Vergebung des diesjährigen Preises für eine Reise nach Braunschweig bereit halten und dabei schwarze Gesellschaftskleidung nicht vergessen, er könne sich wohl denken, warum ... Und bald darauf wurde der Dichter von einem riesigen Dienstwagen in seiner Wohnung abgeholt und in rasendem Tempo zur Stadt Heinrichs des Löwen befördert.

In Braunschweig aber empfing ihn ein Herr der Stadtverwaltung mit überaus liebenswürdiger Verlegenheit: „Die Stadtverwaltung freut sich ganz außerordentlich, daß auch Sie, hochverehrter Herr Professor, an der diesjährigen Verleihung des Wilhelm-Raabe-Preises als Gast teilnehmen wollen“ — und den Preis erhielt der Schriftsteller Wilhelm Eckmann für seinen Roman „Der Stein im Acker“.

„Und jetzt“, rief Kluge mit dröhnendem Lachen, „habe ich endlich das Kapitel für den „Kortüm“, das mir noch gefehlt hat! Bisher bin ich da einfach nicht weitergekommen!“ Und so entstand das Kapitel vom Preiskochen in Jena, wo entgegen allen Erwartungen der Meisterkoch Kortüm leer ausgeht und die Diätköchin Mimi Schlick den Preis erhält. So bewältigte der Dichter überlegen lächelnd eine Enttäuschung, die ihn viel tiefer traf, als er nach außen merken ließ. Kurt Kluge hat nie zu Lebzeiten einen Schrifttumspreis erhalten.

Während nun der Dichter das dritte und vierte Buch des großen Romanes schrieb, erörterten wir die Frage, welche äußere Form dem Ganzen zu geben sei. Eigentlich wollte Kluge sämtliche Bücher einzeln herausbringen, etwa wie Romain Rolland seinen „Jean Christophe“, aber ich war überzeugt, daß dies nach den bisherigen Achtungs- und Mißerfolgen die Katastrophe verewigen würde. So riet ich dem Dichter, die ersten beiden Bücher in das Ganze einzuschmelzen und einen einzigen großen Roman daraus zu machen, dem wir dann den Titel „Der Herr Kortüm“ geben müßten.

Alle diese Vorschläge wurden sofort freudig angenommen und am 5. Mai 1938 teilte er mir überglücklich die Vollendung des großen Werkes mit. Der Umschlag dieses Briefes trug auf der Rückseite mit riesigen Buchstaben in roter Tinte das eine Wort THALATTA!, mit dem einst die Griechen nach ihrem endlosen Marsch durch Kleinasien das Schwarze Meer begrüßt hatten. Nach letzterer Feilung ging das Werk zum Druck und erschien zu Weihnachten 1938, zu spät, um sich noch in diesem Jahre durchzusetzen. Aber schon nach einem Vierteljahr änderte sich das Bild. Außer der Presse waren es einige wenige Buchhändler, die dem Verleger vorbildliche Schrittmacherdienste leisteten, und hier ist in erster Linie Kurt Saucke in Hamburg zu nennen, der im Frühling 1939 den vermessenen Schwur tat, er wolle in diesem Jahre 365 Stücke des nicht billigen Buches verkaufen, und der dann in diesem Zeitraum über 500 Stücke unter die Leser brachte.

Kurz nach Beginn des zweiten Weltkrieges traf das Manuskript des Romanes „Die Zaubergeige“ ein, die nun, da „Der Herr Kortüm“ endlich die Bresche geschossen hatte, als sie im Mai 1940 erschien, einen glänzenden Start hatte. Fünf Jahre hatte der Kampf gedauert, bis die Geltung des Dichters Kurt Kluge gesichert und der Erfolg errungen war. Er kostete diesem die letzten Kräfte, und das Glück über den Sieg und die gewonnene handwerkliche Sicherheit mag ihm oft durch dunkle Ahnungen getrübt worden sein.

Als Kluge im Juni 1940 im Herkulessaal der Residenz in München las, fuhr ich hinüber und war einer von etwa 20 Hörern, von denen etwa ein Viertel der Presse angehören mochte: eine halbe Stunde vor Beginn der Vorlesung war ein Wolkenbruch niedergegangen und da blieb München lieber zu Hause. Kluge las das köstliche Kapitel „Herr Kortüm läßt sich malen", einige Gedichte und zuletzt die von Herrn Kortüm für sich selbst verfaßte Grabrede. Wir sprachen an diesem Abend noch über seine Gedichte, deren Manuskript er mir kurz zuvor gesandt hatte, und er erzählte mir von seinem soeben begonnenen neuen Roman „Das Augenlicht", der als Gegenstück zur „Zaubergeige" das Problem des bildenden Künstlers behandeln sollte. Glücklich sagte er, das Ganze sei im Kopf so gut wie fertig und er hoffe, es in einem Zug niederschreiben zu können.

Am 29. Juni kam telefonisch aus Berlin die Nachricht, daß Kurt Kluge wenige Tage vorher auf einer Dichterfahrt im belgischen Fort Eben Emael tot zusammengebrochen sei. In Laon hatte er noch im Lazarett seinen erkrankten Sohn besuchen können; bei Langemarck, wo er 25 Jahre früher schwer verwundet worden war, hatte er die Gräber seiner alten Kameraden gesehen und während eines Vortrages des Eroberers des Forts und inmitten seiner Dichterfreunde endete blitzartig seine irdische Laufbahn. Drei Wochen vorher hatte Kluge-Kortüm seine eigene Grabrede gelesen.

Doch dieser Tod hatte ein echt Kortümsches Nachspiel. Kurt Kluge war in dem von den Deutschen besetzten Gebiet gestorben, also im Zuständigkeitsbereich der Wehrmacht, jedoch auf einer vom Propagandaministerium veranstalteten Reise. Infolgedessen war die zuständige Behörde nicht zu ermitteln. Ein rasch herbeigerufener Arzt hatte im Fort Eben Emael den Tod festgestellt, aber dieser Arzt war Belgier und unbegreiflicherweise hatte man versäumt, eine ordentliche Sterbeurkunde ausstellen zu lassen. So gelang es denn der Witwe erst nach monatelangen Mühen, einen Totenschein zu erhalten. Und so lange war der Vater des „Herrn Kortüm" amtlich nicht tot.

Kluges Tod schlug wie ein Blitz ein. Mit einem Schlage schien sich das Volk bewußt geworden zu sein, was es verloren hatte. Und mit diesem Augenblick begann die Siegeslaufbahn des Kortümbuches. Niemals in meinem Verlegerleben habe ich eine solche Fülle von Briefen aus dem Publikum erhalten wie in den drei ersten Jahren nach Kluges Tod. Alle diese Zuschriften wollten nichts anderes ausdrücken als das Glück und die Dankbarkeit, daß ein solches Buch geschrieben worden sei. Der Dichter war tot — und nun lasen ihn die Deutschen.

Und in dem Werk lebt auch des Dichters Persönlichkeit und Menschentum fort. In seinen Briefen läßt sich ähnlich wie bei Schiller die fortschreitende Entwicklung und Läuterung eindrucksvoll verfolgen. Eine im Grunde tragische, weil einsame Natur wurde sich langsam und mit vielen Umwegen ihrer eigentlichen Berufung bewußt. Die bildende Kunst, die Musik, die archäologische Forschung, die Technik des Erzgusses, die Biologie — alles waren Stufen zum Dichtertum und so lautet denn der Untertitel des genialischen Erstlings nicht ohne tiefen Sinn „Geschichte eines entfachten Menschen", eines Menschen, der im Flammenbrand aus dem „Fach" in seine höhere Berufung hineinwächst. Und dieser vielfältigen schillernden Natur war als Bindemittel die Gabe göttlichen Humors verliehen; sie ließ ihn gerade in seinen letzten Reifejahren, die ich miterleben durfte, zu jener gütigen lächelnden Weisheit emporwachsen, die in seine Werke hineingeflossen ist und die man auch bei der persönlichen Berührung so beglückend spürte.

Kluge war ein überaus liebenswürdiger Wirt und ich habe reizende Stunden bei dem Ehepaar in seinem Hause in Nikolassee verbracht, wo man auf dem Hausflur von einem vergoldeten Bronzeabguß des großartigen Pferdekopfes vom Parthenongiebel begrüßt wurde. Wenn Kurt und Carla Kluge in einem der guten Berliner Lokale meine Gäste waren, sorgte ich stets für einen französischen Rotwein, weil Kluge einen guten Tropfen liebte und wegen seiner Nieren keinen Weißwein vertrug. Er konnte so etwas in unvergleichlicher Weise genießen und sprudelte dann nur so von geistreichen und humorig-tiefsinnigen Einfällen. Da in einem Kapitel des „Herrn Kortüm" bekanntlich eine Flasche Chambertin eine besondere Rolle spielt, war ich sehr vergnügt, als es mir trotz dem Kriege gelang, dem Dichter eine Flasche dieses Weines vorzusetzen. Als

wir die Flasche geleert hatten, versuchte ich noch eine zweite zu bekommen, doch nach einiger Zeit kam der Oberkellner mit der Meldung zurück, zu seinem Bedauern sei es die letzte im Keller gewesen. Darüber war nun Kluge ganz begeistert. Mit strahlender Miene erklärte er, das sei das Schönste an diesem schönen Abend. Wie immer erblickte er auch hierin die tiefere Bedeutung und vielleicht sah der große Hellseher in diesem seinem letzten Winter alles Kommende voraus ...

In den ersten Kriegstagen schrieb mir Kurt Kluge: „Wie die Würfel fallen mögen — lassen Sie mich in dieser Stunde sagen, daß im einen wie im anderen Falle unsere Arbeit sein wird, die erschütterten Menschen an das zu weisen, was sie vor reichlich hundert Jahren, als die Welt ebenfalls in ihren Fugen krachte, die idealischen Güter nannten. Was wirklich vom menschlichen Herzen gebraucht wird, ist Trost, Zureden immer neues Hinweisen auf das Gleichnishafte des realen Geschehens. Je länger man die Menschen beobachtet, desto mehr erkennt man, wie unglaublich hilfsbedürftig sie im Geistigen sind."

Und zwei Wochen vor seinem Tode schrieb er dem Sohn: „Das Lebendige ist in dir!" Kurt Kluges Lebendiges aber ist in seinem Werk.

Dreiklang der Herzen

Holdes Kinderherz des Glaubens,
das der ganzen Welt vertraut,
das in seligem Entzücken
mit des Herrgotts Schöpferblicken
unschuldsvoll ins Leben schaut!

Heilig' Mutterherz der Liebe,
das in tausend Schmerzen schweigt,
das selbst in der schlichten Hülle
alltäglicher Sorgenfülle
königliche Würde zeigt!

Hohes Männerherz der Ehre,
das selbst Tod und Teufel zwingt,
das in höchster Opferweihe —
sterbend noch — das Lied der Treue
in die dunklen Nächte singt!

Lasset Gott, den Herrn, uns bitten,
daß der Haß nicht übertreib',
alles Gute auszumerzen,
und der Dreiklang dieser Herzen
dennoch uns erhalten bleib!

FRIEDRICH K. BARTELS

JOHANNES UHLEN:

Das orientalische Judentum

SEINE ROLLE INNERHALB DES WELTJUDENTUMS

Das orientalische Judentum ist so wenig eine Einheit wie das amerikanisch-europäische. Dennoch sind die orientalischen von den amerikanisch-europäischen Juden wesentlich unterschieden: sie haben ihre mittelalterliche und moderne Entwicklung nicht unter dem Einfluß einer christlichen, sondern einer islamischen Umwelt durchgemacht. Allerdings gilt dies mit drei Einschränkungen: einmal geht der islamischen Periode in Syrien, Irak, Aegypten und ganz Nordafrika eine lange christliche, allerdings ost-christliche Periode vorauf. Dann sind nach der großen Judenaustreibung aus Spanien 1492 Scharen ‚spaniolischer" Juden, die bis heute ein altertümliches Spanisch, das „Ladino" (Judenspanisch), kultiviert haben, nach Saloniki, Konstantinopel, Smyrna, in die Städte Syriens und des Libanon, besonders aber nach Aegypten gekommen. Schließlich hat seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auch die Wanderung von Ostjuden aus Polen und Rumänien mit ihren Spitzen nicht nur Palästina, sondern auch andere Länder des Orients erreicht. Spanioljuden und Ostjuden bringen also eine längere Tradition des Lebens unter einer christlichen Umwelt mit sich. Und es gibt Stellen, wo sie im Orient selber das alte orientalische Judentum an Zahl und Einfluß übertreffen. Dieses alte orientalische Judentum wurde jetzt zum Teil durch große orientalische Wanderungs (Alijah-Unternehmen) in den Staat Israel transportiert. Innerhalb des Weltjudentms ist die Rolle dieser orientalischen Juden durch ihre Geschichte bedingt.

DAS ORIENTALISCHE JUDENTUM IN DER FRÜHISLAMISCHEN PERIODE

Der Islam ist bewußt nicht die Fortsetzung des Judentums, wie sich vielfach das Christentum versteht, sondern dessen Ueberwindung. Als der Gesandte Gottes, Mohammed, den Glauben an den „einen, einzigen Gott" predigte, hatte er die Hoffnung, die Juden als Träger eines reinen Monotheismus am ersten gewinnen zu können. Aber gerade bei ihnen stieß er auf bittere Ablehnung: die Juden hielten die Zeit der Propheten und Gotteskünder für längst abgeschlossen und verweigerten Mohammed die Anerkennung. Sie lehrten, daß Jehova s i e auserwählt habe und bestritten, daß auch andere Völker von Gott erleuchtet worden seien. Gegen Ende seines Lebens war Mohammed immer judenfeindlicher geworden — Intrigen jüdischer Stämme in Medina gegen ihn, mehrfache Mordversuche von jüdischer Seite hatten ihn nicht nur seine Lehre immer bewußter im Gegensatz zum Judentum herausarbeiten lassen, die „Hadith" (Ueberlieferung) bringt ein Wort Mohammeds, das lautet: „Hast Du kein Geld, um es den Armen zu geben, so verfluche den Sohn Israels, das bringt Dir den gleichen Segen."

Da das Judentum zwischen dem 3. und 6. Jahrhundert durchaus Missionsreligion war, so hatten Juden eine Anzahl Araberstämme und in Nordafrika Berberstämme zu ihrem Glauben bekehrt. Die Araberstämme zum mindesten fielen fast alle dem Islam zu. Wo immer in Syrien, Mesopotamien und Aegypten die Muslime eine bisher byzantinische Provinz besetzten, beließen sie den Juden ihre Synagogen und Gemeinden, ihre Berechtigung zur Ausprägung von Münzen, ihre besondere Tracht, durch die sich ja im alten und zum Teil noch im modernen Orient jedes Religionsvolk kennzeichnet. Man verfolgte sie nicht. „Es ist wichtig zu bemerken, welche außerordentliche Toleranz die Ommayaden- und Abbassiden-Khalifen den Juden erwiesen. Diese Haltung erlaubte es der jüdischen Kolonie in Aegypten einen gewissen Einfluß auszuüben." (Maurice Fargeon: „Les Juifs en Egypte", Cairo 1938). Da damals Aegypten noch überwiegend christlich, wenn auch unter islamischer Herrschaft war, konnten die Juden als drittes Element sich gut halten. Eine nicht unerhebliche Rolle spielten Juden zur Karolingerzeit als Aufkäufer von Sklaven und Sklavinnen, erst in Deutschland, später in den slawischen Ländern. Mittelpunkte dieses jüdischen Sklavenhandels waren Kolzun und Farama, damals bedeutende Häfen. Aber einen entscheidenden Einfluß hatten die Juden nicht.

JÜDISCHE GLANZZEIT UNTER DEN FATIMIDEN

Die damals in Nordafrika noch zahlreichen Schichten, von den übrigen Muslimen als Ketzersekte angesehen, bekamen in Obeidallah el Mahdi einen geschickten Führer, der sich ein Reich in Libyen und Tunis eroberte und von dort aus Aegypten bekriegte. Er bezeichnete sich als Nachfahre der Fatma, der Lieblingstochter des Gesandten Gottes. Allerdings berichten Quellen, daß er Sohn einer Jüdin gewesen sei. Der Feldherr Gohar der Fatimiden, so nannte sich diese Dynastie nach dem Namen der Fatma, eroberte 969 Aegypten für den Fatimiden-Khalifen Moizz. Der allmächtige Wesir von Moizz war Paltiel, der als Ibn Killis zum Schein zum Islam konvertiert war. „Es ist nachgewiesen, daß Ibn Killis nie aufgehört hat, ein guter Jude zu sein" (Maurice Fargeon a.a.O.). Der Jude Jakob Mann schreibt: „Es scheint, daß Ibn Killis die besten Beziehungen zu seinen alten Glaubensgenossen, den Juden, bewahrt hat. Es wird auch überall erklärt, daß er als guter Jude gestorben ist und daß er nur bei amtlichen Gelegenheiten als Muslim auftrat." Dieser sehr geschickte jüdische Minister bei Fürsten, die selber jüdisches Blut in den Adern hatten, dazu ein zweiter Jude, Menahem, der die fatimidischen Sultane in Syrien beriet, verschaffte den Juden wichtige Staatsstellungen und Einfluß. Zweimal wurde Ibn Killis auf Betreiben der Araber gestürzt und ins Gefängnis geworfen, jedesmal kam er nach kurzer Zeit wieder frei und als er 991 starb, wurde sein Vermögen auf vierzig Millionen Dinare geschätzt.

Unter den späteren Khalifen aus diesem blutsmäßig dem Judentum verwandten Haus, Az-Zahir (1021—1036) und Al Mustansir Billah (1036—1094) waren (nach J. Mann „The Jews in Egypt and Palestine under the Fatimide Caliphs") zwei Juden Abou Saad und Aboul Nasr außerordentlich mächtig als Münzpräger und Gläubiger der Herrscher. Beide Juden waren Brüder —

und ihre Kämpfe gegen den aus dem Bauerntum aufgestiegenen, daher judenfeindlichen Wesir Al Anbari, füllen manche Blätter der ägyptischen Geschichte. Wie uns der persische Reisende Nasiri Khusran berichtet, wurde der als Wucherer gehaßte Abou Saad schließlich bei einem Aufstand der Truppen ermordet. Aber der starke jüdische Einfluß hielt an — mit der in der Geschichte stets mit jüdischer Vorherrschaft in einem Lande verbundenen Folge: neben wirtschaftlichem Gedeihen und einer einseitigen intellektuellen Blüte stand hemmungslose Korruption, Verfall der Wehrkraft, sittlicher Niedergang und schließlich die Katastrophe von außen. Unter dem Ansturm des fanatisierten ersten Kreuzzugheeres brach die Macht des Fatimiden-Khalifen Al Amir (1094—1131) fast zusammen, nachdem schon unter seinem Vorgänger die Korruption überhand genommen hatte.

Dennoch: Die Juden blieben unter den „Ketzer-Khalifen" mächtig, es war ihre „goldene Zeit" in Aegypten. — Nach Benjamin de Tudela, der damals Aegypten besuchte, gab es in Kairo unter dem letzten Fatimiden-Khalifen Al Adid (1160—71) 2000 jüdische Familien, in Alexandrien gar 3000 Familien — das sind für jene Zeit sehr hohe Zahlen. Auch der bedeutende jüdische Denker Moshe ben Maimun (Maimonides) hielt sich damals in Aegypten auf und schrieb dort sein großes Werk „More Nebuchim."

EYUBIDEN-KURDISCHES SOLDATENREGIMENT

Es waren wesentlich die kurdischen Soldregimenter unter ihren Emiren Schirkuh und Salah ed Din (den die Europäer Saladin nannten), welche das wankende islamische Reich retteten. Saladin als Herrscher Aegyptens schuf militärisch und politisch Ordnung, die Korruption wurde beseitigt — aber der strenggläubige Muslim und ritterliche Herr verfolgte niemanden, auch nicht die Juden. Diese waren damals noch in drei Gruppen geteilt: Rabbaniten (der normale, den Rabbinern anhängende Typ), Karaiten (Juden, die den Talmud nicht anerkennen) und Samaritaner (von denen es heute nur noch eine winzige Restgemeinde in Palästina gibt). Unter Saladin und seinen Nachkommen, den Eyubiden-Sultanen, lebten sie in ihren Gemeinden als Händler, Handwerker, Aerzte — aber im Staat hatten sie nichts mehr zu sagen. So zogen viele fort — 1481 stellte Messulam de Voltera, der als italienischer Jude nach Aegypten kam, fest, daß in Alexandrien von 4000 jüdischen Familien nur 60 übrig waren. Während die Eyubiden in großen Siegesschlachten gegen Kreuzfahrer und Mongolen Ruhm und Siegesglanz der islamischen Waffen wiederherstellten, ging das Judentum zurück.

UNTER DEM SÄBEL DER MAMELUKEN

Wie mit der Siegesschlacht von Mansurah 1250 die Mameluken-Herrschaft den französisch geführten Kreuzzügen ein Ende setzte, so hat ihr Soldaten-Regiment auch nie eine andere nichtislamische Einmischung geduldet, zumal man hinter Verbindungen der Juden mit den Kreuzfahrern gekommen war. Gerade die bedeutenden Mameluken-Herrscher waren alles andere als Judenfreunde. Aber sie hielten die Juden nur kurz — verfolgt haben sie diese nicht. Dennoch war ihre Herrschaft „verhängnisvoll für die Juden" (Fargeon a.a.O.). In das Ende des selbständigen Mamelukenreiches

in Aegypten und Syrien fällt die Masseneinwanderung der aus Spanien vertriebenen Juden (1492). Aber auch diese, meist besser gebildet als die orientalischen Juden, brachten es zu keinem erheblichen Einfluß.

Das Judentum im islamischen Orient blieb schwach, während es in Europa steil aufstieg. Folgendes trug dazu bei: Der Islam warnt vor den Juden, während das Christentum lehrt „Das Heil kommt von den Juden." Der Islam ist im Kampf gegen das Judentum gewachsen, das Christentum ist aus ihm hervorgegangen. — Christentum und Islam verbieten beide das Zinsnehmen. Die mittelalterliche christliche Kirche beschränkte dies Verbot streng auf die Christen: kein Christ durfte Zins nehmen. Daraus ergab sich, daß die einzigen geduldeten Nichtchristen, die Juden, ein Monopol des Geldhandels bekamen, das sie reich machen mußte. Im Islam haben Herrscher das koranische Verbot des Zinsnehmens allen ihren Untertanen — Muslimen, Christen und Juden — gegenüber, mal strenger, mal weniger streng durchgeführt — eine monopolistische Stellung der Juden als Geldleiher hat es im Orient nicht gegeben. — Es gab auch nie das berüchtigte Hehlerei-Privileg*), das der christliche Bischof Rüdiger Huozman von Speier 1090 von Kaiser Heinrich IV. für seine Judengemeinde erlangt hatte. Die maßlose Bereicherung der Judengemeinden durch diese gesetzlich privilegierte Hehlerei war im islamischen Bereich unbekannt.

UNTER DER OSMANENHERRSCHAFT

Als 1517 Syrien und Aegypten in die Gewalt des Osmanischen Reiches kamen, änderte sich für die Juden nicht viel. In Aegypten behielten faktisch die Mameluken das Heft in der Hand oder verlangten es bald wieder. in der übrigen Türkei bestand im Grunde auch ein so soldatisches Regime, daß nur selten Juden — wie etwa der geschickte Josef Nassi unter Selim II. (1566—1574) — eine größere Rolle spielen konnten. Das türkische Volk hatte wenig Sympathie für sie, unternahm unter Ibrahim I. (1640—1648) und auch sonst bei der Machtergreifung neuer Sultane gelegentlich judenfeindliche Unruhen, sogar im gemütlichen Aegypten 1696, wo das Volk gegen den Pächter des Münzhauses, Jussuf el Yahudi, aufstand: die Soldaten erschlugen ihn.

Im Grunde aber hatten die Juden eine ruhige Zeit — abgesehen von gelegentlichen Gelderpressungen durch türkische Paschas und Mameluken-Emire. Die einzig unruhige Episode war das Auftreten des falschen Messias oder ersten Zionisten Sabatai Zwi (geb. 1629 in Smyrna), der Palästina für die Juden „zurückgewinnen" wollte, aber unter dem Druck der türkischen Regierung seine Pläne fallen ließ und Muslim wurde. Seine Anhänger bilden noch kleine gemeindliche Gruppen islamisierter Juden, die meist nur unter sich heiraten; die Türken nennen sie „Dönme" („Umgekrempelte") und trauen ihrem Islam auch heute noch nicht recht.

Es war General Napoleon Bonaparte, der 1798 bei seiner Landung in Aegypten den Versuch machte, das Judentum des Orientes für seine Pläne zu mobilisieren — und das wurde nun die kennzeichnende Entwicklung: von Europa und Amerika her wurde später von dem mächtig gewordenen Judentum das still und unaktiv gewordene, mehr religiös als politisch empfindende

*) Zum besseren Verständnis sei auf: Dr. Johannes Uhlen „Die Wurzeln der jüdisch-deutschen Gegensätzlichkeit" in DER WEG, 1956 Heft 5 und 9 hingewiesen.

Judentum des Orients politisch aktiviert. Bonaparte stellte sogar den Juden seine Hilfe zur Aufrichtung ihres Staates in Palästina in Aussicht. Viele stellten sich dem fremden Eroberer zur Verfügung, so daß der ägyptische Chronist jener Tage, Djabarti, schrieb": ... die Juden im Dienste der Franzosen wurden unerträglich. Sie ritten zu Pferde, trugen Waffen und insultierten die Muslime". — Als die Franzosen 1801 Aegypten verließen, wollte sich die Bevölkerung an den Juden rächen, aber die türkischen Befehlshaber ließen nur einige Juden festnehmen und andere mußten die Gelder herausrücken, die sie für ihre Agentendienste bei den Franzosen erhalten hatten.

UNTER DEM HAUSE MUHAMMED ALI

Als der Albaner Mohammed Ali erst Gouverneur, dann Vizekönig von Aegypten wurde, gab es dort etwa 7000 Juden auf eine Gesamtbevölkerung von 3 Millionen. Clot Bey in seinem „Aperçu sur l'Egypte", 1840, schreibt: „Die israelitische Rasse ist diejenige, welche die Muslime am meisten verabscheuen und hassen. Sie glauben, daß der Islam von den Juden mehr als von jeder anderen Nation gehaßt wird". — Das blieb die Grundeinstellung des Volkes — es vermied die Gemeinschaft mit den Juden, aber es verfolgte sie auch nicht. In der Türkei herrschte ein ähnliches Empfinden, Sultan Mahmud II. war tief mißtrauisch gegen die Juden. Dennoch besserte sich unter der langsam eindringenden Europäisierung die Rechtsstellung der Juden. Hatten Mohamed Ali und sein unmittelbarer Nachfolger Abbas noch die Juden in ihrem Aufstieg aufgehalten, so wurden die Vizekönige Said (1854—1863) und Ismail (1863—1879) in Aegypten nicht anders als die türkischen Sultane jener Zeit, je mehr sie fremde Anleihen aufnahmen, umso stärker gezwungen dem Judentum Zugeständnisse zu machen. Vor allem die „Alliance Israélite Universelle" unter Leitung von Isaac Crémieux führte einen Feldzug, dessen Nahziel die Besserstellung der Juden im islamischen Orient, dessen Fernziel die Zerschlagung der islamischen Staaten war, um auf ihren Trümmern erst in Palästina, dann weit darüber hinaus „vom Nil bis zum Euphrat" ein jüdisches Großreich aufzubauen. Hatte sich Sir Moses Montefiore bereits mit dem Ersuchen um Abtretung eines Teiles von Palästina an Mohammed Ali gewandt, so begann der frühere Zionismus von Polen und Rumänien her nun auch im Orient einzusickern. Schon 1865 bildete sich in Kairo eine „aschkenasische", d. h. ostjüdische Gemeinde, und 1886, schon unter der britischen Besatzung, erschien die erste B'ne B'rith-Loge „Maimonides" in Kairo als Generalstab der jüdischen Eroberung. 1897 gab es 25 000 Juden in Aegypten, davon 15 000 in Kairo. Das mächtige Bankhaus der Bagdader Juden, Sassoon, setzte sich in Aegypten fest (1912: Gründung des Tempels Sassoon de Bulkeley in Alexandrien), und schon 1902 hatte — mit starker Förderung durch die britische Regierung — der Gründer des Zionismus Theodor Hezl erst in der Türkei, dann mit dem Kheliven Abbas Hilmi (1892—1914) verhandelt, um Landabtretungen zu Gunsten der Zionisten zu erreichen. Die Türkei sollte Palästina, Aegypten die Sinai-Halbinsel hergeben. Abbas Hilmi bezahlte seinen Widerstand gegen diese Pläne des Zionismus 1914 mit der Absetzung.

Schon 1911 hatte der zionistische Weltkongreß beschlossen, im Falle

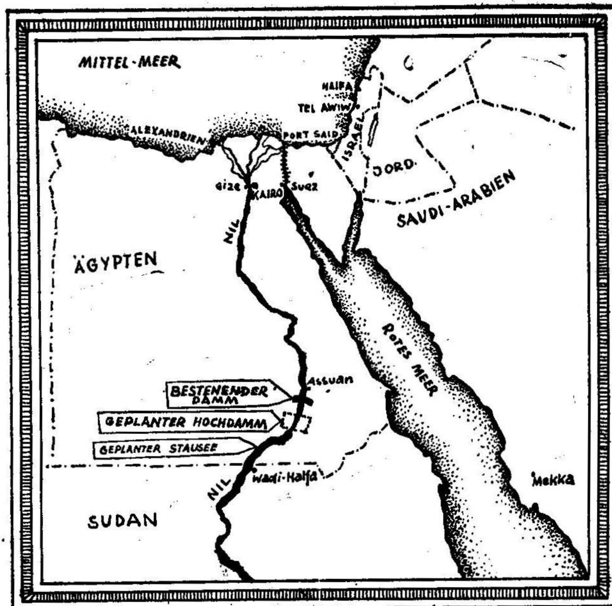
eines Weltkrieges England zu unterstützen und Deutschland entgegen zu arbeiten, auch die deutschen Zionisten waren an diesem Plan beteiligt. Schon damals begann der Verrat des politisch aktiven Judentums am Deutschen Reich, doch zog dieses keine Konsequenzen daraus. Die Türkei, deren Nachrichtenapparat im Orient viel besser als der deutsche war, wußte genau, daß jeder Zionist ein potentieller Agent Englands und ein Feind des Osmanischen Reiches war. Der türkische Oberbefehlshaber Djemal Pascha in Palästina ging schon 1914 gegen die Juden vor — obwohl ausgerechnet deutsche Zeitungen gegen diese Aktion ihres Bundesgenossen protestierten. Dabei machte Djemal einen klugen Unterschied: die meist wenig aktiven orientalischen Juden ließ er unbehelligt oder räumte sie nur aus den Städten Jerusalem und Jaffa, wo sie verdächtig waren, gegen das türkische Heer zu spionieren; die osteuropäischen Zionisten dagegen ließ er aufknüpfen, wo er sie fassen konnte. Seine brutalen Maßnahmen führten zur Bildung des „Zion Mule Korps" unter dem Ostjuden Joseph Trumpelder aus Polen. An ihm beteiligten sich auch 150 Juden aus Alexandrien, großen Teils orientalische oder spaniolische Juden unter Claude Rolo und Ibram Rolo. Hier nun mündet die getrennte Geschichte des orientalischen Judentums in die allgemeine Geschichte des Zionismus — ohne in ihr ganz aufzugehen.

Bis heute ist es so, daß das orientalische Judentum besser als die europäischen und amerikanische Juden den langen Atem, die verhaltene Kraft, die geduldige Energie der Muslime kennt. Unter ihm sind die meisten Warner vor dem hemmungslosen Israel-Chauvinismus unserer Tage aufgetreten, nicht selten haben radikale Zionisten den orientalischen Juden mangelnde Aktivität in der Sache des „Eifers um Zion" vorgeworfen, wo im Grunde ältere und bessere Kenntnis der eigenen Geschichte vorlag. Die orientalischen Juden wissen viel besser als alle anderen, daß im Orient nicht Parlamentarismus oder ein rein repräsentatives Königtum, auch kein „Feudalismus", sondern schlicht und ehrlich Soldatenherrschaft die Tradition ist. Sie wissen noch, daß die vier „rechtgeleiteten" Khalifen bereits einen bedeutenden Kriegsmann, den Khalif Omar ibn al Chattab, in ihren Reihen hatten, daß die Ommayaden-Khalifen ebenso Kriegsleute waren wie daß die Abbassiden von Abbas „as Saffah" (dem Blutsäufer) abstammen, wie die Osmanen-Sultane als Heerführer begannen und die Eyubiden und Mameluken nie etwas anderes als Soldaten waren. Weil sie dies wußten und wissen, sind viele von ihnen mißtrauisch gegen den Gedanken der Herut und der wilden Männer vom „Neemanej Malkuth Jisroel", mit einem altjüdischen Kriegerstaat den Orient aus den Angeln zu heben. Sie sind ein wenig Fachleute geworden — aber das revolutionär entflammte Judentum der osteuropäischen „Chaluzim" nimmt ihre Warnungen ebensowenig ernst wie das geldstolze und bildungseitle amerikanische Judentum. Die arabischen Regierungen, die ganz bewußt ihren Kampf auf den „Zionismus" beschränken und nicht das Judentum als solches bekämpfen, lassen klug diesen Menschen einen Ausweg offen — denn wenn irgendwann ein neuer Saladin den zionistischen Eindringlingsstaat in Palästina wegfegen wird, wie einst Saladin den Kreuzfahrerstaat des Königs Guy de Lusignan, fürchten diese orientalischen Juden mehr zu verlieren als die aus aller Welt zusammengeströmten Zionisten — nämlich die wirkliche Heimat.

LUDWIG PAULIN:

Der Hochstaudamm von Assuan

Ein Riesenunterfangen zur Behebung der ägyptischen Landnot



Ägyptens Wirtschaftskraft hängt zum großen Teil vom Nil ab. Er ist nicht nur der „heilige Strom", er ist auch wirtschaftlich die Lebensader des Landes. Die rund eine Million Quadratkilometer ägyptischen Landes (beinahe doppelt so groß wie Frankreich, viermal so groß wie Großbritannien!) sind nur bedingt nutzbar. Die tatsächlich fruchtbaren Strecken machen nur 3 1 % der Gesamtfläche aus, sie umfassen das Niltal und das Nil-Delta. Alles andere — rund 97 % — ist Wüste und Steppe. Wer mit dem Flugzeug über das sonnige aber regenarme Aegypten fliegt, dem wird das erschreckend deutlich: Aegypten besteht eigentlich aus dem 1200 km langen Niltal, teils 24 km, teils auch nur 2 km breit, und dem Delta, das sich über 240 km ausbreitet. Dort, wo die letzten Verästelungen des Bewässerungssystems aufhören, hört zugleich das Ackerland auf. Der Uebergang ist überraschend scharf: Hier Wüstensand — einen Schritt daneben dunkle Ackererde. Das gesamte Fruchtland umfaßt etwa 32 000 qkm (2/3 Delta, 1/3 Niltal), beherbergt aber fast die gesamte Bevölkerung von rund 23 Millionen Menschen. So liegt das ganze fruchtbare Aegypten wie ein heftig zuckendes Herz im steinernen Panzer der Wüste eingeschlossen. Dabei wächst die Bevölkerung jährlich um 350 000 Seelen, d. h., alle drei Jahre müssen eine Million Menschen mehr ernährt werden! Seit dem Bau des Suez-Kanals hat sich die Bevölkerung fast versechsfacht — dagegen hat sich der anbaufähige Boden n i c h t versechsfacht. Die Dörfer und Siedlungen quellen von Menschen über, für die kaum noch Arbeit und Nahrung vorhanden ist. Der ägyptische Bauer steht vor der Landnot, ähnlich wie der russische Bauer vor 1917, wie der chinesische Bauer zu Beginn dieses Jahrhunderts. Dort führte die würgende Landnot des auf lebensunfähigen Zwergparzellen hungernden Bauern zu furchtbaren Explosionen. Eine ähnliche Entwicklung in Aegypten zu verhindern, ist das Hauptanliegen der Revolutionsregierung Abd el Nassers.

Den Umfang der Landnot zeigt folgende Berechnung: 1897 lebten 9,7 Mill. Aegypter auf insgesamt 5,5 Mill. Feddan (1 Feddan = 42 ar) siedlungs-

fähigem Boden, 1950 waren es 21,5 Mill. auf 5,8 Mill. Feddan, d. h. auf 24.500 qkm. Also betrug 1950 die Bevölkerungsdichte auf den besiedelten Landstrichen 878 Einwohner je qkm! Das ist dichter als in den dichtestbesiedelten Industriestädten!

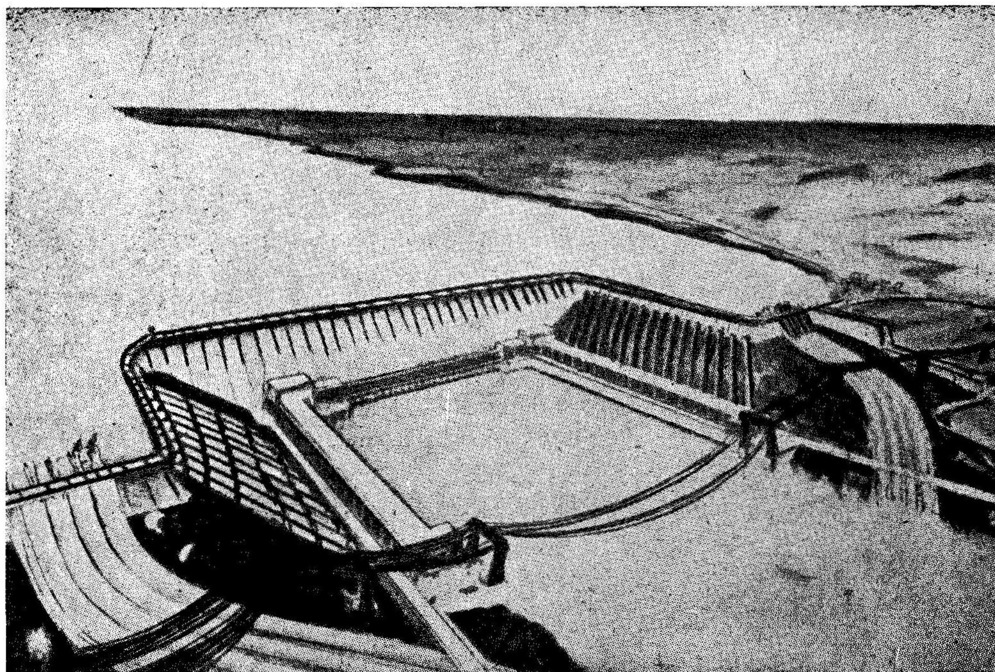
Der erste Lösungsversuch war die Landverteilung, die dem Sturz Faruks folgte. Doch wie will man verteilen, was man gar nicht, jedenfalls nicht in ausreichendem Maße, besitzt? Etwa 15 % des Ackerlandes wurden vom Verteilungsgesetz erfaßt, wovon allerdings die Großgrundbesitzer, je nach Kinderzahl, einen Anteil behalten durften, der etwa die Hälfte dieser Ländereien ausmachte. So kamen schließlich nur rund 8 % des bebauten Nillandes zur Verteilung: 150.000 von 2 Millionen Bauern mit zu geringem Landbesitz konnten bestenfalls auf eine Landzuteilung hoffen (100 bis 150 Ar statt bisher weniger als 50 Ar!) Hierbei sind die 1½ Millionen besitzlosen Landarbeiter nicht einmal berücksichtigt.

* * *

Statt Landverteilung tut also L a n d g e w i n n u n g not, dringend not. Darum ist dies zweite auch das entscheidendere Vorhaben der Revolutionsregierung.

Der Nil schneidet die ägyptische Wüste in zwei Teile: die östliche Wüste (vom Nil bis zum Roten Meer) ist einschließlich der Sinai-Halbinsel altes, völlig ausgedörrtes Hochland, tief durchschnitten von Wadis, das sind Trockenflußbetten, die sich nur bei den spärlichen Regenfällen kurzfristig mit Wasser füllen. Die westliche Wüste (etwa 2/3 des Landes) ist eine massive, ziemlich flache Hochebene, in die an mehreren Stellen tiefe Depressionen eingesunken sind, tiefer als der Meeresspiegel. Artesische Wasserversorgung hat in Kharga, Dakhla, Dscharafra, Bahariya und dem berühmten Siwa z. T. ausgedehnte Oasen entstehen lassen, in denen rund 200.000 Menschen leben. — Doch nur ein Teil sind wirklich tiefe, unbenutzbare Sandwüsten, den restlichen Gebieten fehlt lediglich W a ss e r. Wenn es gelänge, die aus den äthiopischen Bergen mit fruchtbarem Schlamm getränkten Nilwasser durch Stauung und Kanalisierung zu einer durchorganisierten Berieselung zu leiten, wäre über ein Viertel des Wüstengebietes fruchtbar zu machen. Bereits ein Bruchteil dieses Viertels würde genügen, die Landnot des ägyptischen Bauern auf lange Zeit zu beheben.

Ein erster Versuch, der symbolisch ist für die junge Tatkraft, wurde nunmehr im Wüstengebiet nördlich von Kairo gestartet, wo der Sand nicht sehr tief über gutem Boden liegt. Mit einem Aufgebot modernster Maschinen und allem Rüstzeug moderner Wissenschaft sind die Aegypter daran gegangen, hier eine neue Provinz — Mudiriya at Tahrir, das ist „Befreiungsprovinz" — zu gewinnen. Insgesamt 610.000 Feddan (etwa 300.000 ha) soll dies Neuland einmal umfassen, 10.000 Feddan sind bereits bebaut, etwa 30 Feddan werden täglich der Wüste abgerungen. Ein Hauptkanal mit mehreren Zweigkanälen — die mit Zementziegeln ausgelegt sind, um ein Versickern der Wassermengen zu vermeiden —, dazu 15 große Brunnen, von denen jeder 150 Feddan zu bewässern in der Lage ist und 5 große Pumpstationen sorgen für ausreichende Berieselung. In der werdenden Provinzhauptsadt Badr wurde ein starkes E-Werk gebaut, das die ganze Provinz mit Strom und Kraft versorgt, jedes Dorf erhielt seinen eigenen Wasserturm (25 cm hoch, 60 cbm Inhalt), die Fruchterde wurde planmäßig bereichert, windschützende Hecken und Baumreihen gegen die Erosionsgefahr gepflanzt, Baumschulen wurden angelegt, um den großen Baumbedarf bei der einsetzenden Aufforstung zu dekken. Jedes Dorf wurde verpflichtet, Bienenvölker zu halten, einmal zur Honig-



Der neue „Hoch-Staudamm“ (Sadd al Aali), etwa 6,5 km südlich des bestehenden Assuan-Staudammes, wird sich 110 m über dem Flußbett erheben und 130 Mrd. Kubikmeter Wasser stauen. Den Abfluß dieser Wassermengen besorgen sieben Tunnel auf dem östlichen Ufer, jeder 2.100 m lang, mit einem Durchmesser von 16,5 m. Auf dem westlichen Ufer werden vier Tunnel, je 1.500 m lang und mit einem Durchmesser von 13 m die Wassermassen zu einem Kraftwerk leiten, in dem 16 Turbinen von je 120 000 PS jährlich insgesamt 10 Mrd. KWH leisten sollen.

gewinnung, vornehmlich aber zur Befruchtung von Pflanzen und Bäumen, beste Viehsorten wurden verteilt, nur bewährte Siedler und gesunde Familien zugelassen. Die „Befreiungsprovinz“ soll das Vorbild für alle weitere geplante Landerschließung sein.

Die Kernfrage dieser großen Vorhaben aber ist der Bau eines großen Staudammes.

Seit urdenklichen Zeiten ist der Tag der Fluthöhe des Nil, „Wefa-an-Nil“, einer der wichtigsten Festtage des Landes. An ihm ließ sich im voraus die Höhe der Fruchtbarkeit und des Reichtums für das kommende Jahr ablesen. Doch wie oft erreichte der Nil zur Hochwasserzeit täglich mehr als 1000 Millionen Kubikmeter, um im frühen Sommer auf 40 herabzusinken. Wie oft vernichteten die reißenden Hochfluten des Nil den empfindlichen Anbau der Baumwolle, während bald darauf die jungen Getreidehalme weiter Landstriche wieder verdorrten. Die großen Dämme bei Edfina, Assiut, Nag Hamadi und Esna sicherten bereits eine größere Regulierung der Wassermassen, als es noch im Mittelalter möglich war — zwei weiteren Staudämmen, dem von Gabal-El Awlia und dem „alten“ Damm von Assuan, verdankt es das Land, daß für die wasserarmen Monate Februar bis Juli ein erheblicher Wasservorrat gestaut werden konnte — aber erst der neue Hoch-

staudamm, „Saad al Aali“ wird es endlich ermöglichen, den Nil so hoch zu stauen, daß ein etwa 600 km langer Stausee entstehen und die gestauten Wassermassen (etwa 130 Milliarden Kubikmeter) ausreichen würden, ausgedehnte Wüstengebiete zu erreichen und fruchtbar zu machen. Es ist vorgesehen, dieserart 2 Millionen Feddan neuen Ackerlandes zu gewinnen, d. h. die Anbaufläche Aegyptens um 30 % zu vergrößern!

Auch der Reis, ein wichtiges Volksnahrungsmittel, wird 400 000 Feddan neues Landes gewinnen. Darüberhinaus wird die Nil-Schiffahrt ausgebaut und durch die Energiegewinnung die Industrie — primär die Düngemittelindustrie — angekurbelt werden, womit zugleich ein Ventil für den Ueberbevölkerungsdruck in den Dörfern und mittleren Stätten gefunden werden kann.

Dieser Hochstaudamm von Assuan soll nach eingehenden Untersuchungen ägyptischer, deutscher und amerikanischer Fachkommissionen und den Planungen eines internationale Ausschusses, der im November 1954 in Kairo tagte, gebaut werden. Die Staumauer soll 110 m hoch werden, sieben Tunnel am östlichen Flußufer werden für den Wasserablauf sorgen, vier Tunnel am westlichen Ufer werden ein unterirdisches Elektrizitätswerk antreiben, in dem 16 Turbinen von je 120 000 PS jährlich zehn Milliarden Kilowattstunden erzeugen und der Idustrialisierung Aegyptens einen machtvollen Aufschwung ermöglichen sollen. Der Damm selber wird aus einem 5000 m langen, quer durch den Fluß gelegten Granitschotter-Block bestehen, der in der Basis 1300 m breit sein soll und insgesamt 42 Millionen Kubikmeter Baumaterial beanspruchen wird. Der Bau wird etwa 10 Jahre dauern und nach vorsichtigen Schätzungen 120 Millionen ägyptische Pfund kosten.

Der Hochstaudamm von Assuan ist der geniale Ausweg aus vielen der die Entwicklung Aegyptens hemmenden und das ägyptische Leben insgesamt bedrängenden Schwierigkeiten. Doch ist Aegypten finanziell nicht in der Lage, die ungeheueren Mittel aufzubringen. Deshalb wandte sich die ägyptische Regierung an die Weltbank sowie an die Regierungen Englands und der USA. Die Verhandlungen verzögerten sich so lange, bis die Sowjetunion ihrerseits ein günstiges Angebot machte (man sprach in Kairo von 600 Millionen Dollar zu 2 % Zinsen auf 30 Jahre). Als dieserart die wirtschaftliche Frage zu einer politischen wurde, stellten die Weltbank 200 Millionen Dollar, die USA und England 70 Millionen Dollar zur Verfügung. Doch schon kurz darauf zogen die Westmächte ihr Angebot zurück. Staatssekretär Dulles gab als Vorwand an, Aegypten sei durch seine vertraglichen Bindungen zu kommunistischen Ländern derartig engagiert, daß es nicht in der Lage sein werde, die Lasten des Assuan-Projektes zu tragen, außerdem habe die ägyptische Regierung es versäumt, mit den Anliegerstaaten des Nil über die Wasserrechte zu verhandeln. Maßgebend dürfte jedoch der Einspruch des jüdischen Wählerblocks in den USA gewesen sein, der in der proarabischen Ausrichtung der Dullespolitik eine Gefährdung Israels erkannte. Das Schwergewicht von über 5 Millionen jüdischen Wählerstimmen anläßlich der kürzlichen Präsidentschafswahlen ist ohne weiteres erklärlich und wird noch erhärtet durch eine Veröffentlichung in der jüdisch geschriebenen, dem Nichtjuden daher kaum zugänglichen „Jiddischen Zaitung“, Buenos Aires, vom 21. 6. 1956, worin es in einem Artikel von Dr. S. Margosches und unter Bezugnahme



Der jetzige Staudamm von Assuan



Verschiffung von Zuckerrohrblättern auf dem Nil



Kanal aus den Wassern des Nil

auf ein Buch von Lawrence Fuchs „The political behaviour of american Jews" heißt: „Der jüdische Wählerblock in den USA ist so etwas wie eine Geschlechtskrankheit: er existiert, es wird aber nicht über ihn gesprochen... Die Namen der jüdischen Kandidaten sind für die große Masse verschleiert... Der Block ist an keine Partei sklavisch geschmiedet, er geht seine eigenen, rein jüdischen Wege... Heute wie einst ist der Block in der Lage, die Waagschale auf die Seite der jüdischen Interessen zu senken... Zu den jüdischen Interessen in den USA gehören außer den eigenen auch die der Medinath Israel und des Weltjudentums im ganzen. Diese Interessen sind der Hauptfaktor, welcher den jüdischen Wählerblock bewegt..."

In einer kleinen Geste wurde dieser entscheidende Beweggrund denn auch sichtbar: Am gleichen Tage, da Dulles sein Angebot zur Teilfinanzierung des Assuan-Staudammes zurückzog, stellte das State-Department Israel rund 3,5 Millionen Dollar für die „Förderung kultureller und wissenschaftlicher Einrichtungen" zur Verfügung!

Die Antwort der ägyptischen Regierung war die Verstaatlichung der Suezkanal-Gesellschaft!

Nicht nur für Aegypten, für die gesamte Menschheit bedeutet das Hochstaudamm-Projekt von Assuan den Beginn eines neuen Aufstieges: der Fruchtbarmachung der gewaltigen Wüstengebiete, um der ständig wachsenden Erdbevölkerung Raum und Nahrung zu schaffen.

Läge hierin nicht eine selten großartige Aufgabe für das deutsche Kapital, sich an die Spitze einer Entwicklung zu setzen, die zu einer befreienden Aufgabe der Menschheit werden würde und zugleich eine Absage des menschlichen Gewissens an jene zerstörerische Gruppe wäre, die vor lauter Herrschgier und Selbstsucht nur sich selber kennt und alle sinnvolle und schönere Zukunft der Menschheit verflucht? Und damit beizutragen zur Verwirklichung jenes Ausspruches von Oberst Abd el Nasser: „Ich will den Lebensstandard heben, um den Kommunismus auszutreten."

TONI N. SCHREIBER:

Die Saar ruft Deutschland

Die deutsche Geschichte lehrt uns, daß der Anteil, den die einzelnen Stämme und Landschaften an dem Gesamtgeschick der Nation haben, unaufhörlich auf- und niederflutet. Wie der politische Schwerpunkt unseres Staates von dem einen Stamme zum anderen wanderte, so sieht man die geistige Führung von der einen auf die andere Landschaft hinüberspringen. Man denke an das vordem ganz namenlose Weimar, das in einem Menschenalter zur Unsterblichkeit erhöht worden ist. Immer wieder rückt eine neue Provinz Deutschlands in den historischen Vordergrund, wo die kostbare Saat für die Zukunft reift und heranwächst, und selbst für Gebiete, die bisher nur am Rande und niemals im Mittelpunkt des großen Geschehens lagen, schlägt einmal die Stunde, wo sie vom Schicksal zu einem Dienst am Vaterlande berufen werden, den niemand anders leisten kann — wo sie zu einem Symbol für die höchsten Tugenden werden können, die ein Volk auszeichnen und einen Staat erhalten.

Also wird die Geschichte die Rolle ansehen, die den Saarländern zugedacht ist. Geographisch sind sie wie ein Außenposten, ein Vorgebirge, von der Meeresflut umbrandet; politisch sind sie in eine Ausnahmestellung innerhalb der Völkergesellschaft hineingeschoben, die kaum Parallelen aufweist. Ist es nicht etwas Ungeheures, daß wir nun von ihnen das Besondere erwarteten?

Denn das ist es, wenn man dem Vaterlande in Treue und Eintracht als ein Vorbild vorangehen soll. Aber die Geschichte des letzten Jahrhunderts hat den Nachweis geliefert, daß im Saarland vor allem die Treue zu Hause ist und daß wir auf sie rechnen konnten, so wie wir uns auch auf die Treue der deutschen Brüder verlassen, die auf anderen Gefahrenposten ihr höchstes Gut mannhaft verteidigen. Dieses letzte Jahrhundert des Saarlandes wird von Geschichtsdaten umspannt, die auf den Ton einer einzigen Willenserklärung gestimmt sind. Das erste ist der 11. Juli 1815, die Eingabe im Namen „sämtlicher Einwohner der Städte Saarbrücken und St. Johann", daß sie nichts anderes herbeisehnen, als mit dem deutschen Vaterlande wieder vereinigt zu werden. Man hat nicht mit Unrecht die Saarbrücker als die Einzigen bezeichnet, die freiwillig und auf eigenen Antrag hätten Preußen werden wollen. Das zweite Datum ist der 3. April 1866, die Immediat-Eingabe der Städte Saarbrücken und St. Johann an König Wilhelm I., ein deutsches Bekenntnis, als beim Herannahen des deutschen Bruderkampfes ihre dauernde Zugehörigkeit zum Vaterlande von anderer Seite möglicherweise hätte in Frage gestellt werden können.

Das dritte Datum aber ist allen Bewohnern dieses treuen Landes vertraut: jene für den Präsidenten Wilson bestimmte Kundgebung vom Dezember 1918, in der es hieß: „Wir sind Deutsche nach Abstammung, Geschichte, Sprache und Gesinnung. Wir wollen auch jetzt in der Zeit des tiefen Unglücks mit unseren deutschen Brüdern und Schwestern vereint bleiben."

Diesem historischen Dreiklang folgte dann am 13. Januar 1935 die Abstimmung, welche die erste und offiziell bis heute die letzte Abstimmung unter dem Rechtstitel des freien Selbstbestimmungsrechtes der Völker war. Die Sehnsucht der Saarländer war Deutschland, ihr Glaube Deutschland und ihre Treue Deutschland. Das Ja zum deutschen Vaterland schmückt zum vierten Male das Buch der Geschichte an der Saar.

Es liegt in der Folgerichtigkeit der französischen Zertrümmerungspolitik Deutschland gegenüber, daß nach der Kapitulation der drei Wehrmachtsteile im Jahre 1945 nach Abzug der amerikanischen Besatzungstruppen die nachfolgenden Franzosen den Versuch ansetzten, endlich die Saar sich einzuverleiben. Am 23. Oktober 1954 unterschrieb mit den Pariser Verträgen der Kanzler der westdeutschen Bundesrepublik auch das Saarstatut, durch das getreu der politischen Einstellung der Bonner Koalitionsregierung das Saargebiet auf dem Altar „Europa" geopfert werden sollte.

Ein großes politisches Ziel kann ohne Eintracht nie erreicht werden. Und so war diese Einheit das nächste, was den Saarländern als ihre historische Aufgabe zugedacht war. In unserem deutschen Vaterland war und ist viel Hader und Zerrissenheit und auch an der Saar wußte man, daß die tiefsten Gründe dafür nicht allein bei uns liegen. Wir Binnendeutschen konnten den Saarländern kein Vorbild sein, aber der deutsche Mensch blickte nach ihnen, daß sie uns als ein Vorbild vorangehen. Sie wußten und fühlten, daß ihr ganzes Schicksal an dem einen hing: Alles, was die Parteien, die Klasseninteressen, die Konfessionen an Trennendem enthalten, um des einen und höchsten Zieles willen innerlich zu überwinden. Dies galt nicht nur für die Wortführer und für die Arena der politischen Körperschaften, es galt für jeden einzelnen, für Mann, Frau und Kind, für Familie und Schule, für das Wirtschaftsleben und alle öffentliche Aeußerung, es galt für die geistige Haltung des Alltags.

Am 23. Oktober 1955 wurde die Schande von Paris 1954 gelöscht und mit der Ablehnung des Saarstatuts zugleich das fünfte JA zu Deutschland mit tief eindringendem Griffel in das Buch der Geschichte der Saar eingerunt!

In dieser brüderlichen Solidarität der deutschen Saarländer ward ein stiller Ruhm erworben, dem zwar keine prunkenden Denkmäler errichtet werden, aber ein Ehrenplatz in den dankbaren Herzen eines ganzen Volkes gewiß ist.

Der Körper und die Seele unseres Vaterlandes haben in den vergangenen Jahren die heftigsten Erschütterungen und die bittersten Nöte ertragen müssen. Die Saarländer traf das schwere Los, diese Sorgen und Nöte nicht in gemeinsamer Front mit der Heimat tragen zu können, aber sie haben dafür den höheren Ruhm geerntet, das ganze Volk durch ihr Vorbild aufgerichtet und gestärkt zu haben. Das war ihre historische Aufgabe und sie haben sie gelöst!

Wenn die Glocken der deutschen Kirchen und Dome das neue Jahr 1957 einläuten, wenn ihr eherner Klang sich durch die Lande schwingt, dann mischen sich auch wieder die Glocken der Saarlande in das sursum corda und wiedervereint braust die Glockenschlag-Symphonie durch die Nacht. Wer Ohren hat, zu hören, vernimmt in einem Augenblick der Besinnung dann den lauten Ruf der Saar nach Deutschland: nach der kleinen Wiedervereinigung nun zur großen deutschen Wiedervereinigung. Das Reich muß wieder werden, wenn Ihr so einig seid wie wir, so treu wie wir und so voller Glauben an die Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes!

Diesem Ruf der Saar nach Deutschland versuchte man bald nach dem denkwürdigen 23. Oktober 1955 reale Gestalt zu geben. Parteiführer des Saarlandes priesen den Heimatbund, die gemeinsame Plattform der drei prodeutschen Saarparteien CDU, SPD und DPS, als Muster für die westdeutsche Bundesrepublik. Dieser Versuch mußte fehlschlagen, denn an der Saar formte sich die Einheit unter dem Druck des französischen Imperialismus, des saarländischen Separatismus und der saarfeindlichen Politik der Bundesregierung, namentlich unter dem Eindruck der Bochumer Erklärung des Bundeskanzlers vom 2. September 1955, das Saarstatut anzunehmen. In der Bundesrepublik jedoch sind die politischen Parteien nach ganz anderen Gesetzen und Voraussetzungen angetreten und Grenzlandschicksal kann man nun einmal nicht organisatorisch auf Binnenlandschicksal übertragen. Es wäre nur dann zu übertragen gewesen, wenn der Binnendeutsche die Teilung seines Vaterlandes dermaßßen als brennende Wunde schmerzhaft empfunden hätte oder empfinden würde, daß er wie an der Saar über des Volkes Stimme die verantwortlichen Politiker gezwungen hätte, den Impuls, den Ruf der Saar nunmehr in eine echte wirkungsvolle Wiedervereinigungspolitik umzusetzen. Diese Voraussetzungen waren aber nicht gegeben und so mußte der Versuch scheitern, auch wenn es Dr. Schneider, der erste Vorsitzende der DPS, leidenschaftlich versucht hat.

Es ist nicht von ungefähr, daß gerade im nationalen, zersplitterten Lager der Bundesrepublik fast jeder Verband mit Dr. Heinrich Schneider, Saarbrücken, hausieren ging, und wilde Bündnisse mit ihm und seiner DPS machten die Runde. Dies alles hat sich gelegt. Die CDU an der Saar ordnet sich in die Bundes-CDU ein und versucht dort die Interessen der Saar bis 1960 zu vertreten, die SPD an der Saar geht ebenfalls nach anfänglichem Widerstreben in der Bundes-SPD auf und Dr. Schneider mit seiner DPS wird, wie seit langem erwartet, in der FDP seine parteipolitische Heimat finden. Alsdann kommt die Bonner Mühle, die Saarparteien werden durch den Bundeswolf gedreht und am Schlusse bleibt nur die historische Tatsache und das Verdienst, daß an der Saar nach 1945 die erste Schlacht für Gesamtdeutschland von der Treue eines deutschen Grenzvolkes siegreich geschlagen wurde und damit werden die Saarparteien — um ein Wort von Bundesaußenminister von Brentano zu wiederholen — nicht mehr die Gelegenheit haben, das Bonner Konzept durcheinander zu bringen!

Der Leser wird mit Recht eine gewisse Bitterkeit zwischen diesen letzten Zeilen herauslesen, aber man soll sich in der Politik keinen Illusionen hingeben und die Dinge so sehen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen. Es

bleibt immer noch die Hoffnung, daß in der Zukunft Männer wie Dr. Schneider als kraftvolle Einzelpersönlichkeit die Erfahrungen des Saarkampfes in die bundespolitische Arena hineintragen und zur Wirksamkeit kommen lassen. Unverrückbar aber bleibt die Tatsache, daß der Begriff der Treue und Vaterlandsliebe in unserer an übernationalen Phrasen so übersättigten Zeit ein Stück deutsches Reichsgebiet der deutschen territorialen Substanz erhalten hat. Darin und nur darin liegt eine Kraftquelle, daraus allein entspringt der Ruf der Saar nach Deutschland, nach dem nie untergegangenen Deutschen Reich! Nicht die Parteien haben es vollbracht, sondern der deutsche Mensch! Er hat es trotz der Parteien geschafft. Die Partei war das Mittel, wodurch er seinen Herzschlag laut werden lassen konnte. Dieser Herzschlag dröhnte über den Schlagbaum, über die Willkürgrenze im Westen. Dieses Dröhnen ist der Ruf der Saar, daß wir Binnendeutsche den Tanz um das Goldene Kalb abbrechen, die falschen Götzen stürzen und im Dienste an der Gemeinschaft der größten Not unseres Volkes steuern: der Passion der deutschen Trennung.

Dieser Ruf der Saar wendet sich also zuerst an den deutschen Menschen schlechthin, versucht die Herzen anzusprechen mit Idealen, die immer noch den Bestand eines Volkes und den Garanten einer Nation ausgemacht haben.

Es ist unzweifelhaft, daß alle Heimatvertriebenen mit Spannung und innerer Anteilnahme den Kampf um die Saar beobachtet haben und tatkräftig mithalfen, den Boden für eine prodeutsche Lösung dieser Frage aufzubereiten. Sie fühlten, daß an der Saar auch für sie stellvertretend eine Schlacht geschlagen wird. Nun schauen sie nach Bonn, wie dort wohl das ganze Gesetz- und Verordnungswerk der Eingliederung aussehen wird und auch an der Saar ist man sehr gespannt, wie man am Rhein das Vertrauen der Saar verpflichtend als geistige Grundlage zum Eingliederungsprozeß sichtbar werden läßt. An der „kleinen Wiedervereinigung" mit der Saar soll gewissermaßen das Modell für die große Wiedervereinigung geschaffen werden. Was bis heute von der Bundesregierung und zuletzt vom Bundesrat in dieser Hinsicht getan wurde, ist zumindest eine Enttäuschung.

Es würde den Rahmen dieses Artikels sprengen, wollte man in Einzelheiten gehen und alle die Fragen behandeln, die auf dem wirtschaftlichen, sozialpolitischen und kulturellen Sektor einer Entscheidung harren und zugeführt werden müssen. Die Entscheidungen müssen aber getragen sein von dem echten Willen, um der Wiedervereinigung im Westen willen ein Opfer zu bringen. Nicht das Saargebiet hat den Krieg gegen Frankreich verloren, sondern das ganze deutsche Volk. Wenn Bonn hinsichtlich der Saar eine Stellung einnimmt, die auch nur den leisesten Verdacht aufkommen läßt, daß das deutsche Vaterhaus ein heimkehrendes Kind wie ein unbequemes Uebel aufnimmt und dafür nun bestraft, weil es die Treue zur Heimat höher einschätzte als ein „abendländisches Programm", dann sollen die Herren in Bonn sich nicht wundern, daß ihr Wille zur großen deutschen Wiedervereinigung noch weniger geglaubt wird als bisher!

Der deutsche Mensch an der Saar und mit ihm namentlich die national eingestellten Binnendeutschen mit den Heimatvertriebenen zusammen erwarten von der Budesregierung und seinen legislativen Körperschaften ein

Saar-Eingliederungs-Modell, das den Erfordernissen gerecht wird und auch jenseits des Eisernen Vorhanges den ausharrenden Deutschen den Mut, die Zuversicht und die Gewißheit gibt, daß ihr Kampf nicht umsonst sein wird!

Wer Gelegenheit hatte, vor wenigen Tagen in Mainz vor der Industrie- und Handelskammer die Ausführungen des Leiters des Ministeriums für Arbeit und Wiederaufbau in Saarbrücken, Staatskommissar Erich Schwertner zu hören, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Saardeutsche in Bonn eine Verhärtung der Herzen vorgefunden hat, die sehr bedenklich stimmen muß. Unbestreitbar stellt die Heimkehr der Saarlande an das Mutterland beträchtliche Anforderungen, genau wie die Saar selbst Verpflichtungen auf sich genommen hat, die das Leistungsvermögen des Saarlandes übersteigen, aber zur Erreichung der Rückkehr dieses Gebietes eingegangen werden mußten. Dafür muß nach Ansicht der Saarpolitiker die Bundesrepublik einspringen. Es ist aber, gelinde gesagt, eine Taktlosigkeit der Bundesregierungsstellen gegenüber fast einer Million treuer Saarländer, die Heimkehr ins Vaterhaus mit dem kalten, rechnerischen Kaufpreis für die Wiedervereinigung auf die Goldwaage zu legen.

Dem Verfasser liegen die Worte vor, die der frühere Reichsaußenminister Gustav Stresemann im Oktober 1928 sagte:

> „Was uns am Saargebiet unvergleichlich höher steht als sein materieller Reichtum, seine Wirtschaftsgüter und seine Technik, das sind die Menschen. Nur mit Stolz können Deutsche von ihren Landsleuten an der Saar sprechen. Ihr Denken und Fühlen ist so rein deutsch geblieben, wie es im Laufe langer Jahrhunderte immer war. Im Gegenteil, das Bewußtsein, ein lebendiges, unlösliches Glied der deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft zu sein, hat sich, sofern dies noch möglich war, in den Jahren der Verwaltungstrennung noch gefestigt."

Würde nur ein Bruchteil einer solchen Einstellung in Bonner Regierungskreisen bei der Behandlung der Saar-Eingliederung vorhanden sein, dann würde nicht der Rechenschieber allein die Dinge bestimmen, sondern das Gefühl einer Solidarität aller Deutschen, dann würden auch die Zahlen ihren Schrecken verlieren und in gemeinsamer Kraftanstrengung die Last der Verpflichtungen im Interesse des gemeinsamen Schicksals leichter in die Zukunft getragen werden.

So wird denn in der Neujahrsnacht der Glockenschlag von den deutschen Landen an der Saar neben den Klängen der Freude auch Klänge der Mahnung hinübersenden. Mögen sie hineinklingen in die Herzen unserer Brüder und Schwestern, um sie aufzurufen, das Trennende zu überwinden und das Gemeinsame zu pflegen!

Die Saar ruft Deutschland! Wir rufen zurück: „Glück - auf!" du treue Grenzmark!

ERICH KERN:

Land im Schatten des Roten Drachen

Indonesien im Brennpunkt Südostasiens

Die beabsichtigte Reise chinesischer Partei- und Staatsmänner nach Djakarta, während kommunistisch-chinesische Truppen, die von Tibet aus die Grenze überschritten, in Burma operieren, in Hongkong ernste Revolten das Restprestige Britanniens erschüttern und in Singapur die Situation immer bedrohlicher wird, rückt die Gefahr dem größten unabhängigen Staat Südostasiens immer näher entgegen. Die Indonesier, die alles eher als kommunistisch sind, haben mitten unter sich eine fünfte Kolonne Pekings: die Auslandschinesen.

Lange ehe die arabischen Kauffahrer aus Guiarat mit ihren Prauen*) um das Jahr 1000 die Länder des malaiischen Archipels für den allmächtigen Sultan von Kairo aufsegelten, hatten chinesische Kaufleute auf Borneo, Sumatra und Malakka, bald auch auf Java und in Siam, Stützpunkte für ihre mit Tee und Porzellan beladenen Dschunken errichtet. Als die Holländer dann unter ihrem kühnen Cornelius Houtmann 1596 den Spuren der Araber und Portugiesen folgten und in der Insulinde erschienen, war den Chinesen längst kein Geheimnis dieses Landes mehr fremd. So wurden sie für die Weißen das, was sie für die Araber gewesen waren: Bangsa Tengah, das Zwischenvolk. Durch ihre Beziehungen, Kenntnisse und Verwendbarkeit sparten sie nicht nur Zeit und Aerger, sondern ermöglichten oftmals erst die kaufmännischen Erwerbungen. Natürlich mußten solche Dienste belohnt werden. Und sie wurden auch belohnt. Die Chinesen, intelligenter als die malaischen Stammvölker, fleißiger und widerstandsfähiger gegen Klima und Krankheiten als die Weißen, die nicht gerade immer eine Auslese waren, wurden daher sehr bald auf legale, manchmal auch illegale Weise, die großen Nutznießer aller kolonialen Erschließung und Ausbeutung. Sie waren nicht nur Dolmetscher und Sekretäre, sie waren bald Steuereinnehmer, Assistenten, Leihhausbesitzer und hatten sich so geschickt im Handel und Wandel zwischen die einheimischen Stämme und die Weißen geschaltet, daß nicht diese, sondern in Wahrheit sie die wirtschaftlichen Fäden des Kolonialsystems immer mehr in die Hand bekamen.

*) die Prau ist ein bei den Malaien benutzter Bootstyp.

Da geschah folgendes: Erfreut und ein wenig prahlerisch hatten sie ihren Angehörigen im Reich der Mitte von dieser für sie so günstigen Entwicklung Kenntnis gegeben. In Windeseile verbreiteten sich im schon damals übervölkerten China die Nachrichten von den ungeheuren Verdienstmöglichkeiten in den benachbarten Ländern und wuchsen mit östlicher Phantasie ins Sagenhafte. Heerscharen brachen auf aus Shanghai und aus Peking, aus Kanton und aus Hongkong und strömten hinüber nach Malakka, nach Siam und in das damalig königlich-niederländische Indien. Diese Demonstration der Gelben ließ schlagartig die Abgründe erkennen, vor denen man stand. Nun versuchte man der gelben Hydra die Köpfe abzuschlagen. Im historischen Chinesenmord, Juli 1746, entlud sich im damaligen Batavia erstmalig die gesamte indonesische und weiße Wut gegen die Nutznießer, die in einem offiziell von königlich-holländischer Seite gestattetem Pogrom zu Zehntausenden hingerichtet wurden. An der Situation selbst änderte sich jedoch nichts: Es waren längst schon zu viele Chinesen da, und als der Weißen Wut verrauchte, mußten sie doch wieder die gelben Agenten holen, weil sie selbst zu träge und unfähig waren, um die Probleme zu lösen. Trotzdem haben die Verfolgungen der Chinesen in dem asiatischen Ausland nie ganz aufgehört. Da Haß jedoch wieder Haß erzeugt, duckten sich die Chinesen wohl, verdienten weiter soviel sie nur konnten — und warteten auf ihre Stunde.

Der zweite Weltkrieg sah die Auslandschinesen auf Seiten Tschiang Kai Scheks, somit auf Seiten der Alliierten. In Thailand, das auf Seiten Japans stand, wurden sie mit Gewalt gezügelt, in britisch-Malaya von alliierten Fliegerverbänden gegen die Japaner bewaffnet, in Indonesien durch die japanische Invasionsarmee niedergehalten. In dem Augenblick, in dem der Marschall das chinesische Festland verlassen und nach Formosa übersiedeln mußte, verlor er in Windeseile unter seinen ausländischen Landsleuten an Anhang. Trotz widersprechender Behauptungen stehen heute in ganz Südostasien keine 25 % der vielmillionenköpfigen Auslandschinesen mehr auf Seiten Tschiang Kai Scheks. Sie stehen und arbeiten für die chinesische Volksrepublik.

Diese Umschichtung hat verschiedene Ursachen. Erstens: Für Millionen Auslandschinesen, die trotz aller Erfolge wirtschaftlicher Art selbst von den niedrigstehenden Eingeborenen der südostasiatischen Länder gesellschaftlich nie anerkannt wurden, ist jetzt die Stunde da, auf die ihre Ur- und Großväter sehnsüchtig gewartet haben: Nun fällt auch auf den letzten Chinesen ein Glanz des Roten Drachen. Denn unter Mao Tse Tungs eisernem Blutterror und Tschu En Lais aalglatter Gewandtheit wurde Rotchina zum ersten und mächtigsten Staat Asiens.

Zweitens: Die Chinesen hängen überaus stark an ihren Familien, besonders an ihren Eltern. Die Angehörigen der Auslandschinesen aber werden innerhalb der chinesischen Volksrepublik sorgfältig registriert und überwacht. Wehe der armen alten Mutter, deren Sohn in Djakarta oder Bangkok, Hongkong oder Singapur gegen Rotchina ist. Verzweifelte Briefe seiner Ange-

hörigen haben schon manchen antikommunistischen Chinesen weich und willig gemacht.

Drittens: Das Geschäft. Und das ist kein geringer Grund. Mit der Verhängung des Embargos gegen die chinesische Volksrepublik haben nämlich die USA unfreiwillig einem Geschäft Tür und Tor geöffnet, von dessen Ausmaß sich auch die besteingeweihten Kreise keine rechte Vorstellung machen können. Während Amerika durch seine Erzeugung von synthetischem Gummi als Hauptabnehmer für Rohgummi nahezu ausfällt und die Börsen von New York den Rubberpreis niederhalten, meldete die junge chinesische Volksrepublik sehr energisch ihren großen Bedarf an Rohgummi an. Sie hat keine synthetische Erzeugung und ist daher in ihrer Wirtschaft und in ihrer Rüstung auf den Rohgummiimport dringend angewiesen. Dabei schlägt sie zwei Fliegen mit einem Schlag: Denn für die Rubber-erzeugenden Staaten, und das sind nahezu alle südostasiatischen, ist die ständige Kaufbereitschaft Rotchinas ein nicht zu verachtendes politisches Lock- und Anreizmittel. Während die rotchinesische Botschaft in Djakarta auf dem Kramat Salemba sich nur mit hochpolitischen Problemen befaßt, arbeitet das rotchinesische Konsulat in Djakarta in der Djalan Gadja Mada desto eifriger, um den gigantischen Schwarzhandel für Rotchina zu organisieren und zu leiten: Tag und Nacht fahren viele Dutzende englischer, dänischer, japanischer und von chinesischen Indonesiern geleitete Schiffe nach Singapur. Hier werden die Waren-Zertifikate umgeschrieben und nun stechen die legalen Schmugglerschiffe von Singapur aus mit Ziel Hongkong, der letzten englischen Insel auf dem chinesischen Festland, in See. In Hongkong aber ist man vor der Haustür. Niemand behindert diesen einzigartigen Embargo-Durchbruch, denn alle Beteiligten verdienen daran. Während die USA für ein Kilo Rubber 24 Cent bezahlen, bieten die Rotchinesen offiziell 26 Cent. Für Schwarzmarktware, und das ist dank des Embargos der gesamte Rohgummi, bieten sie 35 Cent. Diese Differenz lohnt schon ein paar Stunden Herzklopfen in der Straße von Formosa. Dazu kommt, daß Rotchina den schwarzen Rubber mit echten US-Dollar bezahlt, der natürlich wieder schwarz in die Lieferländer zurückrollt. Zu den erhöhten Preisen kommen noch die Riesengewinne der Devisendifferenzen: Ein offizieller Dollar notiert in Djakarta mit 11,40 Rupiah, für einen schwarzen erhält man überall leicht seine 35 Rupiah. Dies erhöht die Gewinne ins Unermeßliche.

Neben Rubber kauft Rotchina noch Kaffee, Zucker, Cobra, Magnesit, Bauxit und Zinn. Auch dafür zahlt man Preise, die sehr hoch über denen des Weltmarktes liegen. Ueberall arbeiten junge Chinesen, die wohl im Ausland geboren und aufgewachsen sind, aber in der chinesischen Volksrepublik ihre eigentliche Heimat sehen, als Einkäufer und Schmuggler. So weit geht ihre Begeisterung allerdings nicht, daß sie nach China einwandern, um am Ausbau der Volksrepublik mitzuarbeiten. Denn die Gewinne, die die Geschäfte im Schatten des Roten Drachen abwerfen, sind zu verlockend.

Mit der linken Hand unterstützen die Auslandchinesen so nebenbei die malaiische Volksbefreiungsarmee auf Malakka und die kommunistische Partei Indonesiens, die unter dem Javaner Aidit offiziell den Sturz der indone-

sischen Republik vorbereitet. In Thailand ist die Situation schwieriger, denn es vergeht kaum ein Monat, daß nicht der energische Marschall Phibul Songgram einige der Drahtzieher verhaften läßt. In Indonesien haben sie mehr Glück und es gelang ihnen sogar schon, einen Ministerposten, Gesundheitsminister Lie Kiat Tang, zu erobern. Um die wirtschaftliche, politische und militärische Auslandsarbeit auch ideologisch zu untermauern, erscheint von Peking aus ein großes, buntillustriertes Monatsorgan für alle asiatischen Staaten: „Tiongkok".

So ist es kein Wunder, wenn die Fünfte Kolonne Pekings in immer breiterer Front aufmarschiert. Ob ihr allerdings der letzte Erfolg beschieden sein wird, ist fraglich. Denn gerade in Südostasien, wo das Gefühl alles und das Denken beinahe nichts ist, kann man nie vergessen, welche ausbeuterische Rolle die Wucherchinesen im Kolonialsystem spielten. Es ist den kleinen Reisbauern auch nur schwer einzureden, daß die reichen Handelsherren nunmehr die Evangelisten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sein sollen. Um wirklich Erfolg zu haben, müßte Pekings Fünfte Kolonne über den eigenen Schatten springen können. Denn solange die Propagandisten der Sowjetisierung von den allseits verhaßten Chinesen gestellt werden, hat diese Propaganda wenig Aussicht auf realen Erfolg.

MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLEITUNG:

1. An unsere Freunde in Deutschland: Wir haben vom Märzheft 1956, das infolge des Schiffsunterganges drüben nicht eingetroffen ist, noch einen kleinen Restposten. Bezieher, die die kompletten Jahrgänge sammeln, mögen das Heft bei uns anfordern.
2. Es sind noch einige vollständige Jahrgänge 1950—1951 u. 1952 zum Verkauf angeboten worden, desgl. Ergänzungshefte aus 1949 sowie Einzelhefte aus den verschiedenen Jahrgängen. Bestellungen an die Schriftleitung.
3. Sonderdrucke „Geschichte des deutschen Volkes — deutsch gesehen" müssen spätestens bis Ende Februar bestellt werden. Durch den Druckerstreik wurde die Herstellung verzögert.
4. Unsere Bezieher mögen jeweils auf dem Umschlag des WEG unten rechts den Ablauf ihres Bezuges beachten und entsprechend rechtzeitig erneuern.

MARTIN STEINBAUER:

Wird Eli-Eli über Allah siegen?

Als 1939 die überstaatlichen Mächte mit der Inszenierung des Zweiten Weltkrieges beschäftigt waren, veröffentlichte eine ihrer maßgebenden Zeitungen, „The American Hebrew", den berühmt gewordenen Artikel „Wird Eli-Eli*) über Horst Wessel siegen?" Darin wurde die Vernichtung des nationalen Deutschlands durch ein Zusammenwirken von maßgebenden Juden an der Spitze Nordamerikas, Großbritanniens und der Sowjetunion angekündigt. Mehr noch: Es wurde diesem geplanten Kriege von vornherein der Akzent eines R e l i g i o n s krieges verliehen, Jahwe stand gegen den völkischen Aufbruch der Deutschen, „Eli Eli gegen Horst Wessel". Darum auch trug das Ende des Zweiten Weltkrieges jenen blutrünstigen Charakter von Ketzerverfolgungen: Massenaustreibungen, summarische Erhängungen, Schauprozesse, überhaupt das Zerbrechen von menschlichen Seelen ... Vergleichbar nur der Ausrottung der Albigenser, der Vernichtung der Stedinger Bauern, der Niederfolterung der Sachsen unter das Kreuz Kaiser Karls.

Es ist inzwischen hier und da, wenn auch zaghaft, ausgesprochen worden, daß der Zweite Weltkrieg weder gegen den Nationalsozialismus, noch gegen Adolf Hitler, noch gegen die „Diktatur und für die Demokratie", noch gar für die „Menschlichkeit" geführt worden sei — nicht ausgesprochen dagegen wurde, w e s h a l b er geführt wurde: Der Zweite Weltkrieg wurde gegen die seelische Freiheit und Selbstbestimmung der Deutschen und gegen den Versuch geführt, eine Ordnung auf den echten Werten deutschen Wesens zu errichten**). Er war ein Krieg Jehovas gegen ein Volk, das sich ihm n i c h t unterwerfen wollte, er wurde geführt, dieses Volk zu zerbrechen und es zu zwingen, „zu Kreuz zu kriechen". Alle anderen Argumentierungen waren Versimpelungen durch Kriegspropaganda, humanitär garniert, um die Mitwelt zu vereseln.

Und wieder sind die Versimpler am Werk und wieder leistet das verruchte Albion ihnen Steigbügeldienste. Ein neuer Religionskrieg soll inszeniert werden, seine Fragestellung heißt diesmal: „Wird Eli Eli über Allah siegen?"

In welcher Weise die Nationalisierung der Suezkanal-Gesellschaft zur Hetze gegen Aegypten ausgewertet wurde, ist in dieser Zeitschrift schon wiederholt aufgezeigt worden. Inzwischen wurde die Hetzpropaganda auf das gesamte Arabertum, versteckt sogar auf den Islam als Religion ausge-

*) Nach Sal. 22,2 waren die letzten Worte, die Jesus Christus am Kreuze sterbend ausrief: „Eli Eli, lama asabthani" („Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen").

**) vergl. auch die Forderung des jüdischen Schriftstellers Bernard Lecache in „Le droit de vivre" vom 8. 11. 1938: „Es wird unsere Sache sein, die moralische und wirtschaftliche Blockade Deutschlands zu organisieren und diese Nation zu vierteilen ... Es ist unsere Sache, endlich einen Krieg ohne Gnade zu erzwingen."

dehnt. Man hetzt in unflätigster Weise gegen Abd el Nasser, man entrüstet sich im Namen der „Weltdemokratie“ über die ägyptische Diktatur, man bauscht den Suezkonflikt gewissenlos auf, man tut alles, um in der Welt die Stimmung für einen neuen Kreuzzug zu entflammen.

Und wer ist es, der in solch verantwortungsloser Weise gegen Aegypten und die arabische Welt hetzt? Es sind einmal all jene Kreise, die bis 1939 zum Kriege gegen Deutschland gehetzt haben, es sind zum anderen alle spezifisch jüdischen Zeitungen — wobei diejenigen in Israel noch am zurückhaltendsten sind, offenbar weil sie fürchten, wieder einmal den Kopf für die Weltmachtpläne ihrer unternehmungsfreudigeren Glaubensbrüder hinhalten zu müssen —, es sind schließlich die klerikalen Zeitungen der einen wie auch der anderen Konfession. Gerade letzteres dokumentiert die enge Zusammenarbeit zwischen jüdischen und christlich-klerikalen Werkzeugen der öffentlichen Meinungsbildung, dem geplanten neuen Weltkrieg den Charakter eines Religionskrieges zu verleihen. Weder geht es um die Suezkanal-Gesellschaft noch geht es um den Staat Israel, dassen Wahnkomplexe „vom Euphrat bis zum Nil“ man geflissentlich schürt, es geht um viel mehr ...

Ueberschaut man nämlich, etwa von der Warte eines Blattes wie „The American Hebrew“, die Religionskarte der Welt, so ergibt sich etwa folgendes Bild: Die römisch-katholische Kirche, die anglikanische Kirche und erst recht die verschiedenen evangelischen Kirchen haben längst jeden Gegensatz zum Judentum aufgegeben, im Gegenteil, sie betonen geradezu aufdringlich ihre gemeinsame Grundlage mit ihm, pflegen die „christlich-jüdische Zusammenarbeit“ und legen Wert auf die immer erneute Feststellung, daß ihr Jesus ein echter Jude dem Fleische nach gewesen sei — sie alle gefallen sich, so will es scheinen, in der Rolle von Hilfssynagogen, von Hilfstruppen für „Eli Eli“. Die einzige christliche Kirche Europas, die dem Judentum die Hinrichtung ihres Heilands auf Golgatha nicht zu vergeben bereit war die russische „rechtgläubige“ Kirche, ist nach blutigstem Martyrium gebrochen worden. Und die verschiedenen christlich-nordamerikanischen Sekten unterscheiden sich durch nichts vom „Judentum für's Volk“, wie Benjamin Disraeli die christliche Religion bezeichnete.

Von den außerchristlichen Religionen ist der Konfuzianismus des alten China gemeinsam durch Kommunisten und christliche Missionare geistig entwurzelt worden und im Sterben begriffen. — Der weltabgewandte Buddhismus hat China und Tibet verloren und stellt politisch keine Macht mehr dar. Desgleichen ist der vielfältig gespaltene Hinduismus lediglich zu passivem Widerstand imstande. — Der Shinto Japans hat durch die brutale Verfolgung in den vier ersten Jahren der amerikanischen Besetzung viel „Schmelz von den Flügeln“ verloren und durch christliche Missions-Einbrüche schwere Beeinträchtigungen seiner Lebenskraft erlitten. — Nur eine Großreligion lebt, die für „Eli Eli“ unüberwindbar ist, ja sich mehr und mehr als ernster Gegner darstellt und geradezu zu einem Sammelbecken jener Kräfte wird, die sich ihm nicht beugen wollen: der Islam.

Während das Christentum, wie dies inzwischen wissenschaftlich einwandfrei erwiesen wurde, die Fortsetzung der essenischen Richtung im Judentum ist, ist der Islam im Kampf g e g e n das Judentum als dessen religiöse Ueberwindung entstanden. Schon durch die Tatsache, daß der Islam

die „Auserwähltheit“ irgendeines Volkes grundsätzlich verneint und erklärt, Gott — der eine Gott — habe in seiner Barmherzigkeit den Völkern immer wieder „Gesandte und Propheten“ gesandt, um sie auf den rechten Weg des reinen Glaubens zurückzuführen, lehnt er den Vorrangs-Anspruch des Judentums schroff ab. Gott ist nach islamischer Auffassung überhaupt nicht der Gott eines besonderen Volkes, er ist Universalgott, der „Herr der beiden Welten“, dem alle Völker gehören. Er sei reiner Geist, der daher weder einen Sohn habe noch von einer Mutter geboren worden sei und mit nichts Menschlichem verglichen werden könne. Gott, so lehrt der Islam, hat auch keinen „alten Bund“ oder „neuen Bund“ mit irgendeinem Volke geschlossen — er steht über allen Völkern, allen Welten und Sonnensystemen in unbegreiflicher Hoheit, Macht, Größe, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit als der einzige Gott und unbedingte Herr. Er „brüllt nicht aus Zion“, wie Jahwe bei der Landnahme Israels in Kanaan, er macht auch keine „Entwicklungen“ durch wie Jahwe: Allah ist unwandelbar, die höchste Möglichkeit der Erkenntnis Gottes ist höchste Reinheit, Schönheit und Kraft — „Licht über Licht“.

Schon in Medina hat Mohammeds Lehre gegen die Feindschaft des Judentums ringen müssen, mehrfach haben Juden versucht, den „Gesandten Gottes“ zu töten. Der Islam hat stets das Judentum als eine überwundene Religion aufgefaßt, die er zwar nie verfolgt hat, der er sich aber auch nie verpflichtet fühlte. Dem biblischen Wort „denn das Heil kommt von den Juden“ setzte er sein Wort entgegen, daß das Heil unmittelbar von Gott komme. So konnte das Judentum zwar in den Ländern Fuß fassen, sogar bestimmend werden, in denen das Christentum überwog. dagegen blieb es im islamischen Orient ziemlich einflußlos. Erst mit dem Eingreifen Englands und Frankreichs (Frankreich 1798 in Aegypten, England 1807) vermochte das Judentum von Europa her im Orient steigende Macht zu gewinnen. In den letzten Jahrzehnten hat sich der stets latente Gegensatz zwischen Judentum und Islam sehr verschärft:

1. Der Staat Israel bedroht die arabische Volkseinheit durch die geplante Bildung eines zionistischen Groß-Staates vom „Nil zum Euphrat“.
2. Ueberall, wo der arabische Freiheitskampf die Bastionen kolonialistischer Herrschaft aufbricht, stößt er zugleich auf dahinterstehende jüdische Interessen.
3. Die Niederlagen des Judentums gegen den Islam auf dem Missionsgebiet (beispielsweise kommen in Afrika auf einen Neger, den die christlichen Missionare zur Taufe gewinnen, drei Neger, die Muslime und damit Gegner des Judentums werden) förderten das Zusammengehen zwischen christlichen Kirchen und Judentum, wie es etwa in dem Buch des schweizerischen Bekenntnistheologen Kellerhals „Der Islam“ und in der islamfeindlichen Polemik kirchlicher Blätter deutlich wird.
4. Der Islam wurde zur Religion des nationalen Befreiungskampfes von Indonesien bis Marokko und geriet damit in einen natürlichen Gegensatz zu Judaismus und Klerikalismus, den Siegermächten von 1945.
5. Der immer weiter entwickelte Reichtum der islamischen Länder an Erdöl und, bei fortgesetzter Bewässerung ihrer Oedländer, auch an

Nahrungsmitteln, läßt sie immer mehr zum Ziel der vom jüdischen Hochkapitalismus protegierten Ausbeutungsbestrebungen neuer Kolonialmächte werden.

Der männliche und machtvolle Ruf nach nationaler Freiheit, der von den Ufern des Nils bis zu den Bergen des Atlas ertönt, beginnt, die Versklavten von 1945 zu erreichen und neuen Willen in verbitterte Herzen zu genießen. Heimlich geht wieder das alte Geusenwort um: „Lieber Türk als Papist!" Wieder wird ein Wille zur staatlichen Ordnung und zur Ordnung zwischen den Staaten sichtbar. Und wo Ordnung ist, da wächst der Weizen der internationalen Verschwörer nicht. Damit er aber ungehindert blühe, damit der Islam nicht zum Kraftquell eines neuen Befreiungs-Aufbruches der sorgsam zum Schweigen und Erdulden gebrachten Völker werde, damit nicht noch einmal den Völkern der Erde vorgeführt werde, wie man um seine Freiheit zu kämpfen und zu opfern habe, damit das Koexistenz-Spiel ungetrübt bis zur Statuierung der „One World" betrieben werden kann — deshalb soll ein neuer Kreuzzug gegen die arabische Welt ausgerufen werden. Deshalb wird wieder die „europäische Solidarität" aufgeboten, die einst in Nürnberg so gründlich erhängt wurde, deshalb wird das Schlagwort vom „Schutz der weißen Rasse" proklamiert, nachdem die Gesetze gegen den „nationalsozialistischen Rassenwahn" unzählige Opfer gefordert haben, deshalb der Plan eines Vernichtungskampfes gegen die islamische Welt im Namen von Synagoge und Kirche, deshalb der Höllenlärm um Suez, deshalb die Wühlereien des „Rheinischen Merkur" und die hintergründig betriebenen Gedanken zur Entsendung westdeutscher „Sühnesoldaten" um für Israel gegen die Araber zu sterben.

Und wenn sie uns sagen, wir Deutschen hätten die „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, wenn es um die hehrsten Güter der Menschheit" undsoweiter und sofort und wenn sie nun plötzlich wiederentdecken, daß wir Deutschen doch zu diesem Europa — ihrem Europa von 1945 — gehörten und deshalb mitmachen müßten, dann sagen wir rundweg Nein!, deutlich und unmißverständlich Nein! dazu.

Sagen wir es doch offen: Uns ist die Gesundung, Stärkung und Wiedervereinigung Deutschlands unser erstes — und vorläufig einziges — Anliegen. Dafür sind wir jedes Opfer zu bringen bereit. Aber um „hehrer Menschheitsziele" willen, deren Ursprung und Absicht wir nach allem Gewesenen mühelos zu durchschauen vermögen, das bißchen Leben, das unserem Volke belassen wurde, herzugeben; die Macht der 1945er gegen einen aufkommenden echten Freiheitswillen der Völker zu verteidigen; Gut und Blut in die Schanze zu schlagen für ein Europa, zu dem wir, wie es vor uns liegt, nur gehören wie der Gefangene zu seinem Gefängnis — da sagen wir: Nein! Wir denken gar nicht daran, wie die Tausende und Abertausende unseres Volkes in den mittelalterlichen Kreuzzügen für eine Schimäre und ein leeres Grab zu sterben. Unsere Herzen stehen auf der Seite jener, die den Mut und die Kraft besitzen, für die Freiheit ihrer Völker und ein lebenswertes Leben zu kämpfen. Mit ihnen gemeinsam werden wir eines Tages — und dieser Tag ist nicht so fern als manche fürchten und andere hoffen! — die Fahnen der Freiheit ergreifen und den weltweiten Feldzug gegen die sichtbaren und die unsichtbaren Bedrücker und Ausbeuter der Völker anführen. Und „Eli Eli" wird weder über Horst Wessel noch über Allah siegen!

CHARLES HUDSON:

Kriegshetzer am Werk

Auf dem 21. Zionistischen Weltkongreß, der am 24. August 1939 in Genua abgeschlossen wurde, haben die führenden Zionisten der Welt so intensiv über Möglichkeiten und Maßnahmen im Zweiten Weltkrieg diskutiert, als wäre dieser schon längst im Gange. Wie aus den führenden jüdischen Publikationen „The American Hebrew" vom 1. 8. 39 und „Emanu-El & Jewish Journal" vom 15. 9. 1939 hervorgeht, instruierte Präsident Chaim Weizman die zionistischen Führer dahingehend, nach Hause zu eilen und in dem kommenden Kampf, „von dessen Ausgang das Schicksal des Judentums und der Demokratie abhängen würde, auf der Seite Großbritanniens und seiner Verbündeten zu stehen". Der Korrespondent des „American Hebrew" wußte schon damals genau, daß trotz der Antikriegs-Stimmung der Bevölkerung die USA in diesen Krieg einsteigen würde. Warum hätte er ihn denn sonst als „Zweiten Weltkrieg" bezeichnet? Den Vorhang über dem anrollenden Geschehen lupfte auch Rabbi Cohen, als er in der Neujahrsausgabe von „Emanu-El & Jewish Journal" am 8. 9. 1939 schrieb: „Zu etwas wird ein Krieg in Europa schon gut sein: Die reaktionären Elemente in Europa werden sich gegenseitig töten oder erschöpfen. Das ist eine schauerliche Hoffnung, aber welche andere Wahl bleibt uns noch?" Und er fordert die Juden auf, „sich in ihrer Macht zu erheben und das Gewürm niederzustampfen." Sie wissen doch, welches das „Gewürm" war? Chaim Weizman drückte das auf dem 21. Zionistenkongreß „konstruktiver" aus: „Die Zionisten erwarten ein neues Beginnen für Palästina als Ergebnis des Krieges und das Erscheinen eines jüdischen Staates. Die Vereinigten Staaten werden mehr denn je ein Mittelpunkt zionistischer Tätigkeit sein." Und Dr. Nahum Goldman, dazumal Präsident der Zionistischen Organisation von Amerika nannte das: „Das britische und französische Volk kämpft für uns (Juden) alle." Als es dann gelungen war, das nordamerikanische Volk in den Krieg hinein zu überlisten, anerkannte „The American Hebrew" vom 24. 7. 1942 den Opfertod der amerikanischen Boys mit den Worten an: „Wann immer ein Amerikaner oder Filippino fällt ... können die Ueberlebenden mit Recht sagen: der wirkliche Grund, warum dieser Junge dahinging, war, weil Hitlers judenfeindliche Bewegung in Deutschland Erfolg hatte."

Heute sind wir wieder so weit! Am 22. 6. 1956 schrieb „The California Jewish Voice" in einem seitenlangen Artikel, betitelt „Wen beschwichtigen wir — und warum?": „Der Zweite Weltkrieg war das Ergebnis von Beschwichtigungen. Die Millionen toter und verwundeter Amerikaner, die Billionen in diesem Kampf verlorener Dollar waren Verluste durch die Beschwichtigungs-Versuche, die es den Diktatoren von Deutschland, Italien und Japan erlaubten, auf die freie Welt zu drücken... Die Geschichte wiederholt sich: der Diktator Nasser ist der Mussolini-Hitler von heute. Er will Israel in ein neues Korea verwandeln, um einen Brückenkopf im Nahen Osten zu schaffen. Aegypten hat eine große Anzahl von Nazis, die nach Rache an den demokratischen Alliierten dürsten, die Hitler besiegt haben. Diese Männer haben sich verschworen, Hitlers Plan, die Juden auszurotten, durchzuführen. Solange sie Juden töten können, werden diese Nazis für jeden kämpfen, einschließlich der Kommunisten — und gegen jeden, besonders die westlichen Demokratien." Und dann kommt die Forderung: „Wenn die Vereinigten Staaten jetzt Israel mit Waffen versorgen, werden sie später keine amerikanischen Armeen dorthin zu versenden brauchen."



Portrait des Monats:

Richard Nixon

„Dick" Nixon, Vize-Präsident der USA, hat Karriere gemacht, wie es kaum jemand im kalifornischen Yerba-Linda, wo er vor 43 Jahre geboren wurde, je geahnt hätte. Dick, der nach dem Tode seines älteren Bruders seinen Eltern, Francis Anthony und Hanah Milhous, eifrig in deren Kolonialwarenhandlung mithelfen mußte, hatte nur ein Ziel: studieren. So kam er ins Whittier College, dann mit einem Stipendium an die Duke University Law School, wo er 1937 sein Jurastudium als Drittbester beendet. Er heiratet Thelma Patricia Ryan, irischer Abkunft, und meldet sich bei Kriegsausbruch zur Marine. Das Kriegsende sieht ihn als Lieutnant Commander. 1946 kandidiert er als Kongreßmann und die Republikaner wählen den mittelgroßen, redegewandten und schlauen Rechtsanwalt für die Periode 1947—1952. Die große Chance bietet ihm das Comitee of Unamerican Activities, das sich gerade anschickt, das „hohe Tier" der Roosevelt-, Truman- und Acheson-Aera, Alger Hiss, zu verurteilen. Doch dieser wehrt sich meisterhaft und das Komitee neigt dazu, die Untersuchungen aufzugeben. Da legt Nixon Protest ein. Er weiß selbst nicht genau, warum, doch die Verteidigung Alger Hiss' und dessen „Erklärungen" scheinen ihm zu aalglatt. Er forscht Tag und Nacht — endlich kann er einen hieb- und stichfesten „Fall Hiss" vorlegen. Leute, die Nixon gut kennen, behaupten, er sei Alger Hiss nur deshalb auf die Schliche gekommen, weil er selbst so aalglatt sei wie jener und sich genau in der gleichen Form verteidigt haben würde. Seine Karriere steigt steil an. 1950 wird er Kandidat für den Senat, 1952 ist er der jüngste Vizepräsidentschafts-Kandidat der amerikanischen Geschichte — und der jüngste Vizepräsident. Wenn auch Truman einmal sagte, die USA-Vizepräsidenten seien so nützlich wie die fünfte Zitze am Euter einer Kuh, so holt doch Nixon aus seinem Amt viel mehr heraus als je zuvor gelungen war. „Mr. Fixit" (Herr-mach-es-fertig) und „Mr. Stand-in" (Herr Stellvertreter) wird er in machtloser Wut von seinen demokratischen Gegnern genannt. Aber sowohl auf seinen ausgedehnten Ostasien-Reisen, wie auch in Europa und Mittelamerika ist Nixon als erstklassiger politischer Handelsreisender aufgetreten. Seine dabei gewonnene Einsicht in militärische und politische Strategie, gemeinsam mit seiner enormen Willenskraft, seiner hochpolierten politischen „Verkaufstechnik" und seiner Beherrschung aller Tricks der nordamerikanischen Massenpsychologie machen ihn geeignet zu einem weiten, aufsteigenden Weg und seine Jugend läßt ihn sympathisch wirken, wo ältere Berühmtheiten nur noch fade wirken — dennoch sind sich Freund und Feind darin einig, daß in seinen vorzüglichen Fähigkeiten zugleich die Gefahr seiner Persönlichkeit liegt. Es wird von Eisenhowers Hormonen oder von irgendwelchen Geheimabsprachen abhängen, ob in Nixons junge und energische Hände ein wesentlicher Teil des Schicksals der Welt gelegt wird. Mit dem Gefühl möchte man dieses Experiment heraufbeschwören, im Kopf aber bleibt es geisterhaft leer, wenn man versucht, dieses Gefühl mit Argumenten und konkreten Ueberlegungen zu untermauern.

w. sl.

HANS EULER:

Was uralte Moscheen erzählen

Eingewoben und versponnen in das moderne Kairo mit seinen großen Prachtstraßen und Autokolonnen, seinen Neonlicht-Reklamen und seiner Mischung von pariserischer Eleganz und amerikanischem Geschäftsbetrieb liegt ein anderes Kairo — und oft braucht man nur um die Straßenecke zu biegen, um es vor sich zu sehen: Es ist mit seinen engen Handwerkergassen, mit den geschnitzten Holzgittern vor den Fenstern und der hier nun überwiegenden Volkstracht das orientalische Kairo. Es gibt einzelne Teile davon, die der europäische Tourist aufsucht: die große Moschee und Universität Al-Azhar, das alte, malerische Marktviertel Chan Chalili, früher Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens in Kairo, mit seinen vielen Gäßchen und Nebengäßchen, dem berühmten Teppich-Basar Hagg Ali Chabestari darin, die Tulun-Moschee ... Doch zu wenig Europäer und Amerikaner haben genug innere Muße, um in diese alte Welt sich hineinzufühlen — dennoch spricht sie an vielen Stellen noch sehr vernehmlich.

DER TURKMENENKNABE AUF DEM THRON AEGYPTENS

Im Jahre 1219 hatte der staufische Kaiser Friedrich II. auf dem Kreuzzug mit dem klugen und gewandten Ejubiden-Sultan von Aegypten Melik al Kâmel (1218—1238), einem Neffen des berühmten Saladin, einen Friedens- und Freundschaftsvertrag geschlossen, durch den die Beteiligung der Deutschen an den Kreuzzügen endete. Unter Melik al Kâmels beiden Söhnen El-'Adil II. (1238—1240) und Es-Salih (1240—1250) wurde die französische Bedrohung für Aegypten immer größer. Beide Herrscher erkannten wohl, daß die europäischen Kreuzheere zwar völlig einseitig, aber in dieser Einseitigkeit auch gefährlich waren. Ein islamisches Heer jener Tage bestand zuerst einmal aus Fußtruppen — den Zünften der Städte, den Männern der einzelnen Stadtviertel, dazu hatten die Aegypter vielfach angeworbene nubische Negergarden. Es besaß dann vielfach schon besondere Belagerungstruppen mit zahlreichen Kriegsmaschinen, Katapulten, Ballisten, Rammböcken, alles Erbe der Römer, das man weiter entwickelt hatte; schließlich hatte man viel leichte Kavallerie, mit Bogen und Lanze, Krummschwert und Keule bewaffnet, oft ganze Beduinenstämme auf Kamelen, gut geeignet zur Aufklärung, aber wegen ihrer völligen Disziplinlosigkeit eine Verlegenheit im Gefecht. Das europäische Kreuzfahrerheer bestand im wesentlichen aus den schwer gepanzerten Rittern, von Kopf bis Fuß in Eisen gehüllt — ihr Angriff, auch wenn sie selten in geschlossener Formation angriffen, sondern sich wie Scharen wütender Hornissen auf die wenig ge-

schützten orientalischen leichten Reiter und Fußtruppen stürzten, war fast unwiderstehlich. Dem gegenüber war das Fußvolk der Kreuzheere zumeist ein wüster Haufen disziplinloser Pilger, uneinheitlich bewaffnet, aus vielen Völkern zusammengelaufen — es war ja Brauch, Verbrechern als Kirchenbuße eine Wallfahrt ins Heilige Land aufzugeben — und, falls es sich nicht um geordnete Verbände wie die englischen Bogenschützen des König Richard Löwenherz handelte, von geringem Kampfwert. Aber den schwer gepanzerten Rittern, vor allem der glänzenden französischen Ritterschaft mußten die islamischen Herrscher dringend gleichwertige Truppen entgegenstellen. Da nun einmal Feudalwesen mit Ritterburgen und Lehnswesen, was die Entwicklung des Rittertums in Europa ermöglichte, im Orient nicht in gleicher Weise bestand, man aber eine schwere Reiterei brauchte, kam Sultan Es-Salih Eyub auf den genialen Gedanken, sich schwer gepanzerte stehende Kavalleriekorps zu schaffen. Aegyptische Sklavenaufkäufer reisten also hoch in den Norden, nach Usbekisten, Turkestan, bis zum Ural, und kauften dort unter den Türkstämmen starke, harte, gut reitende Knaben auf und brachten sie nach Kairo. Auf der Insel Roda im Nil bei Kairo bekamen sie eine Art Kaserne — und weil sie so im Fluß (arab.: Bahr) garnisonierten, bekamen sie den Namen „bahritische Mameluken“. Ein Mameluk ist ursprünglich ein Staatsklave. Unter diesen Türken, Turkmenen und Usbekenburschen — an die Usbeken aus Zentralasien erinnert noch der Ezbekiya-Platz — war ein junger, starker Turkmene mit dem Namen Bibars, auf deutsch: Panther. Er diente sich mit fester Energie hoch und war bereits Befehlshaber eines Kavallerie-Korps dieser schwer gepanzerten Mameluken, als 1249 der lange erwartete französische Angriff auf Aegypten anrollte. König Ludwig IX., der Heilige, der noch einmal den Gedanken der Kreuzzüge zum Leben bringen wollte und ihn mit großen Plänen zur Unterwerfung des Orients unter französische Herrschaft verband, landete im Nildelta, seine Truppen nahmen Damiette im Sturm und zogen brennend und plündernd nach Süden in Richtung auf Kairo. Sultan Es-Salih war gerade gestorben, sein Sohn Turanschah, wenig bedeutend, stand dem Angriff des riesigen Kreuzheeres ohne eigene Kriegserfahrung gegenüber. Die Franzosen mordeten, brannten und schändeten — ihre fanatischen Mönche sorgten für die Zerstörung jeder Moschee, verbrannten Derwische und Koran-Gelehrte, die ihnen in die Hand fielen.

Da geschah etwas Sonderbares. Das ägyptische Landvolk, das soviel Eroberer hatte kommen und gehen sehen, stand auf. Dort, wo heute das blühende Industriestädtchen Mansurah („Sieg“) liegt, stießen die Franzosen 1250 — es war das Jahr, da Kaiser Friedrich II, der Freund der Muslime, die Augen schloß — auf riesige ägyptische Bauernaufgebote, die hinter Gräben und Kanälen im zum Teil überfluteten Land wütenden, aber auch entsetzlich verlustreichen Widerstand leisteten. Zugleich erschien Sultan Turanschahs Heer auf dem Platz. Wieder zeigte sich, daß die leichtere Reiterei der Muslime zwar beweglicher als die Kreuzritter war, aber im Gefecht sich nicht halten konnte. Die Aufgebote ganzer Straßenzüge von Kairo, um ihre grünen, rosa und hellgelben Banner geschart, fielen unter den Schwertern der französischen Ritterschaft. Sultan Turanschah verlor den Mut. Da setzte Bibars die Schwadronen seiner gleichmäßigen gepanzerten und bewaffneten Mameluken ein. Wie eine Woge von Eisen und Stahl rollten die



Zitadelle und Moschee Mohamed Aly Mosque in Kairo

Geschwader an — jetzt erwies sich die Ueberlegenheit der Kavallerie-Attakke im Verband über den ritterlichen Einzelkämpfer. Am Tage dieser Schlacht von Mansurah wurde die geordnete Kavallerie-Attacke geboren. Wie Wogen fegten die geschlossenen Reihen der spitzhelmigen Mameluken in ihren Kettenhemden, Panzern, Rundschilden und beritten auf den leichten kurdischen und arabischen Hengsten die einzelnen Kreuzritter im Topfhelm und Panaschen, dreieckigem Schild und beritten auf den schweren normannischen Hengsten vor sich weg. Am Abend war das große Kreuzheer geschlagen. Auf seiner Flucht fiel der König mit allen führenden Männern des Kreuzheeres in die Hände der Aegypter. Diese Schlacht entschied auch das innere Schicksal Aegyptens — die Mameluken wurden zu Herren des Staates. Den untüchtigen Turanschah ermordeten sie und machten ihren dienstältesten General Aibek zum Sultan. Zehn Jahre später konnte Bibars sich als Sultan von Aegypten huldigen lassen.

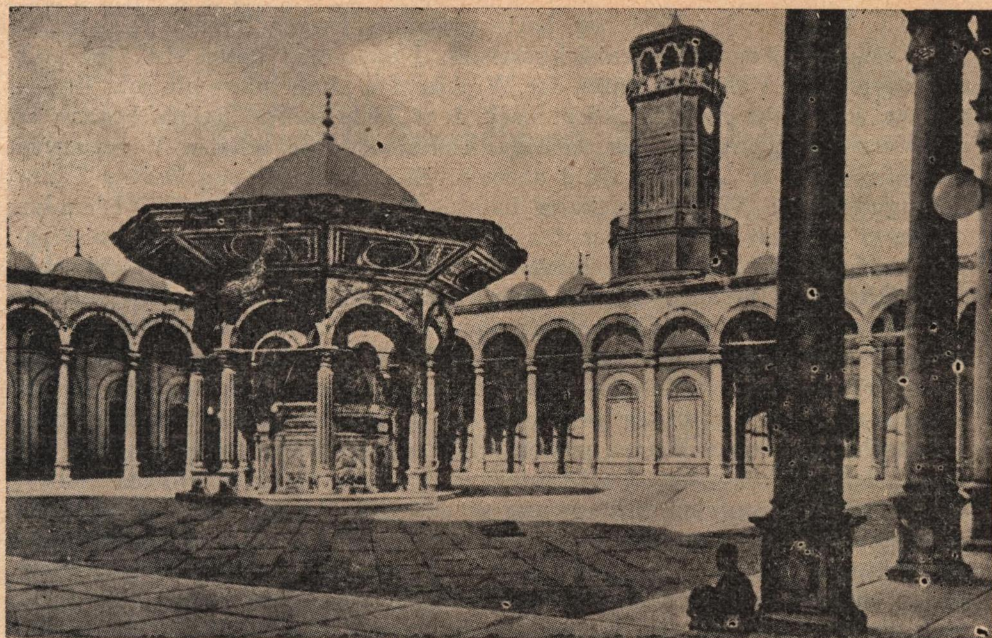
In Trümmern auf dem Wege vom lärmigen Stadtteil Fagâlg nach Abbazia steht die große Moschee des Sultan Bibars, der den Namen „Ed-Dhaher" (der Ruhmreiche) angenommen hatte. Mit ihren gewaltigen Mauern und imponierenden Toren sieht die Moschee eher wie eine Festung aus — als solche hat sie dann später General Napoleon Bonaparte auch benutzt und nach einem seiner Adjutanten „Fort Sulkowski" genannt.

Bibars war ein gewaltiger Kriegsherr — und wahrscheinlich gehört der einstige Turkmenenknabe sogar zu den echten Rettern der Kultur, denn als die furchtbaren Mongolenhorden unter Hulagu Bagdad gestürmt und den letzten Abbassiden-Khalifen von ihren Rossen hatten zertrampeln lassen, da schlug er die Angriffe dieser kulturfeindlichen Zerstörer ab. Bibars schuf eine große Mameluken-Armee, eine machtvolle Flotte, baute Kanäle, Brükken und Paläste, schuf vorbildliche polizeiliche Ordnung, schloß jedes liederliche Haus und bekämpfte das furchtbare Haschisch-Rauchen. 17 Jahre regierte der einstige Turkmenen-Knabe über Aegypten. Den Kreuzfahrern war er bitter feind — als er Antiochia erstürmte, schrieb er dessen abwesenden Fürsten Bohemund: „Deine Frauen haben wir vier Stück für einen Dinar verkauft, Deine Kirchen verwüstet, Deine gefälschten Evangelien als Makulatur verkauft, Deine Feinde, die Muslime, zertreten Dein Allerheiligstes — und dieser Brief sagt Dir Alten, daß Gott über Dich wacht, Deine Tage zu verlängern, denn Du warst nicht in Antiochia — und da dort keiner lebend hinausgekommen ist, Dir die Erstürmung zu berichten, so wollen wir sie Dir schreiben."

Bibars starb nach einer Regierung von 17 Jahren — weil er versehentlich einen Giftbecher trank, den er für einen anderen bereitet hatte ...

„ALFY"

Die schöne Moschee des Sultans Kalawun (1293—1341) ist Besuchern von Kairo meist besser bekannt als die stark verfallene Moschee von Bibars. Auch Kalawun war Nordtürke, irgendwoher von den Bergen des Ural. Auch er war als Knabe als Sklave gekauft worden — und weil er so besonders schön war, hatte man tausend („alf") Dinare für ihn bezahlt. Er ließ sich gern in seiner Jugend „Alfy" nennen — der „für tausend Dinare gekaufte". Einmal, wird erzählt, wollte ihn, als er noch ganz junger Rekrut bei den Mameluken war, ein Befehlshaber züchtigen, hatte auch schon die Peitsche in der Hand und betrachtete „Alfy", wie dieser ein Kleidungsstück nach dem anderen fallen ließ und in seiner jungen, bronzefarbenen Schönheit vor ihm stand. Der Emir tat keinen Schlag, warf die Peitsche weg, rollte seinen Gebetsteppich aus und dankte Allah, daß er soviel junge Kraft und Schönheit geschaffen habe. Kalawun schob den minderjährigen Sohn von Bibars bei Seite und machte sich an der Spitze der Mameluken zum Herrscher von Aegypten. Er war es, der die entsetzlichen Mongolen bei Ain Dschalut, dem „Goliath-Brunnen" in Palästina, auf's Haupt schlug und damit die Verdrängung der furchtbaren Kulturzerstörer aus den Ländern des islamischen Orients einleitete. „Alfy" war Kriegsmann — aber mehr noch ein großer Bauherr. Das Krankenhaus, der „Maristan", das er erbaute, steht heute noch — wenn auch längst nicht mehr als solches verwandt. Einmal aber war der „Maristan des Kalawun" ein Mittelpunkt der berühmten arabischen Medizin. Je älter Kalawun wurde, desto gütiger wurde er: in den Moscheen ließ er Gefäße mit Korn aufstellen, damit jeder Arme sich etwas zum Brotbacken mitnehmen konnte und stellte besondere Vogelfutterer an, damit auch die Vögel nicht hungerten. Und er war nicht ohne Humor — Kalawun heißt auf turkmenisch „Ente", und an allen möglichen Gebäuden ließ er als lustige Anspielung Entenbilder anbringen ...



DER LETZTE SELBSTAENDIGE MAMELUKENHERRSCHER

Als die Macht der osmanischen Sultane in Kleinasien aufstieg, als sie gar unter Muhammad II. al Fatih (dem Eroberer) Konstantinopel erobert hatten, ging die Macht der Mamelukenherrscher Aegyptens nieder. Die mamelukische Kriegerkaste war dem straff zentralistischen Türkenstaat schon durch ihre ewigen inneren Wirren unterlegen. Aber sie wehrte sich zäh. Schon waren an die Stelle der turkmenischen und usbekischen Mameluken blonde Tscherkessen getreten. Einer dieser Tscherkessen-Sultane, Kait Bai (1468—1496) fügte sogar den Türken empfindliche Niederlagen zu. Aber unter seinem Sohn Kansuh el Ghuri (1501—1516) erfüllte sich das Schicksal dieser Soldatenherrscher, denn er stand keinem Geringeren gegenüber als dem gewaltigen Osmanen-Sultan Selim I. — einem Herrscher, von dessen kühler Berechnung und klaren Willenskraft noch ein Macchiavelli hätte lernen können. Im Ringen um Syrien fiel El Ghuri bei Dâbik in offener Feldschlacht gegen die Türken. Denn die Türken traten mit einer neuen, furchtbaren Waffe auf: bisher hatte man Geschütze nur zur Belagerung von Burgen und Städten verwandt. Die Osmanensultane hatten eine zahlreiche, mit Maultieren bespannte Feldartillerie, große Batterien, die zu mehreren Hunderten von Geschützen vereint die Reiterangriffe der Mameluken-Kavallerie niederschmetterten.

Ehe El-Ghuri ins Feld zog, hatte er seinen jungen Neffen Tuman Bai als Verwalter Aegyptens zurückgelassen. Tuman Bai hatte viel Herz für das ägyptische Volk, das unter der Willkür der Mameluken oft sehr litt — und er war sehr beliebt. Sofort nach dem Tode seines Onkels begann er die Verteidigung Aegyptens zu organisieren, kaufte von den Venezianern Geschütze, die er fast mit Gold aufwog. Eine Aufforderung Selims I. zur bedingungslosen Waffenstreckung lehnte Tuman Bai ab — bei Ridaniya stellte er sich mit seinem Heer den Türken zur Schlacht. Aber seinen Artilleristen fehlte die Erfahrung, seine Infanterie hielt dem Stoß der Janitscharen nicht stand. Hinter Tuman Bais fliehendem Heer kamen die Türken — und nun im Jahre 1517 vollzog sich etwas, was in der modernen Geschichte nur mit der Erstürmung von Berlin 1945 verglichen werden kann: Die Türken stürmten Kairo — fast einen Monat lang, um jede Straße, um jedes Haus wurde grimmig gerungen. Oft genug hatten die Aegypter über ihre tscherkessischen Herren geklagt. Jetzt, gegen die in rasender Wut angreifenden Türken focht das ägyptische Volk für die Mameluken. Als der Widerstand zusammenbrach, gelang es Tuman Bai, in das Nil-Delta zu entkommen. Plündernde Beduinen lieferten den jungen Fürsten gegen gute Bezahlung den Türken aus. Sultan Selim I. empfing den vornehmen Gefangenen, dessen Tapferkeit auch den Türken Achtung abgewonnen hatte, sehr wohlwollend, ließ ihm die Ketten abnehmen und brachte ihn in einem der eroberten Paläste unter. Fast jeden Tag ließ er den Gefangenen sich zuführen und sprach lange mit ihm, ließ sich alle Fragen der Verwaltung Aegyptens erklären — und Tuman Bai glaubte, daß die großen Reformen für das Volk, mit denen er sich trug, vielleicht der neue Eroberer durchführen werde. Und er entwickelte sie alle dem Sieger.

Drei große Tore des alten Kairo stehen noch — das Bab al Futuh (Tor der Eroberung), das Bab al Mansur (Siegertor) und das Bab Zuweila. Man nennt das letztere auch Bab al Mitwally, nach einem frommen Manne Mitwally, der dort viele Jahre gelebt, gebetet und den Koran erklärt hat. Und Bab al Mitwolly klingt besser als die Erinnerungen, die der Name Bab Zuweila weckt: Denn am Bab Zuweila wurden in der alten Zeit die Verbrecher, aber auch manche im politischen Spiel Unterlegene, gehängt.

Und nachdem er alles von ihm erfahren hatte, was er wissen wollte, und erkannt hatte, daß dieser Feuerkopf Tuman Bai mit seinen volksfreundlichen Plänen, die er alle selber ausgeplaudert hatte, der neuen Türkenherrschaft sehr gefährlich werden konnte, ließ Selim I., ohne ihn noch vorher zu sehen, bei Nacht aus seinem Palast wegführen und ihn noch vor der Stunde des Morgengebetes am Bab Zuweila hängen. In der Finsternis starb der schöne junge Tscherkessen-Sultan am Strick oben an dem dunklen Tor.

Es war sein Schicksal. Das „Schicksal der Menschen steht in einem Buche geschrieben," wahrlich — Allah leitet recht, wen Er will, und Er leitet irre, wenn Er will, und Er weiß und der Mensch weiß nicht ...

KURT MANSFELD:

Die heimatlose Linke

In einer Veröffentlichung des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes zur Frage der allgemeinen Wehrpflicht (zit. im „Spiegel", 20. 6. 56) heißt es: „Es ist besser, zehnmal sein Vaterland zu verraten, als einmal für das Vaterland zu sterben." Doch steht die Sozialdemokratie, der der sozialistische Studentenbund nahesteht und die sich immer wieder als „patriotische Partei" auszugeben versucht, mit diesem „Johnismus" nicht allein, die „Umerziehung der Deutschen" durchdringt alle Volkskreise. So schreibt beispielsweise Walter Görlitz, der seine Umerziehungsversuche im Münchener „Institut für Zeitgeschichte" wissenschaftlich zu tarnen bestrebt ist, in der „Welt" vom 26. 5. 56 in einer Besprechung des Buches „Das Dritte Reich und die Juden": „Wer Poliakow-Wulfs Dokumentenwerk studiert, der begreift, warum ein deutscher Sieg im letzten Krieg trotz aller Opfer des deutschen Volkes nicht sein durfte. Was hier geschah, war wider menschliches und göttliches Recht." Nein, Herr Görlitz, nicht dieses Buch von Poliakow und von Wulf müssen wir studieren, um zu wissen, warum der Krieg verlorenging, sondern die Poliakows und Wulfs selber müssen wir studieren! Und, Herr Görlitz, die 350.000 in Dresden lebendig Geschmorten, die öffentlich vom tschechischen Pöbel Ausgedärmten, die in Prag geblendeten und an den Laternenpfählen verbrannten Hitlerjungen, die Vertreibung von Millionen Deutscher aus ihrer Heimat, die Abschlachtung der ganzen deutschen Volksgruppe von 350.000 Menschen in Jugoslawien, die satanischen Vergehen, die in dem Buch „Alliierte Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit" verzeichnet sind, die grausamen Auspeitschungen, Folterungen, Ermordungen an Deutschen und deren Verbündeten nach dem Kriege — das war wohl nicht „wider menschliches und göttliches Recht"?

Doch soll dies nicht der Inhalt dieses Aufsatzes sein. Es sollten lediglich diese beiden Aeußerungen — die des Sozialistischen Studentenbundes und die des Herrn Görlitz — als Kennzeichnung für einen neuen Versuch der Machthaber von 1945 dienen, die Seele des deutschen Volkes in Fluten der Selbstentwürdigung zu ersticken. Die Gruppe, die hier im Dienst der weltweiten Siegermacht von 1945 am Werke ist, nennt sich die „heimatlose Linke". Ihre Angehörigen wurden 1945 mit Hilfe nordamerikanischer Presseoffiziere — meist Neuamerikaner mosaischen Glaubens — in hochbezahlte Positionen bugsiert, von denen aus sie die Demokratisierung des deutschen Volkes in die Wege leiten sollten. Daß die meisten dieser neuamerikanischen Presseoffiziere inzwischen vom US-Kongreßausschuß als Kommunisten entlarvt wurden, wirft zugleich ein Licht auf die politische Orientierung ihrer deutschen Helfershelfer.

Zu dieser „heimatlosen Linken" gehören unter anderen: Müller-Meiningen jr., Vorsitzender des Bayrischen Journalisten-Verbandes, Vorsit-

zender des Bayrischen Rundfunks, Kommentator der „Süddeutschen Zeitung", zugleich unentwegter Förderer von „Wiedergutmachungen"; Rudolf Pechel, Rundfunk-Kommentator, Verherrlicher des Reichsverrates, Verfasser ungezählter Beschimpfungen von reichstreuen Deutschen; Jochen Wilke (Pseudonym „Voluntas"), ehemals NS-Schriftleiter in Breslau, heute einer der eifrigsten Aufspürer von „Nazis" (eine der gegenwärtigsten billigsten Methoden, sich ein ansehnliches Geld zu verdienen); Günther Weisenborn, Widerständler und Reichsverräter, Herausgeber des Buches „Lautloser Aufstand", der aufschlußreichen Verherrlichung des Reichsverrates vor dem Kriege und während des Krieges; Helmut Hammerschmidt, der am Bayrischen Rundfunk haßschäumende Hetze gegen ehemalige deutsche Soldaten treibt; Fritz Benscher, Mitunterzeichner der kommunistischen „Stockholmer Friedensrevolution"; Hans Werner Richter, der, als er an seinen langweiligen und geistlosen Büchern nicht mehr genug verdiente, sich zum Sprecher des „Grünwalder Kreises" in München machte. Hier vereinigten sich eine Anzahl literarischer Gernegroße zu einer „demokratischen Feuerwehr" und fordern das Verbot von Büchern deutschgesinnter Verlage in der Hoffnung, daß, wenn die Deutschen keine anständigen Bücher mehr lesen dürften, sie dann ihre After-Literatur kaufen würden.

In dem Blatt „Die Kultur" in München (Chefredakteur: Johannes M. Hönscheid) hat sich nun diese „heimatlose Linke" zusammengefunden und bildet dort den Schwerpunkt ihrer Zersetzungsarbeit. Es ist kein Zufall, daß man auch die Parolen, die das machtvolle Triumvirat in Westdeutschland — Herr Karl Marx von der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden", Herr Heinz Galinski von der jüdischen Gemeinde in Berlin und der hassende Berliner Innensenator Lipschitz, — ausruft, in München ein kräftiges Echo finden. Dennoch, es handelt sich bei den Leuten der „heimatlosen Linken" zumeist nicht etwa um Rassejuden, die lediglich dem „Auftrag ihres Blutes" folgen würden. Und doch wollen diese Leute nichts, als eine neue Verfolgungswelle gegen alle volkstreuen Deutschen organisieren, wollen die „Entnazifizierung" wiederholen,*) wollen nach einer Erklärung von Hans Werner Richter eine „Kreisbildung über das ganze Bundesgebiet hin zur Verhinderung von reaktionären, antidemokratischen und neonazistischen Bestrebungen",**) also das, womit man gemeinhin die Verhinderung einer Wiedergesundung des deutschen Volkes umschreibt. Warum wollen sie das? Nun, weil sie links sind!

Man sollte sich über den tieferen Sinn dieses Wortes klar werden. Gewiß, jedes Ding hat eine rechte und eine linke Seite — doch das meint unsere Sprache nicht, wenn sie im politischen, kulturellen, gesinnungsmäßigen Sinne

---

*) Endziel ist das Chaos und die staatspolitische Ohnmacht, um nach vollständiger Lähmung jeder Widerstandskraft ohne Risiko die Macht in die Hände der kommunistischen Diktatur legen zu können. („Nation Europa", Coburg, 9/1956)

**) Die Parole „Der Feind steht rechts!" verdeckt nur den Kampf gegen das Recht, gegen eine geordnete Gesellschaft und gegen einen gesunden Volkskörper. Man gibt sich nicht einmal viel Mühe, seine Absichten zu tarnen. Die Entlastungsoffensive für die Soviets ist offenkundig. Unterzieht man dann in diesem Zusammenhang die bisherige publizistische Tätigkeit der Vertreter des „Grünwalder Kreises" einer genauen Analyse, so wird man unschwer erkennen können, daß es sich hier um einen Personenkreis handelt, der seit Jahren in Presse und Rundfunk der östlichen Propaganda die Spielbälle zuwarf, der in außenpolitischen Krisenmomenten zum Schaden des Staates und der Regierung stets rechtzeitig einen wilden Neofaschisten-Rummel inszenierte und die Presse des In- und Auslandes mit den jeweils benötigten deutschfeindlichen Argumenten versorgte. („Nation Europa", Coburg, 9/56)

von „links" spricht. „Recht", „rechts", „richten", „Richter" bilden eine Wortfamilie, nicht nur im Deutschen, sondern in allen indogermanischen Sprachen. Rechts herum ging nämlich der Sonnenlauf, wenn der Richter der Vorzeit im Steinkreis saß und Sonnenrecht sprach. „Links" ist demgegenüber nicht nur „dem Sonnenlauf entgegengesetzt", sondern „unheilvoll" (lateinisch: sinister im Sinn von „links" und „unheilbringend"). „Links sein" heißt also immer auch „rechtsfeindlich sein", auflösend, zerstörend, zersetzend. In diesem Sinne nennt die Gaunersprache die falschen Papiere „linke Flebben", stellt der Volkswitz den „Linksanwalt" dem Rechtsanwalt gegenüber, ist der „Linksmichel" der dumme Kerl, der bereitwillig den Zwecken der Gauner dient.

Wenn ein Mensch „links steht", so erwartet man in Deutschland nicht von ihm, daß er das Vaterland als einen hohen und unverzichtbaren Wert ansehe; der „Linksstehende" wird in seinem persönlichen Leben stets geneigt, mindestens verdächtig sein, die Ehe gering zu schätzen, zu Scheidung, Libertinage und einem liederlichen Geschlechtsleben geneigter zu sein als der „Rechtsstehende"; der „Rechtsstehende" mag eine bestehende Religion ablehnen, aber im Grunde „aus Religion", weil er sich einen anderen Ausdruck des Göttlichen erwünscht — der „Linksstehende" dagegen ist eher bereit, sich einem rein rationalistischen Atheismus zuzuwenden; der „Rechtsstehende" mag unter Umständen bereit sein, die Wehrpflicht abzulehnen, — etwa weil ihm der bestehende Staat zu unwürdig in moralischer Hinsicht und zu sehr als Instrument fremder Macht erscheint, als daß er sittlich berechtigt wäre, das Opfer des Lebens von der Jugend zu fordern — der „Linksstehende" dagegen wird den Wehrgedanken überhaupt ablehnen, weil er den Gedanken des Vaterlandes und des Staates in sich längst zersetzt hat.

Weil dies so ist, kann mit „Linken" kein Staat aufgebaut werden. Sie können immer nur zersetzen und niederreißen, nie erhalten und aufbauen. Gelingt es ihnen aber, den Staatsapparat in die Hand zu bekommen, — wie 1944 in der Epuration in Frankreich, wie ebenfalls dort in der Großen Revolution unter den Jakobinern, wie 1945 in der Entnazifizierung in Deutschland, wie 1917 in Rußland —, so feiern sie wahre Orgien der Zerstörung aller sittlichen Werte. Darum sind Linksrevolutionen zumeist so grauenhaft blutig und menschlich so abgründig gemein. Der Grund dafür ist einfach: der „weiße Schrecken" der Rechtsrevolution will das Unkraut ausrotten — der „rote Schrecken" will das Korn vernichten. Der Rechtsstehende will, zur Revolution getrieben, die Zersetzer und Zerstörer des Lebens treffen — der Linke will das geordnete Leben treffen. Darum kann eine Rechtsrevolution wohl parasitäre und intellektuell auflösende Gruppen oder abseitige Volksverwirrer grimmig bekämpfen — aber Zehntausende bretonischer Bauernfamilien in den „Noyaden von Nantes" im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wie Katzen in der Loire ersäufen, 30 Millionen der besten russischen Bauern, den Kern des Russenvolkes, als „Kulaken" vernichten, die vornehmen Familien auszumorden, den Gelehrten Laplace mit der Begründung hinzurichten, daß „die Gleichheit keine Gelehrten benötige" — das kann immer nur eine Linksrevolution.

Die jetzige „heimatlose Linke" in Deutschland stellte sich — eben aus angeborenem Zersetzertum — 1945 und später dem fremden Eroberer zur

Verfügung, um in Spruchkammer, Umerziehung, Demokratisierung, SED und allgemeiner Zerstörung der nationalen Werte sich auszuleben. Obwohl sie aber die führenden Posten im Kulturleben an sich riß, blieb sie „heimatlos“. Denn nichts verbindet diese Menschen seelisch mit Deutschland, seiner großen, tragischen Geschichte, seiner nationalen Vergangenheit und seinen Hoffnungen auf Auferstehung — oder gerade nur soviel, wie den Leichenwurm mit der Leiche verbindet. So lange Deutschland in Wunden schwärend bewegungslos lag, da fühlten sich die Leichenwürmer wohl. Die Jahre nach 1945 waren ihre große Zeit — da konnten sie fressen, zersetzen, Fäulnis verbreiten, pesten und unwidersprochen die ewigen sittlichen Werte, auf denen jeder Staat beruht, aus denen jede Nation lebt, zernagen, herabreißen und vernichten.

Das ist auch der Grund, warum sie allesamt zu den Sowjets neigen, warum ihre „Andere Zeitung“*) in Hamburg sich bereits als offen „ostgesteuert“ herausgestellt hat. Eine Ueberflutung Westdeutschlands durch den Bolschewismus oder ein neuer Ausbruch der linken Pest von 1945 würden ihre Positionen — so hoffen sie — unerschütterlich festigen und ihren Machtbereich ausweiten. Denn sie spüren, daß das echte Deutschland nicht tot ist. Sie sehen, daß ihre Rechnung nicht aufgeht, als Leichenwürmer von dem toten Deutschland lebenslang zehren zu können. Sie erkennen, daß sich wieder Kräfte der nationalen Selbstbesinnung in Deutschland rühren ...

Sie sind wesenhaft „heimatlos“. Aber sie haben auch unzählige Deutsche heimatlos gemacht. Da sind einmal die Tausende und Abertausende, die seit 1945 ausgewandert, oft geradezu aus Deutschland geflohen sind, weil sie sich der Herrschaft der „heimatlosen Linken“ nicht unterwerfen wollten. Und in Deutschland selber leben Millionen „Geusen“, auf welche die Worte aus Lulu von Strauß und Torney's „Geusenlied“ passen, „... da müssen wir in der Heimat Heimatlose sein.“ Nichts verbindet all diese Deutschbewußten mit dem Staat der Pieck oder Heuß, nichts mit seiner Fahne, nichts mit seinem Unrecht. Sie haben sich abgeschlossen, kein Wort der „heimatlosen Linken“, keine anmaßende Rundfunkansprache der Machthaber, kein Artikel der Zersetzer erreicht sie. Oft haben sie sich getarnt, leben, scheinbar nur der Tagesarbeit hingegeben, im Vaterlande, das man ihnen geraubt hat. Aber sie sind da ...

Zwischen dem schweigenden Heer der Reichstreuen und den linken Reichszerstörern, die „lieber zehnmal das Vaterland verraten, als einmal für das Vaterland zu sterben“ geht der Kampf, in dem es keinen Waffenstillstand — und keine Gnade gibt. Es ist der Kampf zwischen dem Aufstieg des Volkes und seinem Untergang. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Es wäre unwahr, dies nicht mit schonungsloser Klarheit als geschichtliche Tatsache zu erkennen.

*) „Wir sind die Zeitung der deutschen Linken, jener Linken, die in allen Bevölkerungsschichten, allen Konfessionen und allen politischen Parteien ihre Stützpunkte hat!“

Das Weltgeschehen

Das Mitternachtsreich

Als in der letzten Kriegswoche des Unheiljahres 1945 Großadmiral Dönitz den klaren Befehl ausgab, wonach deutsche Truppen ihren Widerstand den Westalliierten gegenüber verringern dürften, um sich mit umso größerer Kraft gegen die Sowjets stemmen zu können, war dies ein letzter verzweifelter Appell an die Einsicht des Westens. Er war zum Scheitern verurteilt, denn die Entscheidungen waren bereits in Jalta gefallen, und lange vorher in irgendwelchen intimen Privatsalons: Mittel- und Osteuropa sollten Stalin ausgeliefert werden, Ostdeutschland und Berlin in seine Hand fallen. Der jetzige Präsident der USA und der damalige alliierte Oberbefehlshaber beschloß, Berlin der Roten Armee zuzuspielen. Die Stimme der Vernunft, die Stimme des Gewissens, die Stimme der Verantwortlichkeit für das Abendland, ja für das Los aller Völker, sie waren verstummt. Auf Befehl der anonymen Weltverschwörer verstummt ... Die deutschen und europäischen Soldaten, die nach sechs harten Kriegsjahren und trotz des alliierten Bombenterrors und trotz Jalta und Morgenthau und Roosevelt und Churchill, aus einer tiefempfundenen Verantwortlichkeit gegenüber ihrer Heimat und Europa bereit waren, gemeinsam mit den Westmächten der Roten Armee in einer Zusammenballung letzter Kraft und Opferbereitschaft das Genick zu brechen, diese Soldaten und ihre Führer wurden zu Hunderttausenden den Sowjets in die Hände geliefert. Und schon kurz danach konnte der geniale Wortspieler und verbrecherische Politiker Churchill mit unüberbietbarer Zynik sagen: „Wir haben das falsche Schwein geschlachtet". Und sein Wort vom „Eisernen Vorhang", der über Mittel- und Osteuropa gefallen sei, wurde zum geflügelten Wort ...

In den vergangenen Monaten und Wochen wurde die Welt überhäuft mit erschütternden Berichten über den heldenhaften Kampf der Patrioten in Ungarn. Und die Welt hat hörbar aufgeschluchzt. Das ist dem Mai 1945 gegenüber ein bedeutender Schritt voran. Doch weil auch er nicht entscheidend ist, darum verbluten die nationalistischen Führer der patriotischen Aufständischen in den zerstörten Gebäuden von Budapest. So wie damals die Stimme Deutschlands, die zum gemeinsamen Kampf gegen die bolschewistische Bestie aufrief, ohne Echo blieb, so bleibt der jetzige ungarische Hilferuf zwar nicht ohne Echo, doch ohne echten Erfolg. Denn mit Medikamenten und Roten Kreuz ist zwar viel menschliches Leid zu lindern, aber keine politische oder gar militärische Tat zu vollbringen. Und s o l c h e tat not!

In der Verzweiflung richteten sich die ungarischen Patrioten an ihre ehemaligen deutschen Waffenkameraden: „Schickt uns Soldaten und Waffen!", funkten sie in deutscher Sprache. Der Bundesverteidigungsminister Strauß empfing diesen Aufruf in Bonn. Wahrlich eine derbe Komik mit zutiefst tragischem Sinn! Denn 1945 funkten die Deutschen vergeblich, und weder ein Eisenhover noch ein Montgomery wußten besseres zu tun, als die deutschen Heerführer zu erniedrigen und aufknüpfen zu lassen, während sie gleichzeitig den Politikern ihrer Länder ihr Einverständnis gaben, den Bolschewismus aus den Ruinen des Dritten Reiches auf eine nie dagewesene und ohne westliche Beihilfe nicht erreichbare Machtposition zu heben. Heute bereitet dies manchen westlichen Politikern schlaflose Nächte und bringt zugleich die Ungarn um die Früchte ihres Heldenmutes. Verantwortlich für die brutale Niedermetzelung des ungarischen Aufstandes sind zwar in direkter chronologischer Sicht die Chruschtschows und Zhukovs, im tieferen historischen und darum wahren Sinne sind es die Roosevelt, Churchill, Morgenthau, Baruch, Eden, Hiss und wie sie alle heißen. Sie sind die Gründer des unheimlichen Mitternachtsreiches, das nun schon seit bald zwölf Jahren die Menschheit bei Tage und bei Nacht mit grauenvoller Angst erfüllt.

DER NAHE OSTEN

Der Angriffskrieg Israels gegen Aegypten war die grausame Bestätigung für all das, was wir seit Jahren an dieser Stelle des WEG andeuteten bzw. aufdeckten: Es wird keinen Frieden, keinen Aufbau und keinen dauerhaften Wohlstand auf Erden geben, solange nicht die Fangarme des weltverschwörenden und weltzerstörenden Polypen mit dem Davidstern zerschlagen sind. Das hat nichts mit Verfolgung, wohl aber mit souveräner, kluger, nationalistischer, weltweit aufeinander abgestimmter Politik zu tun.

Wir wollen uns in bezug auf die arabische Entwicklung nicht in voreilige Spekulationen verirren, doch dürfte folgendes bereits abzusehen sein: Entweder gelingt es den anglo-französischen Mächten nach altem perfidem Muster, die verwesten und korrupten „Exzellenzen" der arabischen Länder, vornehmlich Aegyptens, auf den Spitzen ihrer Bajonette zurückzutragen und ihnen mit Brutalität und Verschlagenheit ein neues Tätigkeitsfeld für ihre liebedienerische Nationalfeindlichkeit zu schaffen (welches Spiel sich zur Zeit mit ekelerregender Vehemenz hinter den Kulissen abspielt), dann wird der erwachende arabische Nationalismus in die Verdammung und die Masse der arabischen Völker auf dem niedrigsten Stand des bloßen Vegetierens zurückgeworfen werden; gelingt es dagegen zu verhüten, daß Abd el Nasser aus dem Sattel gehoben wird (worauf gerade die gesamten „Friedensverhandlungen" im Kern hinzielen werden), so wird eine geschickte Ausnützung der weltpolitischen Gegensätze seitens der arabischen Länder mit Aegypten an der Spitze, der großarabischen Sache einen ungeheueren Impuls verleihen.

Es ist bezeichnend, daß Präsident Nasser auch unter schwerstem Druck der militärischen Aggression von Israel, Frankreich und England selber keinen Hilferuf an den Kreml gesandt hat, wenngleich die afroasiatischen Völker der Bandungkonferenz ein solche Hilfe erbaten. Nasser weiß wohl um die Gefahr einer roten Infiltration im Orient („Ich will den Lebensstandard heben, um den Kommunismus auszutreiben"), und ob einer solchen nunmehr Tür und Tor geöffnet werden sollen, wird weitgehend von dem Vorgehen der USA abhängen: Läßt man zu, daß aus Rücksicht auf Israel oder um Nasser seines arabischen Prestiges zu berauben, von Aegypten erniedrigende Bedingungen gefordert werden, so wird es sich mit dem Mut der Verzweiflung in die sowjetischen Arme werfen — dann wird der Bolschewismus vom Kaukasus bis Casablanca herrschend!

Es soll an dieser Stelle, da es nirgendwo bisher geschah, eine Richtigstellung der völlig einseitigen Berichterstattung über den Verlauf der Kriegsereignisse erfolgen, die bislang von der Weltpresse lanciert wurde. Uns scheint es um der Gegenwart wie um der Zukunft willen notwendig zu sein, die Dinge ins richtige historische Licht zu rücken und nicht blind nachzubeten, was eine — dem WEG-Leser nicht unbekannte — gelenkte Berichterstattung darüber sagte bzw. verschwieg.

Montag, den 29. Oktober:

Größere israelische Wehrmachtsverbände überschreiten die israelisch-ägyptische Grenze und greifen den schwachen ägyptischen Beobachtungs-Grenzposten von El Kontella an. Kurz darauf werden israelische Fallschirmjäger in der Berggegend von Sad el Haittan abgesetzt, 90 km östlich des Suez-Kanals. Zu diesem Zeitpunkt läuft bereits die internationale Propagandamaschine Israels mit der Behauptung, die Israels seien bis fast an den Suezkanal vormarschiert. Unverzüglich werden ägyptische Truppen gegen die israelischen Fallschirmjäger eingesetzt und besetzen den Bergpaß Mathla. Ein heftiger Kampf entbrennt.

Dienstag, den 30. Oktober:

Der Kampf gegen die israelischen Fallschirmjäger geht seinem Ende zu, wenngleich die israelische Luftwaffe verzweifelt versucht, die Fallschirmjäger zu entlasten. Sie wird von der ägyptischen Luftwaffe gestellt. Gegen Mittag werden die letzten Reste der eingeschlossenen Fallschirmjäger aufgerollt. Die ägyptische Luftwaffe besitzt die absolute Luftüberlegenheit. Nunmehr greifen israelische Panzerverbände die ägyptischen Stellungen zwischen El Auga und Ab Ogaila an, werden jedoch unter beachtlichen Verlusten zurückgewiesen. Der großangelegte Plan der Israelis wird nunmehr ersichtlich und darum entschließt sich das ägyptische Oberkommando, umfangreichere Truppen auf der Sinai-Halbinsel zu konzentrieren, um den israelischen Angriff abzuschlagen und den Kampf auf israelischen Boden zu tragen. Zu diesem Zweck werden teilweise tief aus dem Hinterland Truppen und Panzerverbände auf die Sinaihalbinsel in Marsch gesetzt. 24

Stunden nach Beginn der israelischen Aggression sah die Lage folgendermaßen aus: 1. Die ägyptischen Kräfte konnten den israelischen Vorstoß auf Sad el Haittan zwecks Unterstützung der abgesetzten israelischen Fallschirmjäger abfangen. Die ägyptische Luftwaffe konnte sämtliche Verstärkungen der Fallschirmjäger unterbinden und besaß die absolute Luftherrschaft über dem Kampfgebiet. 2. Der israelische Angriff gegen Abu Ogaila konnte ebenfalls zum Stehen gebracht werden. 3. Eingreifreserven wurden in höchster Eile nach der Sinai-Halbinsel beordert mit dem Auftrag, die israelischen Verbände zu vernichten und die Initiative an sich zu reißen. **In diesem Augenblick wird Aegypten von England und Frankreich ein Ultimatum überreicht,** dessen geheime Absicht es ist, zu verhindern, daß der israelische Angriff bis auf israelisches Gebiet zurückgeschlagen werde.

Mittwoch, den 31. Oktober: Gegen Morgen griff die ägyptische Luftwaffe sämtliche Flugplätze Israels an. Erneut versuchten die Israelis, ihren Angriff auf Abu Ogaila voranzutreiben, doch wurden sie erneut abgeschlagen. Als am gleichen Tage ein zweiter Großangriff gegen Abu Ogaila versucht und erneut mit schweren Verlusten abgeschlagen wurde, wurde deutlich, daß die ägyptische Luftwaffe den Schlüssel zur ägyptischen Ueberlegenheit in Händen hielt. Innerhalb 36 Stunden nach Beginn der Operationen gelang es den Aegyptern, bereits 12 von den insgesamt etwa 24 der israelischen Mystere IV-Düsenjäger abzuschießen. Nunmehr griffen französische Mystere-Verbände, zumeist von israelischen Flugplätzen aus, ein und unterstützten die letzten Reste der israelischen Düsenjäger gegen die Aegypter. Noch am gleichen Abend griffen ägyptische Bomberformationen israelische Flugplätze in rollendem Einsatz mit Brand- und Explosivbomben an. Doch nun griffen die Briten ein und führten zusammen mit Franzosen ihre ersten Luftangriffe auf Kairo, Alexandrien, Port Said, Suez und Ismailia durch. Durch diese zeitliche und räumliche Abstimmung der israelischen, britischen und französischen Aktionen wurde der Plan der Aggressoren klar: **Die Aegypter zu veranlassen, das Gros ihrer Truppen und Panzerverbände auf die Sinai-Halbinsel zu werfen und sie dort festzuhalten, inzwischen sämtliche ägyptischen Flugplätze in rollenden Einsätzen unbrauchbar zu machen und dadurch eine Unterstützung der Aegypter auf der Sinai-Halbinsel zu verhindern, sowie diese von ihren rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden durch gleichzeitige Landung und Besetzung des Suezkanals.**

Angesichts dieser Lagebeurteilung und Erkennung der feindlichen Absichten wurde von Oberst Nasser und dem ägyptischen Hauptquartier um 22 Uhr folgender entscheidender Entschluß gefaßt und mit überraschender Schnelligkeit durchgeführt: **Sofortige und totale Räumung der Sinai-Halbinsel unter Hintansetzung von nur einigen tausenden Faydeem (Selbstmord)-Verbänden zur Sicherung des Rückzuges.** Hierdurch wurde der gesamte Plan Israels, Englands und Frankreichs über den Haufen geworfen und nur hieraus läßt sich die politisch wie militärisch und psychologisch gleich fatale Verzögerung der Landungsoperationen der kombinierten Feindmächte erklären, die ohne die Kenntnis dieser Hintergründe glatter Irrsinn gewesen wäre. Dadurch wandelte sich der erhoffte militärische Sieg England—Frankreichs in nichts als das Odium, das hinterhältischen Aggressoren und Massenmördern anhaftet und beide Mächte waren gezwungen, mit einem derart geringen Teilbesitz des Suez-Kanals das Feuer einzustellen, daß sie sich militärisch auch nicht den geringsten Vorteil zu buchen vermögen.

Donnerstag, den 1. November: Die Umgruppierungs-Operationen der ägyptischen Truppen sind an diesem Tage praktisch durchgeführt worden, wenngleich die anglo-französische Luftwaffe mit wütenden Angriffen versuchte, die zurückgehenden Verbände anzugreifen, Kanalbrücken und Uebersetz-Fahrzeuge zu zerstören. Die freigewordenen ägyptischen Verbände wurden nunmehr in der Kanalzone eingesetzt, um der bevorstehenden Invasion die Stirn zu bieten.

Freitag, den 2. November: Die ägyptischen Positionen in der Kanalgegend und im weiteren Hinterlande wurden eingenommen. Die anglo-französische Luftwaffe intensivierte ihre Angriffe auf Flugplätze, Kanaleinrichtungen, Städte und Dörfer. Vor allem machte sie in Tiefangriffen Gebrauch von ihrer reichlichen Erfahrung, aus der Luft einzelne Fahrzeuge, Fahrradfahrer und Fußgänger anzugreifen.

Sonnabend, den 3. November: Die Engländer und Franzosen setzten ihre heftigen Luftangriffe fort.

S o n n t a g, d e n 4. N o v e m b e r: Die „vernichtete“ ägyptische Luftwaffe startet wiederholte Angriffe gegen israelische Flugplätze .Sowohl durch ägyptische Flak als auch durch Jäger werden insgesamt 87 Feindflugzeuge abgeschossen.

Die nun folgenden Landungsoperationen sind weithin bekannt, bis auf die Tatsache, daß die in Port Said, Port Fuad, Gabannah und auf dem Flugplatz von Bumail abgesetzten anglo-französischen (vorwiegend französischen) Fallschirmjäger praktisch aufgerieben wurden durch kombinierte Heeres- und Zivileinheiten. Trotz des Abschneidens der Wasserzufuhr und anderer humaner Maßnahmen der Aggressoren gelang es ihnen nur, den Nordteil von Port Said zu besetzen, und lediglich die Feuereinstellung verhinderte die Vertreibung von Engländern und Franzosen auch aus diesen Stadtteilen.

Auch die anglo-französische Behauptung von der Vernichtung sämtlicher ägyptischer Luftstreitkräfte entspricht nicht der Wahrheit: Auf Grund des syrisch-jordanisch-ägyptischen Militärpaktes mit gemeinsamem Oberkommando, befinden sich nach vorsichtiger Schätzung etwa die Hälfte aller ägyptischen Flugzeuge auf syrischem und teilweise jordanischem Gebiet, desgl. größere Panzer- und Sturmartillerie-Verbände.

Die merkwürdige Passivität der übrigen arabischen Länder dürfte weitestgehend durch die bekannten innerpolitischen Divergenzen verursacht worden sein und wurde vom ägyptischen Oberkommando von Anfang an in Rechnung gestellt. Der israelitische Angriff war kühn und wohlvorbereitet angelegt und wurde mit beachtlichem offensiven Können vorgetragen. Doch schlug er nach der Rücknahme der ägyptischen Verbände ins Leere. Größere ägyptische reguläre Verbände konnten von den Israelis weder vernichtet noch gar gefangen genommen werden, ebensowenig sind schwere Waffen in beträchtlicher Zahl in ihre Hände gefallen. Hierzu sagte der israelische Ministerpräsident Ben Gurion (vergl. „Portrait“ DER WEG 11/1955) am 8. November vor der Knesseth: „Die ägyptische Luftwaffe zeigte sofort ihre Ueberlegenheit und es folgte ein bitterer und harter Kampf. Wir haben erfahren, daß die ägyptischen Kräfte wirklich groß sind und ausgezeichnet ausgerüstet. Die militärische Taktik der Aegypter ist erstklassig.“

UNGARN

Die Nacht des roten Terrors hat sich wieder über Ungarn gelegt. Am gleichen Sonntagmorgen, da „respektable“ Zeitungen des Westens sich darüber aufregten, es sei nicht im Interesse der Demokratie, wenn die „neofaschistische Reaktion“ in Ungarn die Oberhand gewinne, arbeitete die rote Terrormaschine leise — glatt — pausenlos ... Und die eigentlichen Führer des patriotischen Aufstandes, die nationalistischen Studenten und jungen Offiziere, starben dahin wie die Fliegen. Der Nagy von Budapest, durch die absichtliche Irreführung der öffentlichen Meinung gar als „nationaler Held“ gefeiert, kann nun seinem Namensvetter und kollegialen Totengräber Ungarns, dem Nagy von 1947, nicht nach New York folgen. Wenn die Welt auch jetzt noch nicht einsieht, daß der entscheidende Kampf a u s s c h l i e ß l i c h zwischen Nationalismus und Kommunismus (ob westlicher oder östlicher Prägung) tobt, dann wird das blutige Opfer ebenso vergeblich gewesen sein wie seinerzeit dasjenige deutscher und einiger treugebliebener ungarischer Verbände in den dramatischen Frühlingstagen von 1945, da vor den Toren Budapests und Wiens die rote Sturmflut einen Augenblick anzuhalten schien, um dann die von Gott und aller Welt verlassenen Städte und Länder zu überspülen. Wenn nicht der jüdische Haß gegen das neue Deutschland und gegen die positiven nationalen Kräfte Europas 1945 die Augen und Hirne der verantwortlichen Staatsmänner vernebelt hätte, so hätten nicht Hammer und Sichel sich über Ost- und Mitteleuropa werfen können und wäre nicht Jalta zum Ausgangspunkt allen gegenwärtigen Leides dieser Völker geworden. Und hätte nicht der gleiche jüdische Haß gegen Aegypten und die positiven nationalen Kräfte in den arabischen Ländern 1956 die Augen und Hirne der verantwortlichen Staatsmänner vernebelt, so wäre es nie zu der Aggression gegen Nassers Aegypten gekommen, die mit teuflischer Synchronisation die Weltaufmerksamkeit von den Geschehnissen in Ungarn ablenkte, und der Roten Armee die fix und fertige Begründung lieferte, trotz der Chruschtschow-Koexistenz-Platte die rote Walze anzusetzen, um „die kämpfenden Parteien zu trennen und die vitalen Verbindungslinien offen zu halten!“ So wie 1945 der Morgenthau-Haß seinen kurzatmigen Siegesrausch feiern konnte, der für Millionen und Abermillionen unsägliches Leid brachte, so kann 1956 der Ben Gurion-Haß seinen kurzatmigen Siegesrausch feiern, aber das Leid wird die Millionen Opfer auferstehen und furchtbare Rache heischen lassen.

Durch den verschwörerischen Willen der unsichtbaren Weltregierung gehört auch Un-

garn zu den Opfern dieses augenblicklichen Siegesrausches. Doch wie die in heiliger Empörung bebende Volksmasse das acht Meter hohe bronzene Stalindenkmal stürzte, so werden eines Tages — doch unausbleiblich — die Völker des Westens die Denkmäler der anderen Jalta-Verbrecher stürzen und sich ihrer blutigen Irrtümer besinnen. Die Nacht der politischen Umnebelung wurde für eine kurze Weile —wie im Juni 1953 in Berlin — erleuchtet von einer Fackel, die in Budapest entzündet wurde. Das Licht dieser Fackel ist wieder erloschen. Aber wenn aus diesem Aufleuchten die Welt die einzig gültige Lehre zieht, daß nämlich gegen die Totalität des Kommunismus nur die Totalität des Nationalismus angesetzt werden kann, dann, aber auch nur dann wird das heldenmütige Opfer des ungarischen Volkes, von zuviel verlogenen Krokodilstränen beweint, vor der Geschichte seine Berechtigung erhalten. Nur dann wird es heißen können: Ihr seid nicht umsonst gefallen!

POLEN

Stalins gerissener Schachzug, den Polen seinerzeit zwar seine östlichen, stark mit Weißrussen und Ukrainern durchsetzten Provinzen, außerdem ein breites Stück altpolnischen Volksbodens wegzunehmen, und ihm dafür den ganzen deutschen Besitz östlich der Oder und Neisse zuzuwerfen, kettete Polen fest an die Sowjetunion. Der Mann, der dazumal die unnennbar grausame Austreibung der Deutschen mit unstillbarem Haß durchführte, war eben jener Wladyslaw Gomulka, der neuerdings von Bonn mit Sympathieerklärungen überhäuft wird. Glücklich waren die Polen in der Mehrheit über diese Lösung nicht, nur unlustig siedelten sie sich in den „wiedererrungenen" deutschen Gebieten an, auch faßten die aus Ostpolen, vor allem dem reichen Lemberger Gebiet verdrängten Polen in der Neumark, Schlesien und Pommern nur schwer Wurzeln, darüber hinaus eignet sich das polnische Volk von Haus aus durchaus nicht für den Kommunismus, sein oft fast anarchisches Freiheitsbewußtsein bäumt sich gegen Kolchos und Parteibürokratie auf. Hinzu kommt, daß die Polen die Russen aus Jahrhunderten leidvoller Bedrückung keineswegs lieben. Das Eigene zu verteidigen und zu pflegen, auch trotz russischer Besetzung, wurde immer mehr zur Leidenschaft der jungen polnischen Generation, die auch unter kommunistischer Schale patriotisch blieb. In diesem Zusammenhang ist auch die Rolle der katholischen Kirche in Polen zu nennen, die eine durchaus nationale Einrichtung ist und ähnlich wie in Irland jeden nationalen Freiheitskampf mitgefochten, wenn nicht gar angeführt hat. So mußte den Polen der sowjetische Angriff auf die katholische Kirche zugleich als ein Angriff auf ihre Nationalität erscheinen.

Nach dem Tode Stalins und unter der uneinigen Führung seiner Nachfolger, begann Polen unruhig und wogig zu werden, die tiefe Feindschaft gegen das Russentum brach auf, in der Juni-Erhebung in Posen äußerte sie sich zum ersten Male in bedrohlicher Weise. Die Entwicklung spitzte sich zum „Frühling im Oktober" in Warschau zu, wo eine allgemeine Volkserhebung klare, z. T. auch für die Russen annehmbare, Ziele proklamierte.

Als seinerzeit die Sowjets den Wladyslaw Gomulka einsperrten und den General Marian Spychalski deportierten, war dies im Grunde ein Angebot an die deutsche Seite, aus der nordamerikanischen Front auszuscheren und in der Folge mit Moskau über die Oder-Neisse-Grenze zu verhandeln. Bonn hat dies seinerzeit ebensowenig begriffen oder gar aufgegriffen, wie es bisher überhaupt zu keiner anderen außenpolitischen Aktion fähig war außer der sturen „Westintegration". Damals saßen in Warschau die eisernen Vögte Moskaus. Marschall Rokossowsky und die „Natolin"-Gruppe der alten Stalinisten um den Polizeichef Zenon Nowak, Leute also, die in der Lage gewesen wären, jeden polnischen Widerspruch gegen eine solche Gebietsregelung zu ersticken. Obwohl die Sowjets dies Angebot lange genug offen hielten, reagierte Bonn außer durch Drohungen und Beschimpfungen gegen den Kreml in keiner Weise. Am 19. Oktober zogen die Sowjets ihr Angebot schließlich zurück. Gomulka und General Spychalski, dazu ihre Freunde Zenon Kliszko und Loga-Sowinski kehrten in das Zentralkomitee der Polnischen Vereinigten Arbeiter-Partei zurück. Nach zwei heftigen Debatten mit den nach Warschau angereisten Chruschtschow, Molotow, Kaganowitch, Mikojan, Marschall Konjew und Antonow und einer auffallend lauten Pressepolemik zwischen Warschau und Moskau erkannte Moskau den Gomulka als Ersten Sekretär des Zentralkomitees an. Polen hat sich damit eine weitgehende Souveränität erstritten, seinNationalkommunismus darf die Lebensformen des polnischen Volkes nach seinen eigenen Gesichtspunkten regeln, die Kollektivierung auf dem Lande wurde abgeschafft — und es besitzt dennoch die sowjetische Rückendekkung zum Schutze seines Landraubes. Der

einzige Verlierer in dieser Entwicklung ist — Deutschland. Wieder einmal durch die Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit seiner Regierenden und die Infantilität seiner Politiker. Und während der Regelung dieser deutschen Lebensfrage nunmehr vorerst die Türen zugeschlagen wurden durch ein nationalistisches, deutschfeindliches und von Moskau gestütztes polnisches Regime, vermag Bonn nichts anderes zu tun, als durch den Bonner Prof. Scheuner (lt. dpa 15. 10. 56) den polnischen Räubern ein „gewisses polnisches Heimatrecht" in den deutschen Ostgebieten zuzuerkennen und den „katholischen Sieg" zu preisen!

DEUTSCHES REICH

Deutschlands Einheit:

Das zweifellos bedeutendste politische Ereignis war die am 1. Januar 1957 erfolgte Rückgliederung der Saar, die, wenn sie auch gegen den ausdrücklichen Willen der Bonner Regierung und ihres Kanzlers erfolgte und wenn sie auch durch unsinnige und überflüssige Zugeständnisse an Frankreich erfolgte (französischer Anteil an der Kohleförderung im Warndt-Gebiet, Kanalisierung der Mosel mit starker deutscher Finanzierungs-Beteiligung, hohe Kosten der in drei Jahren erfolgenden Währungsumstellung), doch den ungeteilten Jubel aller Deutschen auslöste und zu einem Fanal auf dem Wege zur deutschen Wiedervereinigung wurde. Der Dank für dieses geschichtliche Ereignis gebührt in erster Linie Dr. Heinrich Schneider. Er hat bewiesen, wie in Zeiten, in denen die Reichsinteressen von den Teilregierungen geradezu bekämpft werden, einzelne Männer aufstehen und die Wahrung der Reichsinteressen in eigene Hände übernehmen können. Dr. Schneider ist durch seinen bedingungslosen Kampf, den er geführt hat, durch das politische Geschick, mit dem er ihn geführt hat und durch den Erfolg, von dem dieser gekrönt wurde, zum berufenen Führer einer vom ganzen Volk getragenen Wiedervereinigungs-Bewegung geworden. Er ist auch der einzige, der politisch unabhängig genug ist, daß er souverän mit den einzelnen Mächten, auch mit Moskau, verhandeln kann, und er ist der einzige, der im Volke genügend Rückhalt hat, um seinen Empfehlungen das nötige Gewicht zu verleihen. Wir möchten in diesem entscheidenden Augenblick, da sich eine steilaufsteigende Karriere eines politischen Einzelgängers im Dienste des Reiches abzuzeichnen beginnt, der herzlichen Hoffnung Ausdruck verleihen, daß Dr. Schneider es verstehen möge, sich seine Stärke, d. h. seine parteiliche Unabhängigkeit und seine Zugehörigkeit zum g a n z e n deutschen Volk, zu bewahren. Davon wird es abhängen, ob sich die Hoffnungen, die das deutsche Volk in ihn setzt, erfüllt werden können oder ob sich der Traum in der Alltagsroutine des parteiparlamentarischen Getriebes auflöst ...

Von den Ostmächten besetzte Gebiete:

Symptomatisch für die Entwicklung hinter dem „Eisernen Vorhang" ist, daß nunmehr auch die DDR (Außenminister Bolz vor der Volkskammer) den Nachfolgeanspruch auf das alte Deutsche Reich erhoben hat. Mit dieser Kehrtwendung dürfte ein neuer Abschnitt in der Außenpolitik der DDR einsetzen. Dabei ist man jedoch klug genug, mögliche Ansprüche zur „Wiedergutmachung", die das Weltjudentum aus solchem Anspruch ableiten würde, von vornherein mit dem Hinweis abzuwimmeln, zur Zeit des Dritten Reiches habe es noch gar keinen Staat Israel gegeben, folglich könne dieser auch keine Entschädigungsansprüche anmelden. — Auch den Interzonenhandel will Pankow stark beleben. Bereits bis September 1956 stieg dieser im Vergleich zum Vorjahre um 43 %. Als Delegationschef für die neuen Verhandlungen wurde Frau Seemann an Stelle von Herrn Freund bestimmt. Letzterer war Kaufmann, Frau Seemann dagegen ist Politikerin und kann demgemäß von ganz anderen Voraussetzungen ausgehen.

ENGLAND

Für das „Britische Weltreich" zeichnet sich das weltpolitische Panorama auch nach demAbgang Anthony Edens grau in grau. In der Innen- wie in der Außenpolitik.

Das Fazit der Aera Churchill-Eden: Die politische Bedeutung Englands ist auf einem Tiefstand angelangt. Symptomatisch dürften die immer lauter in England zu vernehmenden Fragen sein, was wohl aus Englands Position geworden wäre, hätte es die großzügigen deutschen Friedensangebote vom Juli 1940 angenommen. Die Rechnungen, die die Geschichte präsentiert, pflegen immer bitter zu sein. Geradezu tragisch aber ist es, wie mit dem Verlust der äußeren Macht Englands ein fataler Prozeß innerer Aushöhlung Schritt hält, von dem der Burgess und MacLean-Fall nur e i n Exponent ist: Auf Anregung des englischen Parlaments hat die British Medical Association eine Untersuchung über Umfang und

Bedeutung der englischen Homosexualität angestellt. Die Ergebnisse sind wie ein Trauermarsch zur Bestattung aller englischen Größe. Denn die polizeilich erfaßten Fälle haben sich seit 1930 um das Achtfache erhöht! „Wenn die nicht erfaßbaren Fälle im gleichen Maße wie die erfaßten steigen, dann ist die Lage äußerst beunruhigend“, sagt das Untersuchungsergebnis und schätzt die Zahl der „aktiven“ homosexuellen Männer in England auf ungefähr 500.000!!! Da bekanntlich die Homosexuellen gleich einer der vielen anderen Internationalen die Loyalität untereinander höher stellen als die Loyalität dem Staat gegenüber, „bedeutet die Anwesenheit von ‚praktizierenden‘ Homosexuellen in Kirche, Parlament, Beamtenstand, Wehrmacht ... ein besonderes Problem.“ Dieses Problem dürfte für England allerdings dringlicher und gefahrvoller sein als es je ein Suezkanal sein könnte!

FRANKREICH

Seit der „Ent-Stalinisierung“ sind die diversen Tito-Figuren, die die westeuropäischen Linken aufzuweisen haben, wieder sehr gefragt. Und so wie in den letzten Wochen Aneurin Bevans Einfluß bei der englischen Labourparty wieder im Steigen ist, so hat sich auch sein französisches Gegenstück Pierre Mendes-France die denkbar beste Ausgangsstellung erobert. Er ist jetzt Präsident der Radikal-Sozialistischen Partei und der „lebenslängliche“ Präsident Eduard Herriot „wurde abgedankt“. Schon seit längerem hatte Mendes-France eine Erneuerungsbewegung innerhalb dieser Partei angefacht, die die allmählich reichlich verbürgerte Partei wieder radikalisieren soll. Das gab heftige Konflikte mit der alten Garde, doch blieb deren Vertretern nichts anderes übrig, als wie auch Ministerpräsident Faure oder wie auch der mehrmalige Ministerpräsident Queuille, das Feld zu räumen. Mendes aber schwimmt auf hohen Wellen, denn statt wie bisher immer mehr Wähler zu verlieren, hat die Partei dank seiner Erneuerungsbewegung neue gewonnen. Inzwischen verblutet Frankreich in Nordafrika, ein neues Dien-Bien-Phu kündigt sich an. Besser kann es sich Mendes gar nicht wünschen. Die Großmacht-Arroganz, mit der Frankreich seine Flotte in Richtung Suez ansetzte, wird durch den wahrscheinlichen Ausgang der Suezkanal-Krise in einen derartigen Kater umschlagen, daß dann die Stunde für Frankreichs fatalsten und gerissensten Politiker gekommen sein dürfte, für Pierre Mendes-Tito-France.

SKANDINAVIEN

Neue Töne werden auch im hohen Norden laut. Kriegsgefahr drohe nicht nur von Osten! Schwedens Verteidigungsminister Nilsson erinnerte auf der Stockholmer Konferenz der drei skandinavischen Außenminister an die britisch-französischen Pläne im Zweiten Weltkrieg, sich der schwedischen Erzgruben zu bemächtigen. Und Finnlands, der vierten skandinavischen Macht, Staatspräsident Kekkonen bemühte sich bei seinem Schwedenbesuch Anfang Oktober, ganz Skandinavien in neutrales Fahrwasser zu steuern. Skandinaviens Neutralisierung aber ist zugleich Moskaus schönster Traum. Sie macht ihm die nördliche Flanke frei.

AFRIKA

Aus dem algerischen Kleinkrieg ist ein regelrechter Partisanen-Krieg geworden. Am Tage beherrschen die Franzosen das Feld, doch die Nacht gehört den algerischen Partisanen. Die „Franzosen“, das sind in erster Linie Senegalesen, marokkanische Söldner (Gums und Tabor), Fremdenlegionäre und Polizei, erst in zweiter Linie Festlandsfranzosen. Zwischen Algerien und Marokko wurde ein weites Sperrgebiet geschaffen — doch greifen die Unruhen nunmehr auch wieder nach Tunis über und auch in Marokko sind als Folge der Landung neuer französischer Truppen Unruhen und Streiks aufgeflammt. Der Sultan von Marokko, Mohammed Ben Jussuf, und der Ministerpräsident von Tunis, Habib Bourguiba, versuchen mit Frankreich zu einem Ausgleich zu kommen. Dies Bestreben gilt im Grunde mehr ihrer eigenen Position als dem Wohl ihrer Völker, denn die nationalistischen Strömungen in den drei Ländern laufen zusehends auf eine gesamt-nordafrikanische Einheit hinaus, das „Maghreb al Arab“, arabisches Nordafrika. Dadurch wird die ältere Nationalisten-Generation, die noch nationalstaatliche Interessen verficht, von der jüngeren, im Partisanenkampf stehenden Generation immer deutlicher getrennt und gerät zur eigenen Rettung an die französische Seite, womit sie der Brandmarkung als Volksverräter verfällt.

In **Kenya** ist es der englischen Verwaltung gelungen, mit dem Führer der großen Trade Union of Kenya, der wohlorganisierten Arbeiter-Gewerkschaft, Tom Mboya zu einem erträglichen Verhältnis zu kommen. — Tom Mboya sucht den Fort-Fortschritt der afrikanischen Bevölkerung

durch gewerkschaftliche Arbeit und kulturellen Fortschritt. Das erleichterte der britischen Verwaltung, den großen Mau-Mau-Aufstand zurückzudrängen. Im März fiel der Mau-Mau-Kommandant des Kreises Emlu, „General Marschall Kommunist" in britische Hände, im April die „Generäle" Tanganyika und Wamatundu — aber bis heute ist es nicht gelungen, den obersten Führer der Mau-Mau, General Dedan Kimathi und seinen Mitarbeiter Stanley Mathenge zu fassen. Der britische Befehlshaber General Lathbury konnte zweifellos feststellen, daß bis September 1956 die einst 1952 etwa 15 000 Streiter betragende Macht der Mau-Mau, zusammengesetzt aus Angehörigen der Stämme Kikuyu, Embu und Meru, auf etwa 1500 Waffenträger zusammengeschmolzen waren. Da kam Edens wahnwitziger Angriff auf Aegypten und wandte den Mau-Mau die Sympathie vieler indischer Kaufleute zu. Daß sich die zahlreiche islamische Bevölkerung in Kenya und Tanganyika — unserem alten Deutsch-Ostafrika — nun auch gegen England gewandt hat, wird seine Lage nicht leichter machen.

„Ghana". Seitdem England sich entschieden hat, der alten Kolonie Goldküste unter der Bezeichnung „Souveräner Staat Ghana" die Selbständigkeit innerhalb des Commonwealth zu verleihen, sobald sich in dem dortigen Parlament eine Mehrheit dafür gefunden haben wird, hätte diese Verwandlung eigentlich geschehen können — wenn es ein Volk der „Goldküstenländer" gäbe. Dieses aber gibt es nicht, sondern sehr verschiedene Negervölker, die sich untereinander wenig lieben. Vor allem die Aschanti und überhaupt der ganze Norden der Kolonie fürchtet, von der besser entwickelten Küstenlandschaft beherrscht zu werden. Eine Konferenz am Runden Tisch in Achimota brachte keine wirkliche Einigung. Dazu kommt die Frage, wie man den britisch verwalteten Teil des alten deutschen Togo, der mit sehr knapper Mehrheit für einen Anschluß an die Goldküste gestimmt hat, darin unterbringen will. Deutlicher als an manchen anderen Stellen zeigt sich in der Goldküste, daß es eben nicht ein „Negertum' oder ein „afrikanisches Volk" gibt, sondern mehrere Negerrassen, himmelweit voneinander unterschiedene Völker und daß die Grenzen der jetzigen europäischen Kolonien vielfach diese Völker sinnwidrig auseinandergeschnitten haben, inzwischen aber die Teile ihr eigenes Leben, beeinflußt von den verschiedenen Kolonialmächten, entwickelt haben. Wenn man an diese Dinge rührt, so bekommt man etwa hundert afrikanische „Anschlußfragen", „Danzigs", „Korridore" und Völkerteilungen heraus, die der Welt auf Jahrhunderte „trouble" aller Art versprechen, wenn erst alle diese Völker — was sicher einmal kommen wird — eigene Parlamente, Zeitungen, Rundfunkstationen und dgl. haben werden.

Aethiopien hat dank dem Geschick seines Kaisers Haile Selassie seine politisch-wirtschaftliche Stellung gefestigt: mit Italien ist ein billiger Friedens- und Reparationsvertrag geschlossen, der Aethiopien 16,3 Millionen Dollars in fünf Jahren bringen wird; mit Jugoslawien sind diplomatische Beziehungen aufgenommen, mit Griechenland ist ein äthiopisch-griechischer Kulturvertrag geschlossen (es gibt, wie in Aegypten, viele Griechen in Aethiopien als Kaufleute und Techniker), im Januar wird Haile Selassie Kairo besuchen. Daß die Dinge in Aethiopien auch ihre sehr ernste Seite haben, zeigt die Vernichtung des islamischen Esa-Stammes der Somali durch abessinische Truppen; der Stamm betrachtete sich als unter britischem Schutz befindlich, wußte nicht, daß er von England aufgegeben war und widersetzte sich den Aethiopiern. In diesem Kampf ging er unter. Solche und ähnliche Erfahrungen haben mitgewirkt, daß im italienischen Somaliland die Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung der „Liga der Jungen" 43 Sitze, der „Hizbia Dihil Mirifle", einer konservativen Bewegung, die für die Erhaltung des Stammestums eintritt, 13 Sitze gebracht haben — beide Gruppen sind ausgesprochen für eine Zusammenarbeit mit der alten Schutzmacht Italien. Hier sucht das Somali-Volk Rückendeckung gleichzeitig als Muslime bei der Arabischen Liga (obwohl die Somalis keine Araber sind) und bei Italien gegen die Macht des christlichen Aethiopien.

INDIEN

Während Krischna Menon als „Weltreisender des guten Willens" umherzieht und der kluge Nehru mal mild und mal kraftvoll den Kolonialismus verurteilt, haben die Inder im eigenen Hause recht „koloniale" Probleme: Da sind die Nagas, ein fast steinzeitliches Urvolk in den Bergen über Assam, Rücken zur chinesischen Grenze. Sie haben sich erhoben und kämpfen für die Freiheit — der Kopfjagd. Bei ihnen gilt, daß der junge Mann erst heiraten darf, wenn er seiner Braut einen frisch abgeschnittenen Kopf

eines Feindes zu Füßen legt. Solange die Engländer da waren, handelten die Nagas nach dem Grundsatz: kopfjage zu Hause. Wobei die Engländer sie nach einigen blutigen Auseinandersetzungen ungeschoren ließen. Als nun die Engländer abzogen, meinten die Nagas, auch sie seien mit der neuen „Freiheit" gemeint und zogen stillvergnügt von ihren Bergen herab in die Teepflanzungen von Assam, um sich dort die benötigten Köpfe zu schneiden. Generalleutnant K. S. Thimayya, in Korea einst Vorsitzender der neutralen Repatriierungskommission, hat sich nunmehr auf Anweisung Nehrus mit 200.000 indischen Soldaten zum Kampf gegen die Nagas begeben. Diese aber vereinen neben steinzeitlicher List auch eine recht moderne Bewaffnung. Weil aber in Assam die Wahlen vor der Tür stehen und die Bevölkerung Sicherheit vor den Kopfjägern verlangt, kann Nehru keine Rücksicht auf die Nagas nehmen, die nur ihre „Freiheit und heimisches Brauchtum" schützen wollen. — Ein weiteres Ereignis beleuchtet die Inlandsorgen Nehrus: Im Dorf Khondrot in Rajasthan hat eine Witwe, Mutter von vier Kindern, sich auf dem Scheiterhaufen des toten Gatten selber verbrannt. Als Polizisten dies verhindern wollten, wurden sie von der fanatisierten Masse vertrieben. — Es zeigt sich immer neu, daß Indiens Uebergangszeit schwere Probleme mit sich bringt.

DIE PROPHETEN VON MOKANA

Das letzte Viertel des Jahres 1956 wird einmal rückschauend als eine der interessantesten Umbruchszeiten betrachtet werden, in der Zeichen sichtbar wurden, die geeignet scheinen, eine Epoche zu Grabe zu läuten. Nicht nur Rothschild wurde bei Suez geschlagen — „Weltdemokratie" überhaupt wurde dort geschlagen. Und verbittert jammert Guy Mollet: „Was ist das für eine Welt, wo man als Demokrat Unrecht und ein Diktator Recht bekommt!" Der Versuch, Aegypten wieder eine parlamentarische Regierung im Dienste des Weltjudentums aufzuzwingen, ist gescheitert. Im brennenden Port Said, wo die Schiffsgeschütze die Straßen zerhämmerten, wo Haus für Haus ägyptische Heeresverbände und ziviles Volk gegen die Aggressoren kämpften, wo von den Minarets aus den Lautsprechern immer wieder das „Sturmlied" mit seinem hinreißenden „Allahu akbar!" und die kämpferischen Suren des Korans erklangen, da siegte der Freiheitswille über die Weltdiktatur. Und daß der Turban im Begriffe ist, für viele geknechtete Völker zum Symbol zu werden, mag der Bonner Bundestagspräsident Gerstenmaier gespürt haben, als er erläuterte, er führe deshalb mit solch großer Begleitung zur interparlamentarischen Konferenz nach Bangkok, damit „dort nicht nur Leute in Fez und Turban sitzen"

Aegypten und Ungarn machten deutlich: Die führenden Mächte der westeuropäischen Demokratie entfesselten gemeinsam mit Israel einen Aggressionskrieg, begingen damit ein Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Auch die Sowjets begingen mit der blutigen Niedermetzelung der ungarischen Erhebung ein Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Demokraten und Sowjets machten sich aller der Taten schuldig, für die sie die deutsche Staatsführung in Nürnberg des Todes durch den Strang für schuldig diktierten.

Die Demokraten führten einen brutalen Raubkrieg — und der Welt wird vorgelogen, die Demokratie sei das einzige Heilmittel gegen den Krieg. Der sowjetische Kommunismus watete im Blut der ungarischen Arbeiter — und der Welt wird vorgelogen, der Kommunismus sei die Sache der Arbeiter!

* * *

Zu Mokana in Chorassan predigte einst ein Prophet mit gewaltigen Worten. Er trug sein Gesicht mit einem grünen Schleier verhüllt. Das Volk strömte ihm voller Eifer zu, der einen neuen Koran verkünden wollte. Als er aber auf dem Höhepunkt seiner Ekstase angelangt und das Volk schon viele gesteinigt hatte, die vor ihm das Knie nicht beugen wollten, da sandte Allah einen starken Windstoß. Der riß den Schleier fort — und da erkannte das Volk mit Entsetzen, daß der Schaitan (Satan) selber aus einem grauenhaften Totenschädel, aus dem stinkende Maden krochen, seine Lügenlehren predigte. Da wandte sich das Volk vor dem fauligen Leichenhauch ab, der dem Maul des falschen Propheten von Mokana entströmte, es hob die Steine auf und steinigte den Lügenpropheten ...

Freut Sie das nicht auch?

● Der westdeutsche Föderalismus bringt es u. a. mit sich, daß Abitur- und Hochschulprüfungen aus Ostberlin bzw. der DDR in Westberlin bzw. der Bundesrepublik gar nicht oder nur bedingt anerkannt werden. Nun hat das Westberliner Verwaltungsgericht eine Bresche in diese Front der Torheit geschlagen: Eine Krankenschwester hat den Berliner Senator für Gesundheit verklagt, weil dieser ihr die Anerkennung ihrer Ausbildung in der DDR versagt hatte. Das Gericht hat festgestellt, daß ungeachtet der Trennung beider Teile Deutschlands die sowjetische Zone n i c h t als Ausland betrachtet werden dürfe und es daher erforderlich sei, die nach geändertem Recht der DDR erworbene Ausbildungsnachweise anzuerkennen. Nur wenn unsachliche oder politische Erwägungen dabei ausschlaggebend gewesen seien, sei eine Gleichstellung nicht möglich. Das Gericht hat damit die Reichseinheit auch in dem gespaltenen Deutschland bejaht! Hoffentlich macht dies Beispiel Schule.

*

● Die Ostberliner Zeitschrift „Freie Welt" begann in einer ihrer jüngsten Ausgaben einen Bildbericht über die von Polen verwalteten deutschen Ostgebiete, wobei zum erstenmal wieder die deutschen Namen der umgetauften Orte genannt wurden. Für die nächsten Ausgaben wurden Berichte über die Städte Danzig, Zoppot und Gotenhafen angekündigt.

*

● Die Umbenennung des Berlin-Charlottenburger Gymnasiums (früher „Mommsen-Gymnasium") in „Erich Hoepner-Schule" (nach dem ehemaligen Generaloberst Hoepner, der im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 erschossen wurde) stieß auf machtvollen Widerstand der Elternschaft und führte zur Strafversetzung des Geschichtslehrers und zur wahrscheinlichen Beurlaubung des Direktors. Und selbst bei der gewaltsam durchgesetzten Umbenennung konnte der Berliner Innensenator Lipschitz nur einen „vorläufigen Abschluß der Diskussion" melden. Wenn auch die Opposition der Elternschaft nur mit verhaltener Argumentation vorgetragen wurde, so war es doch ein nicht zu übersehendes Anzeichen von Besinnung auf Ehre und Würde. Die Eltern eines anderen Berliner Bezirks, Schöneberg, hatten bereits kürzlich gegen die Umbenennung von Schulen nach Männern des 20. Juli opponiert.

*

● Da der österreichische Unterrichtsminister Dr. Drimmel, als Vertreter verschiedener Organisationen einen scharfen Kampf gegen Schundhefte und „Comics" forderten, vor jeder parlamentarischen Aktion zuerst die Erforschung der öffentlichen Meinung forderte, fuhr kürzlich vor dem Unterrichtsministerium ein Lastwagen vor, auf dem Listen mit e i n e r M i l l i o n Unterschriften gestapelt waren. Die Initiatoren der Aktion wünschen, daß das österreichische Schmutz- und Schundgesetz von 1950, das sich vornehmlich gegen „Sexualliteratur" richtete, auch auf die „Comics" ausgedehnt werde, die das Verbrechen verherrlichen. Es wurde außerdem festgestellt, daß 98 % der gesamten Schundliteratur in Oesterreich aus dem Ausland eingeführt werden. Reeducation?

*

● In der 80.000 Einwohner zählenden Bergarbeiterstadt Castrop-Rauxel hat sich eine „Aktionsgemeinschaft Jugendhilfe" gebildet, zu der sich auf Initiative des Stadtdirektors Bangel und eines von ihm berufenen 25jährigen Jugendfürsorgers etwa fünfzig Bürger der Stadt (Aerzte, Kaufleute, Geistliche, Pädagogen, Polizisten) zusammenfanden. Ihre Devise: Nicht nur Verbote und Ueberwachung, sondern Neues und Jugendgemäßes bieten! Sie veranstalteten eigene Tanzvergnügungen für Jugendliche, Buchwettbewerbe, Fahrten und Wanderungen, Berufs- und Lehrförderung usw. und erreichten, ohne nennenswerte Zuschüsse, daß sich dank ihrer Jugendbetreuung die Jugendkriminalität in ihrem Bezirk schlagartig um 50 % verringerte!

Lieber Leser! Wenn Sie Erfreuliches von irgendwoher aus der Welt zu berichten wissen, schreiben Sie es uns bitte.

Die Umschau

Angriff auf den deutschen Aussenhandel

Die bedeutende nordamerikanische Zeitschrift NEWSWEEK vom 8. Oktober in einem Artikel „Warum Suez schmerzt": Der britische Premier-Minister Sir Anthony Eden hat Suez eine ‚Angelegenheit auf Leben und Tod' für Britannien genannt. Ohne den Kanal, würden die von der britischen Industrie benötigten Rohstoffe und andere Materialien teuerer werden, die Preise für die britische Ausfuhr würden in die Höhe gehen. Britannien, das exportieren muß, um zu leben, kann sich nicht den kleinsten Rückschlag auf dem Weltmarkt leisten — in einer Schlacht, die es schon in Gefahr ist, an ein aufsteigendes Deutschland zu verlieren. Wie ist denn Britanniens Ausfuhrlage? Wie haben es die Deutschen fertig bekommen, aufzuholen und sogar die Briten hinter sich zu lassen? Was ist die Aussicht?

Von Stockholm bis Kapstadt und von Buenos Aires bis Peking sind Bataillone deutscher Verkäufer unterwegs, haben die Brieftaschen voll attraktiver Preislisten und Blanko-Orders. Ihr Erfolg ist Aufsehen erregend. Haushaltsgeschäfte in Basra, Kuwait und Teheran führen jetzt Henckel-Solingen-Messer statt der traditionellen Produkte von Sheffield, Rosenthal-Geschirre ersetzen britisches Porzellan. In Kinos in britischen Kolonien wird das „Good save the Queen" über Telefunken-Lautsprecher übertragen.

Die Ausfuhr Westdeutschlands hat sich in den letzten fünf Jahren an Wert verdreifacht und rückt an Großbritannien, das auf dem zweiten Platz steht (die USA hat den ersten) dicht heran*). 1955 hatte Westdeutschland einen Handelsüberschuß von 286 Millionen Dollar — Britannien hatte ein Defizit von 985 Millionen Dollar. Westdeutschlands Gold und Dollar-Reserven betragen jetzt 3,7 Billionen, Großbritanniens nur 2,2 Billionen. — Westdeutschlands Anteil an der Ausfuhr von Fertigwaren stieg von 13,3 % auf 15,6 % in den letzten beiden Jahren; Großbritanniens Anteil fiel von 21,3 % auf 19,8 %. Deutschlands Auto-Ausfuhr übertraf Großbritanniens und stieg von 54 Millionen Dollar 1950 auf 331 Millionen Dollar 1955. Großbritanniens Autoausfuhr stieg nur von 301 Millionen Dollar auf 316 Millionen Dollar.

Die Deutschen haben dauernd Einbrüche in Britanniens Märkte in Europa und Asien gemacht, Westdeutschland übertrifft schon Britannien um eine Nasenlänge in Lateinamerika und ringt dort mit den USA um den ersten Platz. In den USA verkauft Westdeutschland jetzt mehr Fahrräder als Britannien, das einmal das Monopol in dieser Hinsicht hatte. Unter Ausnutzung von Englands Schwierigkeiten im Nahen Osten haben die Deutschen sich dort vieler britischer Märkte in Iran, Syrien, Aegypten und Irak bemächtigt. Die deutsche Ausfuhr nach Britanniens eigenen Kolonien stieg um 50 % zwischen 1953 und 1955 und die deutschen Verkäufe nach Australien haben sich in den letzten zwei Jahren verdoppelt.

So beunruhigt ist Englands Handels-Amt, daß es kürzlich Sachverständige um Erklärung gebeten hat. Ergebnis: Die britische Arbeit ist teurer und die britische Verkaufstechnik ist weder so draufgängerisch noch so wirksam wie die deutsche. Während die britische Produktion seit 1950 um 18 % gestiegen ist, sind die britischen Preise um

---

*) **Einfuhr und Ausfuhr 1955 (in Millionen Dollar):** USA 11.406—15.409, Großbritannien 10.557 — 8.135 (!), Bundesrepublik 5.793—6.138, Frankreich 4.688—4.798, Kanada 4.774—4.410, Holland 3.208—2.687, Belgien / Luxemburg 2.830—2.765, Italien 2.706—1.856, Japan 2.471—2.011.

Zu diesem Thema meldet DPA am 2. 10. 56 aus London:

„Bringt die britischen Truppen nach Hause. Zwingt Westdeutschland, selbst für seine Verteidigung zu sorgen. Es kann es sich leisten." So kommentierte der konservative „Daily Expreß" die Meldung, daß die Bundesrepublik jetzt in der Lieferung von schweren Maschinen, die von der Weltbank finanziert wird, an die zweite Stelle gerückt und Großbritannien auf den dritten Platz zurückgefallen ist.

Die Zeitung schreibt: „Es ist das jüngste Zeichen der wachsenden industriellen und finanziellen Stärke Deutschlands. Dieses Land hat bereits mehr Gold und Dollar als irgendeine europäische Nation. Es hat Ueberschüsse gegenüber jedem anderen Land auf dem Kontinent im Rahmen der Europäischen Zahlungsunion. Was ist der Grund für dieses neue und schnelle Wachsen der deutschen Macht in der Welt des Handels?

Er ist, daß Deutschland kein Verteidigungsprogramm hat, das Lasten an Geld, Arbeits- und Materialaufwand bedeutet. Andere Nationen geben Millionen für diese Zwecke aus. Und das Mittel zur Abhilfe? Bringt die britischen Truppen nach Hause, zwingt Deutschland selbst für seine Verteidigung zu sorgen. Es kann es sich sehr gut leisten."

43 % geklettert. In Deutschland hat sich der Ertrag pro Mann seit 1950 um 39 % gehoben. Aber der Wochenlohn in Deutschland beträgt im Durchschnitt 21 Dollar gegen 28 Dollar in Britannien. So können die Deutschen eine Tonne Rohstoffe schneller und billiger in Ausfuhrwaren verwandeln. Britannien verbraucht 9,5 % seines Brutto-Nationaleinkommens für Verteidigung, Westdeutschland bezahlt nur 4 % für Aufrüstung, herabgesetzte Besatzungskosten und Kriegsentschädigung an Israel, Westdeutschlands Industrie verfügt über eine größere Arbeiterreserve, und das macht es den deutschen Gewerkschaften schwer, höhere Löhne herauszuholen, es hat auch größere Steuervergünstigungen und weniger Bürokratie. Die Ansprüche der einheimischen Verbraucher sind in Britannien größer. Und die deutschen Maschinen, die vielfach modernstem Automation-Standard entsprechen, vielfach neu nach dem Kriege angeschafft, sind oft leistungsfähiger als ihre britischen Gegenstücke. In Lieferzeiten und Aufmachung für den Verkauf sind die Engländer zurückgeblieben. Einige britische Schwerindustrien haben Lieferzeiten bis 1960."

Obwohl es am Ende des Artikels heißt: „Die richtige Lösung unserer Probleme liegt nicht so sehr in der Konkurrenz mit Westdeutschland, sondern in der Zusammenarbeit mit ihm," erinnert diese geschickte Aufmachung von Zahlen unheimlich an jene Artikel der britischen Presse vor dem Ersten Weltkriege, die in der deutschen Handelskonkurrenz die Gefahr für England sahen.

Inquisition in West-Berlin

Noch immer treibt in Westberlin unter der Schirmherrschaft des Innensenators Lipschitz die Spruchkammer ihr Unwesen. So verurteilte sie jetzt den weltweit anerkannten Bühnenbildner Benno von Arent zu DM 10.000.—. Der Verurteilte darf weiterhin auf sieben Jahre kein öffentliches Amt bekleiden, darf auf Lebenszeit keine Pension beziehen, darf sich weder als Regisseur, Filmproduzent, Verleger oder Lehrer betätigen. Die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden" schreibt zu dieser Kulturschande: „Arent war ein von den jüdischen Theaterdirektoren Berlins besonders geschätzter ... Bühnenbildner ... Von Arent war gleichsam ein Mitglied des intimen Kreises der Direktion der Saltenburger-Bühnen, die fünf oder sechs der besten Berliner Theater umfaßten. Jahre hindurch lebte er in engstem künstlerischem und menschlichem Kon-

---

takt mit dem Direktor und den Mitgliedern der Direktion, die wie der stellvertretende Direktor Dr. Robert Klein und der Chefdramaturg Otto Zarek, Juden waren. Und trotzdem (hier irrt Karl Marx II., nicht „trotzdem“ sondern „deshalb“, d. V.) hatte er insgeheim die Bindung an die NSDAP vollzogen ... Jetzt, da das Urteil auf Grund der Rechtslage (!) gefällt ist, sollen diese moralischen Momente erwähnt werden — auf daß die Nachwelt nicht vergesse, was einmal möglich gewesen ist.“ — Wer den Sumpf sittlicher Zersetzung und offener Pornographie an einem Großteil des jüdisch dominierten Berliner Theaterlebens der Weimarer Republik kennt, versteht, warum von Arent Nationalsozialist wurde. Nun kam die späte Rache der damaligen — und z. T. auch heute wieder — Theaterpäpste mosaischen Glaubens. Doch messen sie mit zweierlei Maß: Denn die „heimlichen Widerständler“, die im Dritten Reich in die „innere Emigration“ gingen, wurden überhäuft mit — wenn auch verstaubtem — Lorbeer. Die Deutschen aber, die Einblick erhalten hatten in die inneren jüdischen Zirkel und nun „insgeheim die Bindung an die NSDAP vollzogen“, werden verurteilt. Glaubt denn Karl Marx II., seine Sache sei so viel besser als die Sache Hitlers? Marx kämpft für die Macht der Juden über Deutschland — Hitler kämpfte für die Macht der Deutschen über Deutschland! Das ist alles — der Rest ist Propaganda oder Schmonzes ...

Das Vermächtnis Einsteins

Wir entnehmen dem Brief eines bekannten deutschen Universitätsprofessors folgende Absätze:

„Manchmal fragt man sich am Morgen, ob nicht überhaupt am Abend die Welt, die wir kennen, verschwunden sein und nur eine riesige, schwarze Todeswolke über das Universum treiben wird ...

Denn die Atomvernichtungsgefahr ist jetzt wirklich ins Schreckensvolle gewachsen. Man mag in tausend Dingen ein Gegner der Sowjets sein — aber mit ihrer Forderung, die Atomwaffen zu ächten und unverzüglich mit jedem Atomversuch aufzuhören weil der ganze Erdball dadurch in Sterbensgefahr gerate, sind sie im Recht. Erst jetzt wird aus unterrichteten Kreisen bekannt, daß der Atomversuch am Pfingstmontag 1956 nicht nur zum Teil schiefgegangen ist, sondern daß dieses Experiment ‚Cherokee‘ (geschmackvoller Weise gab man ihm den Namen eines von den Nordamerikanern nach empörenden Vertragsbrüchen fast völlich ausgerotteten Indianervolkes), die Explosion der bisher größten Wasserstoffbombe, Kräfte freigesetzt hat, die man nicht mehr unter der Kontrolle hat. Nicht nur, daß das äußere Bild der Explosion grauenhaft war — erst zeigte sich ein erkennbares Schwert, dann wurde es zum Fragezeichen, und schließlich erschien der Atompilz als deutlich sichtbarer Totenkopf — die frei gewordene Radioaktivität ist diesmal in der Atmosphäre zerstrahlt und treibt um die Erde. Der bedeutende nordamerikanische Physiker Ralph Rapp betonte, es wäre ‚besser gewesen, wenn die Radioaktivität von den weiten Meeresflächen des Stillen Ozeans aufgenommen worden wäre, statt in die Atmosphäre aufzusteigen. Denn von dort wird sie über alle Erdteile getragen, wo sie sich herabsenkt und zu verstärkten Witterungsstörungen und Krankheitserscheinungen führt“. Das ‚verrückte Wetter‘, aber auch Krankheitswellen zeigen, daß das Leben der Erde ernstlich gestört ist. Auf einer Pariser Aerztekonferenz im Juni 1956 wurde offen ausgesprochen: ‚Seit kurzer Zeit kann jeder von uns über Nacht atomkrank werden; ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß es Tausende von Atomkranken bereits gibt, die nur von ihrer Krankheit noch nichts merken.‘ Es scheint, als ob vor allem die Lepra sprunghaft infolge von Atomeinwirkungen ansteigt. Auf der gleichen Konferenz wurde auf einen ‚fernöstlichen Staat‘ verwiesen, wo unter der Einwirkung atomarer Strahlungen die Zahl der

---

Leprakranken von 2000 im Jahre 1953 schlagartig auf 25 000 im Jahre 1955 gestiegen sei. Prof. Dr. Hermann Muller, Nobelpreisträger, der bekanntlich von der Polizei der amerikanischen Atomenergie-Kommission gehindert wurde, seine Wahrheit über die schweren biologischen Gefahren durch die Atombomben auf der Genfer Atom-Konferenz vorzubringen, erklärte nach dem verbrecherischen Versuch vom Pfingstmontag: ‚Wenn diese Praxis beibehalten wird, besteht für 80 % der gesamten Menschheit die Gefahr, daß ihr Leben tödlich bedroht ist. Auch ohne Atombombenkrieg besteht eine akute Gefahr für alles Leben auf der Erde.‘ ‚Contemporary Press‘ betont: ‚Mit drakonischer Strenge wird von den zuständigen Stellen, welche die Atombomben-Experimente durchführen, darauf geachtet, daß die Wahrheit über diese Vorgänge nicht bekannt wird. Wer die genaue Wahrheit jedoch kennt, dem stehen vor Entsetzen die Haare zu Berge. Weder moralisch noch völkerrechtlich hat ein Staatsmann das Recht, Mittel anzuwenden, die nachweislich den ganzen Planeten radio-aktiv verseuchen, das Klima und die Ernten verderben, die Gesundheit aller Menschen schädigen und das gesamte Leben auf der Erde aufs schwerste gefährden.‘ —

Die ganze Menscheit ist jetzt unmittelbar mit der Vernichtung bedroht. Das ist das unverkennbare Vermächtnis Albert Einsteins, der Präsident Franklin D. Roosevelt zur Herstellung der ersten Atombomben veranlaßte.“

Sollen Kretins heranwachsen?

Unter der Ueberschrift „Es geht um die kommenden Generationen“ nimmt der REICHSRUF vom 21. 7. 1956 Stellung zu der Erklärung des Bonner Innenministers Dr. Schröder, „gesundheitsschädliche Einwirkungen durch radioaktive Verseuchung der Luft seien bisher in der Bundesrepublik nicht festgestellt worden“. Darin heißt es u. a.:

„Da ist z. B. Prof. Dr. Bechert von der Universität Mainz, der nüchtern darauf hinweist, daß in Südwestdeutschland von März bis Juni 1954 mindestens 25 Prozent Regen gefallen ist, der einen stärkeren Anteil an Radioaktivität enthielt, als bei Trinkwasser noch für ungefährlich angesehen werden kann. Nun gibt es aber Gegenden in Südwestdeutschland, in denen Regenwasser als Trinkwasser benutzt wird ... Chefarzt Dr. med. habil. Manstein in Detmold hat die Dinge recht klar genannt: „Uns zu erzählen, daß keine Einflüsse durch die Atomversuche vorhanden sind, ist eine Verlogenheit. Solche unsinnigen Behauptungen kann man wissenschaftlich widerlegen.“ Er meint, die Machthaber in den verantwortlichen Ländern müßten mit allen Mitteln gezwungen werden, ihre unheilvollen Versuche mit Atombomben einzustellen.“

Pressepolitik der Suezkanal-Gesellschaft

Die Zeitschrift ZEITUNGS-VERLAG UND ZEITSCHRIFTEN-VERLAG, Bad Godesberg, vom 22. 9. 1956:

„Die im kommunistischen Fahrwasser schwimmende Pariser Tageszeitung „Libération“, die unter der Leitung des progressistischen Abgeordneten d'Astier de la Vigerie steht, ist am 30. 8. mit der Mitteilung hervorgetreten, der Generalsekretär der Suezkanal-Gesellschaft in Paris habe ihr einen Scheck von 100 000 Francs überwiesen und diese Spende als Gegenleistung für den Abdruck von Communiqués bezeichnet. Ein solcher Korruptionsversuch müsse zurückgewiesen werden. Am 31. 8. meldet eine ganze Reihe von Zeitungen den Eingang von Schecks im gleichen Betrag. Der „Figaro“ fügt bei, er habe das seltsame Geschenk sofort der Suezkanal-Gesellschaft zurückgeschickt. Der „Franc-Tireur“ erklärte, er werde den Scheck nicht einlösen, sondern ihn seinem Archiv einverleiben und als Beispiel einer veralteten Methode zur Beeinflussung der Presse aufbewahren.“

Japanische „Soka-Gakkai“

Augenscheinlich handelt es sich bei dem Bericht der SUNDAY TRIBUNE aus Tokio um ein Ausweichen des japanischen Nationalismus in religiöse Tarnung. Genannte Zeitung schreibt am 29. 7. 1956 unter der Ueberschrift „Neuer Hitler-Kult fegt über Japan“:

„Eine neue Religion im Hitlerstil fegt über Japan. Bekannt unter dem Namen SOKA-GAKKAI ist diese militärische Neue Religion aufregend groß in den Gemeinden des Nordens geworden, so daß der Reichstag eine Untersuchung angeordnet hat. Was man fand, war etwas erschrekkend, selbst für die duldsamsten Japaner. Die SOKA-GAKKAI steigerte ihre Mitgliederzahl von 5000 auf 500 000 in weniger als

vier Jahren. Sie bedroht nun alte, gesicherte Religionen wie Shintoismus und Buddhismus durch ihre rücksichtslose Werbung, durch die sie Tausende von Uebertritten wöchentlich erhält. Ihre 34 000 Jugend-Mitglieder machen Banzai-Angriffe auf andere Religionen. Die Mitglieder der Jugend-Organisation nennen sich ‚Kamerad', aber es besteht keinerlei Anhalt dafür, daß die SO-KA-GAKKAI etwa kommunistische Bindungen hätte. Eher gehört sie auf die äußerste Rechte. Die Kameraden sind in Regimenter wie in der Armee geordnet — jedes hat seine Fahne. Sie grüßen einander durch Aufheben des Armes, wie die Hitlerjugend. Sogenannte Sport-Einheiten sind mehr militärisch als sportlich. Die jungen Männer fechten, die Mädchen führen ‚Kriegstänze' mit Holzschwertern auf. Die Sekte hat eine erschreckende politische Macht auf örtlicher Grundlage entwickelt, hütet sich aber, ihre politischen Glaubenssätze etwa zu veröffentlichen, damit sie nicht von der Regierung wegen antidemokratischer Tätigkeit aufgelöst wird."

Moraltheologe ohne Moral

Vor Jahresfrist erlebte ein schnell umstrittenes Buch in Westdeutschland einen ansehnlichen Verkaufserfolg. Die Manager der öffentlichen Meinung warben in ihren Gazetten und Rundfunkanstalten eifrig dafür. Das Buch hieß: „... und führen, wohin du nicht willst ..." Es gab vor, das Kriegsgefangenenerlebnis in Rußland zu schildern. Da es pronociert im Stil der „Bekennenden Kirche" geschrieben war, wurde es bald zum Modebuch gerade jener Kreise, die nach der deutschen Niederlage sich ungeniert ihrer Reichsfeindschaft brüsteten oder sie sanktionierten. Geschrieben hatte es der politisierende Theologie-Professor Helmut Gollwitzer. Ein Mann, der nach Rückkehr aus sowjetischer Gefangenschaft, in Fortsetzung des Karl Barth'schen Linksradikalismus, sich nicht genug darin tun konnte, das nationale Deutschland zu diffamieren.

Inzwischen ließ der Zufall, der bekanntlich nicht schläft, bekannt werden, daß gegen Gollwitzer ehrenrührige Vorwürfe aus Kreisen seiner Mitgefangenen vorliegen. Zur Abwehr einer typisch Gollwitzer'schen Attacke sah sich der Verband der Heimkehrer in seinem Verbandsorgan „Der Heimkehrer" (22. 9. 1956) gezwungen, die Oeffentlichkeit auf das Vorliegen von Vorwürfen gegen Gollwitzer, die gegen ihn wegen seiner menschlichen Haltung in der Kriegsgefangenschaft erhoben worden sind, hinzuweisen.

Eine Reihe von Mitgefangenen hatte sie bereits Mitte Januar 1956 in der 17. VdH-Diskussionswoche erhoben: „Es wurde über das haltlose Auftreten Gollwitzers in der Gefangenschaft gesprochen. In dessen Auftrag gab Karl Rauch wörtlich folgende Erklärung zu diesem Fragenkomplex (!) ab:

„Er (Gollwitzer) hat in der Gefangenschaft mehr Vergehen begangen, als der Oeffentlichkeit bekannt sind, diese wolle er aber erst vor einem höheren Richter verantworten."

Ist das nun Zynismus, oder nicht? Ist das nun feige, oder nicht? Bisher ist es in Westdeutschland üblich gewesen, solche und ähnliche menschliche Versager in den sogenannten „Kameradenschinder-Prozessen" zur Rechenschaft zu ziehen. Wenn im Falle Gollwitzer davon Abstand genommen worden ist, so haben die Heimkehrer Staat und Kirche gegenüber eine entgegenkommende Zurückhaltung bezeigt, die als einmalig bezeichnet werden darf.

Schützt das Kind!

Der Direktor der Essener Kinderklinik, Professor Dr. med. O. Bossert, legte mit einem Vortrag vor Akademikern in Düsseldorf mit seinen Ausführungen über das Kind in der Großstadt die Finger auf brennende Wunden.

Ganz anders als das mit Boden und alten Sitten eng verbundene Landkind, das in und mit der Natur aufwächst, gleicht das Großstadtkind heute einem Treibhauspflänzchen, das zwar sämtliche Autotypen, aber nicht Weizen von Roggen unterscheiden kann. Hetze und Hast weichen nie von den Kindern, Lärm umgibt sie pausenlos, weite gefahrvolle Schulwege müssen sie täglich zurücklegen, die dazu geführt haben, daß die Verkehrsunfälle heute an der Spitze aller Todesursachen bei Kindern liegen.

30 000 Klassenräume fehlen in der Bundesrepublik. In den Schulklassen der großen Städte findet man 50 Kinder und mehr. 75 v. H. aller Schulen arbeiten außerdem schichtweise, 40 v. H. der Schulen haben keine Turnhalle und bei weiteren 40 v. H. aller Großstadtschulen wird die Höchstfrequenz der Schülerzahl überschritten. Ein so unruhiger Schulbetrieb führt zu gesundheitsschädlichen Folgen, da er jedes Einspielen des Organismus in einen gewohnten Tagesrhythmus zerstört und Krankheiten verursacht.

Bei den gegebenen Zuständen sowohl daheim wie auch in der Schule erscheint so manchem jungen Wesen die Flucht als der letzte Ausweg aus der inneren Not. Gegenwärtig rücken in der Bundesrepublik ungefähr 40 Schulpflichtige wöchentlich von zu Hause aus.

Eingehende Untersuchungen in einer Halbmillionenstadt des Ruhrgebietes haben ergeben, daß hier 2918 Kinder in Kellern, Ruinen und Erdlöchern hausen, mehr als 33 000 Kinder dieser Stadt haben keine eigene Schlafstätte und 3500 müssen in einem Raum mit mehr als 6 Personen schlafen, wobei sie das enge Zusammenleben mit den Erwachsenen ihre Kindlichkeit viel zu früh verlieren läßt. Dazu kommen Reizüberflutungen durch Jazzmusik und Verbrecherfilme und die große Seuche der Comic-books.

Professor Dr. Bossert gibt auch die Möglichkeit bekannt, womit ein Wandel in diesen erschütternden Verhältnissen herbeizuführen wäre: Viele neue Schulen mit viel Licht und Luft, Beseitigung der Slums, Schaffung von Spiel- und Sportplätzen, Einrichtung einer großen Zahl von Jugenbüchern, weitere Jugendheime, Bewahrung der Kinder vor der Reizüberschwemmung durch Radio, Kino und sensationell aufgemachte Lektüre, und vor allem müßten die Eltern wieder mehr Zeit haben für ihre Kinder, sich viel mehr um sie kümmern und ihnen die vielgepriesene „Nestwärme" wieder zu schaffen versuchen. Sie dürfen keine sinnlosen geistigen und körperlichen Anforderungen an die Kinder stellen, und man müßte die Naturverbundenheit des Kindes wekken und fördern durch Wandern, durch Haustierhaltung, wo es möglich ist durch Gartenarbeit, und immer durch Blumenpflege, denn „der Geist des Elternhauses begleitet jeden Menschen sein Leben lang".

G. R. (lk)

Kleine Umschau

(Militärpolitisches Forum, 31. 8. 1956)
Keine rechtliche Grundlage ... Der amerikanischen Soldatenzeitung „The Stars and Stripes", Ausgabe für die in Europa stehenden Streitkräfte, entnehmen wir folgende aufschlußreiche Notiz: ... Bonn, 11. Juli. — Die westliche Regierung hat alle legalen Ansprüche von 3194 deutschen Müttern, die nach einer Vergewaltigung von Soldaten der alliierten Besatzungsarmeen einem Kind das Leben geben mußten, zurückgewiesen. — Innenminister Gerhard Schröder beantwortete eine Anfrage im Parlament dahingehend, daß öffentliche Wohlfahrtsorganisationen und nicht der Staat für diese Mütter und Kinder Sorge tragen müßten. — Schröder erklärte auf Grund einer kürzlich durchgeführten bundesstaatlichen Untersuchung, daß 3194 in Westdeutschland und Westberlin lebende Frauen seit 1945 von alliierten Soldaten vergewaltigt worden waren und darauf Kinder geboren hätten. Er erklärte, daß für die Bundesregierung keine rechtliche Grundlage bestehe, für diese Kinder oder Mütter sorgen zu müssen. Aber er setzte hinzu, daß die Wohlfahrtsorganisationen schon aktiv eingegriffen hätten, um zu helfen. Er fügte noch hinzu, daß die sozialen Probleme, welche durch diese Fälle entstanden, jeweils nur individuell behandelt werden könnten. — Leider wurde durch den Herrn Bundesinnenminister nicht erläutert, wieviele dieser vergewaltigten deutschen Frauen und Mädchen einen farbigen Mischling gebären mußten. Eine Vernichtung dieser durch verbrecherische Gewalt diesen Frauen aufgezwungenen Leibesfrucht vor der Geburt ist durch Staatsgesetz verboten. Rechtliche Unterstützung dieser „Mütter durch Verbrechen" durch den Staat wird aber abgelehnt. Sollen doch die Wohlfahrtsorganisationen für dieselben sorgen, oder die eigenen Angehörigen oder die Mütter selbst! Es wird von staatlicher Seite aus anscheinend nicht einmal der Versuch gemacht, die alliierten Rowdyväter zur

Pikanter Irrtum

DI IDISCHE WELT an den WEG: Sehr geehrte Schriftleitung DER WEG: Ab heute beginnen wir, Ihnen regelmäßig unsere Publikation zuzuschicken. Sie ist eine der ältesten in Argentinien und erschien alle zwei Wochen.

In letzter Zeit ist unsere Zeitung bedeutend erweitert und bereichert worden durch Mitarbeiter aus aller Welt und wir werden sie jetzt wöchentlich herausgeben.

Wir bitten Sie deswegen, uns Ihre geschätzte Publikation zu schicken, an der wir ein großes Interesse haben.

Wir danken Ihnen im voraus und verbleiben

A. Gutntag
Präsident

A. Anton A. B. Fischleder
Sekretär

DI IDISCHE WELT
"EL MUNDO JUDIO"
ORGANO OFICIAL DE LA FEDERACION SIONISTA ARGENTINA
CANGALLO 2194

אידישע וועלט
אפיציעלער ארגאן פון דער
ציוניסטישער פעדעראציע אין ארגענטינע
ט. E. 47-0292

Buenos Aires. 8 octubre de 1956
18 OCT 1956

זייער חשובע רעדאקציע
Der Weg

פון היינט הייבן מ ר אן אייך רעגולער צו שיקן אונדזער געשריפט, וועלכע איז איינע פון די עלטסטע אין ארגענטינע און האט דערשינען יעדע צוויי וואכן.

אין דער לעצטער צייט איז אונדזער צייטונג באדייטנד אויסגעברייטערט און באריי כערט געווארן מיט מיטארבעטער פון איבעראל און מיר טראכטן צו ארויסגעבן די "אידישע וועלט" יעדע וואך.

מיר בעטן דעריבער אונדז צושיקן אייער חשובע צייטונג, אין וועלכער מיר האבן גרויס אינטערעס.

מיר דאנקען אייך פאראויס און בלייבן

מיט דרך-ארץ

א. אנטאן א. ב. פישלעדער
סעקרעטאר

א. גוטנטאג
פרעזידענט

Zahlung der gesetzlichen Alimenten zu zwingen. — Warum wird nicht die Forderung von Seiten der Bundesregierung gestellt und auch durchgedrückt, daß diese Alimente mit zusätzlicher Entschädigung an die vergewaltigten Frauen und Mädchen von den sogenannten Stationierungskosten unserer westlichen Freunde abgezogen werden. Es gehört doch zu den Begleiterscheinungen der Stationierung, daß sich verbündete Soldaten immer wieder mit Gewalt nehmen, was sie freiwillig von deutschen Frauen und Mädchen nicht erhalten."

„— (Europäische Nationale, September 1956). **Wiedergutmachung an Israel unmöglich.** Die Regierung Israels hatte versucht, von Pankow, „vom zweiten deutschen Staat" ähnliche Wiedergutmachungszahlungen zu erreichen, wie sie von Bonn bereits gezahlt werden. SED-Funktionär Girnus begründete die Ablehnung der Zahlungen mit folgenden Worten: „Israel hat bis 1945 als Staat noch gar nicht existiert, folglich hat es sich auch nicht im Kriegszustard mit Deutschland befunden, folglich sind Wiedergutmachungszahlungen an den Staat Israel unmöglich." Punkt — aus! —.

(Union, London, 1. 9. 1956). **Diese 6 Millionen Juden.** Immer wieder seit dem Kriege wurde der Welt gesagt, daß Hitler 6 Millionen Juden ermordete. Diese Ziffer wurde immer und immer wieder erwähnt, um die deutschen Nationalsozialisten zu verdammen, und sie wurde im ganzen Westen hingenommen, ohne nach der Wahrheit zu forschen. — Aber jetzt hat das türkische Blatt „Islamic United Nations" folgendes hierzu zu sagen: „Dr. Cecil Roth, Historiker an der Universität Oxford und einer der Führer des Weltjudentums, erklärte den Juden von Kansas City im Tempel B'nai B'rith Jehuda, am 28. März 1952 (nach Wiedergabe in „Kansas City Star"), daß „jetzt über zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung in der Welt in Amerika lebt'. — Wohin gingen sie? — Zwei Drittel von 18 Millionen (ungefähr die jüdische Gesamtbevölkerung in der Welt) sind 12 Millionen. (Dr. Roth sagte „mehr als zwei Drittel"). Die offiziell angegebene jüdische Bevölkerung von Amerika war 1936 4 641 184. — „Das heißt: von 1936 bis 1952 wuchs Amerikas jüdische Bevölkerung um mehr als 7 Millionen!" Ist das der Platz, wohin die 6 Millionen Juden Adolf Hitlers gegangen sind? Dr. Cecil Roth, prominenter jüdischer Führer, gab zu, daß die jüdische Bevölkerung Amerikas abrupt angestiegen sei. Nun mag er doch einmal erklären, woher sie kam! — (Das Ostpreußenblatt. 15. 9. 1956) **Drei Schmarotzer auf einen Arbeiter in Polen.** Mit dem „Aufbau des Sozialismus"

wächst in den Satellitenstaaten eine schmarotzende Bürokratie auf ... Die wirkliche Produktionsarbeit wird immer mehr überschattet durch Verwaltungs-Wasserköpfe, die das schwache Rückgrat der arbeitenden Menschen kaum noch zu tragen vermag. Ein kürzlich in der „Tribuna Ludu“ veröffentlichter kritischer Bericht über den Bürokratismus in den Maschinen- und Traktorstationen wirft ein Schlaglicht auf die Manie des „Verwaltens“. Da liest man von der MTS Siennica Rozana: Dort gibt es 33 Traktoristen, dem ein Verwaltungsapparat von 62 Personen vorgesetzt ist. „Also zuerst 7 Agronomen. Diese ‚wissenschaftlichen Berater‘ zählen im Durchschnitt 18 bis 19 Lenze ... und wissen von der Landwirtschaft weniger als jeder Bauer. Sie schreiben einfach täglich auf, welche Arbeiten die Traktoristen ausgeführt haben. Dann kommen 5 Brigadiere, 3 Rechnungsführer, ein Magazinleiter für Brennstoffe und einer für Ersatzteile, ein gewöhnlicher Wächter und ein Wächter gegen Feuer, der Werkstattleiter und ein Hauptmechaniker, ein wirtschaftlicher Leiter und 4 Angestellte der politischen Schulung, ein Direktor, mehrere Sekretärinnen, Chauffeure usw.“ — Während für Traktoren und Traktoristen voriges Jahr 400 000 Zloty ausgegeben wurden, verschlang das „Verwalten“ 740 000 Zloty. Durchschnittlich verdient ein Traktorist 841 Zloty im Monat — ein MTS-Verwaltungsangestellter 1123 Zloty. „Trybuna Ludu“ hat noch eine andere MTS-Station besucht. In dieser MTS kamen auf 18 Traktoren 53 Verwalter und ihr Defizit betrug 1955 990 000 Zloty. Einer arbeitet also, und drei schmarotzen ...“

(Nordd. Ztg., 5. 10. 56). Die SPD-Bundestagsfraktion in einer Preseerklärung u. a.: „Das verfehlte Experiment mit den Sonderministern habe die Steuerzahler rd. 3,25 Mill. Mark gekostet, betonte die SPD. Rechne man die gleichfalls überflüssigen Ministerien für Bundesrat, Familienfragen und wirtschaftliche Zusammenarbeit hinzu, dann seien sogar 32 Millionen Mark verbraucht worden, ohne daß man einen Gegenwert auf der andern Seite hätte feststellen können.“ — (Nordd. Ztg., 6./7. 10. 1956). **267 Millionen „provisorisch“ verbaut.** Mit Bitterkeit ist festzustellen, daß die Bundesregierung in der provisorischen Bundeshauptstadt Bonn mit der Hergabe von Mittel für dem Auf- und Ausbau der Ministerien nicht kleinlich war. 1949 hieß es, 3,8 Millionen Mark würden ausreichen, um die Bundesregierung in Bonn unterbringen zu können. Wir können hier nicht die 267 Millionen DM aufschlüsseln, aber einige Posten seien herausgegriffen, weil daran die Großzügigkeit unseres Bundesfinanzministers ermessen werden kann, die wir bei anderen Gelegenheiten schmerzlich vermissen. 30 000 000 Mark: Verlegung des Bundespostministerums von Frankfurt (Main) nach Bonn. 143 000 000 Mark: Wohnungen der Bundesbediensteten. 5 000 000 Mark: Neubau des Bundeskanzleramtes. 5 000 000 Mark: Neubau des Bundespresseamtes. 15 000 000 Mark: Neubau des Auswärtigen Amtes. 11 000 000 Mark: Neubau des Bundesfinanzministeriums. 3 000 000 Mark: Bau des alten Verteidigungsministeriums. 650 000 Mark: Umbauten im Innenministerium. — (Nordd. Ztg., 5. 10. 1956). **Zerrspiegel des Christentums.** Der Bolschewismus sei eine „Religion“, in der sich das Verhalten der Christen widerspiegelt, sagte Pastor Otto von Huhn (Bad Godesberg) in Lüneburg zum Abschluß des 7. Carl-Schirren-Tages vor mehreren hundert Mitgliedern der deutschbaltischen Landsmannschaft. Der Theologe, der im vergangenen Jahr nach 11jähriger russischer Gefangenschaft heimkehrte, vertrat die Auffassung, daß der Bolschewismus sich alle Vorbilder des Christentums im weltlichen Sinne zu eigen macht. Angefangen von der Bilderehrung bis zur Inquisition habe er alle äußeren christlichen Merkmale übernommen. Die „Bücher der Weisheit“ von Marx und Engels sollten das Alte und Lenin als „Erfüller‘ das Neue Testament verkörpern. Die Partei sei die „Kirche“, der sich alles beuge. Beichte und Absolution finden ihren Ausdruck in Selbstkritik und Vergebung durch den Staat. Nach Meinung des Pastors hat die Kirche durch den mißglückten Versuch, einen Staat Gottes auf Erden aufzubauen, dem Marxismus den Weg geebnet. Die Christenheit sei heute angeklagt, denn sie habe nichts mehr gemein mit Christus. Christentums sei zu einem Wort geworden, das die bürgerliche Welt zur Verbrämung ihres Daseins bei Hochzeiten und Taufen verwende. Pastor von Huhn forderte die Christenheit auf, sich von der „Pastorenkirche“ abzuwenden, um zur echten christlichen Gemeinschaft zurückzufinden. Sonst sei es nicht ausgeschlossen, daß sich auch die westliche Welt eines Tages gegen die Kirche wende, weil das Christentum versuche, die Massen auf einer kindlich-primitiven Stufe festzuhalten. Mit falschen theologischen Entscheidungen könnten politische Entscheidungen vorbereitet werden, die ein Meer von Blut folgen lassen. —

Gespräch mit dem Leser

ZU „KERNSAETZE EINER ORGANISCHEN WELTANSCHUUNG"
(WEG 5/1956)

„Ich bin über 70 Jahre alt und kann mich noch recht gut entsinnen, wie vor 50 Jahren in Deutschland die Sozialdemokratische Partei Weltanschauungsbüchlein in Millionen Ex. verteilten, die denselben Krampf verzapften wie die Kernsätze im WEG. Es waren Pamphlete von Juden-Schreiberlingen verfaßt, um den deutschen Menschen mit Sumpfblasen aufzublähen ... Denselben Eindruck machte uns Frau Ludendorff mit ihrem Buch „Der Jude Jesus Christus" u. a. Ob nun ohne oder mit Absicht förderte sie die weltanschaulich-politischen Interessen der amerikanischen Judenhierarchie. Es ist selbstverständlich, daß man Lehre und Treiben der finsteren Kirchenhierarchie streng unterscheiden muß von Lehre und Person Christi, der ohne Zweifel der weitaus bedeutendste und echteste Judenkenner war. Wie kommen Deutsche dazu, diesen größten und mächtigsten Zurückweiser der weltjüdischen Aggression verächtlich zu machen? Schwimmt etwa auch die WEG-Redaktion im Fahrwasser des Großjudentums? Denn bei näherem Hinsehen muß man doch erkennen, daß von den obengenannten Kernsätzen, so man sie zueinander in innere Relation bringt, der eine den anderen desavouiert und annulliert! Ein Produkt ohne Geist und Sinn! Weltanschauliche Epilepsie! Ungenießbar! Wäre ich in der Redaktion gesessen, hätte dies Produkt nie an die Luft kommen dürfen ... Alle übrigen Produktionen sind meist sehr gut und darum möchten wir dem WEG nicht gerne absagen."

Ing. Lois A. Knöpfler, Eldorado-Misiones.

*

„POSITIV DENKEN"
(WEG 6/1956)

„Es darf aber nicht vergessen werden, wie notwendig die andere Arbeit ist, die sich mit dem „Negativen" befassen muß. Wir wären wohl alle nur zu froh, wenn wir endlich an die positive Arbeit gehen könnten und uns mit all dem Häßlichen nicht mehr zu befassen brauchten. Man kann aber kein Haus bauen, ohne vorher den Schutt vom Bauplatz zu räumen. Wie es heute auf unserem „Bauplatz" aussieht, das ist wohl hinreichend bekannt. Hier nicht die ganze negative Wirklichkeit sehen wollen, hieße in unserem Bau, falls er so überhaupt möglich ist, die Bruch- und Einsturzstellen von vornherein anzulegen. Vergessen wir nie, daß schon einmal eine Verräterclique sich in den Schlüsselstellungen des Reiches festsetzen, das Reich stürzen und die größte Not über Deutschland und Europa bringen konnte, weil über der positiven Arbeit das Negative nicht genügend beachtet wurde! Diese Unterlassung hat sich furchtbar gerächt. Sie ist die eigentliche „Schuld" der Führung des Dritten Reiches. — Der einzige Weg, das Fernste zu erreichen, ist, das Nächstliegende zu tun. Erst wenn die Fundamente r e s t l o s vom Schutt und Unrat der Gegenwart befreit sind, d ü r f e n wir bauen!

Gerade die Beiträge im „WEG", die die oft so erschreckende Wahrheit erbarmungslos aufzeigen, sind eine unentbehrliche Hilfe für jeden, der in mühevoller Kleinarbeit den Lügen unserer Feinde entgegentritt. Ich habe es selbst mehrfach erlebt, wie z. B. junge Deutsche, die gläubig die demokratischen Propagandalehren vertraten, mit denen manchmal kaum zu sprechen war, stumm und nachdenklich würden, wenn ich Ihnen den „WEG" zu lesen gab. Besonders wirksam waren z. B. „Der Bischof und die Witwe" und „Aus Hollands heimlichen Höllen". Ganz hervorragend sind auch die Beiträge von Wolf Sievers, Paul Beneke und Paulus van Obbergen. Hier wird ein Kernproblem angesprochen, dessen Lösung von entscheidender Bedeutung für den Neubeginn unserer positiven Arbeit ist. Heute leistet noch immer d e r die positiveste Arbeit, der Spaten und Spitzhacke zur Hand nimmt und gründlich mit dem Unrat aufräumt.

Bruno Lüdtke, Osnabrück.

*

Zu Wolf Sievers:

„DIE FALSCHEN DOKUMENTE DES MAJORS MARTIN"
(WEG 7/1956)

Wolf Sievers erwähnt in seinem Artikel „Die falschen Dokumente des Majors Martin" auch die Vorgeschichte zu der alliierten Landung in Nordafrika im November 1942.

Dazu kann ich folgende Erklärung abgeben:

Ende Oktober oder Anfang November 1942 (das genaue Datum kann ich nicht mehr angeben, da ich bei Kriegsschluß sämtliche Akten meiner damaligen Dienststelle verbrannt habe) wurde ich von befreundeter spanischer Seite über die bevorstehende Landung der Alliierten in Nordafrika mit allen nur denkbaren Einzelheiten unterrichtet. Auf meine Frage, woher diese wichtigen Unterlagen stammten, erwiderte mir mein Gewährsmann, daß er diese Frage nicht

beantworten dürfe, daß aber kein Zweifel darüber bestände, daß alles das, was er mir vertraulich mitteile, sich in Kürze bewahrheiten würde. Es handele sich mit Bestimmtheit um keine Irreführung seitens unserer Feinde.

Am gleichen Tage habe ich die mir mitgeteilten Einzelheiten durch verschlüsseltes Telegramm und durch Kurier schriftlich dem Luftwaffenführungsstab und in meiner Eigenschaft als „Wehrmachtattaché" (dienstältester Waffenattaché) dem Oberkommando der Wehrmacht gemeldet. Ferner gab ich dem deutschen Botschafter Kenntnis von meiner Meldung.

Tatsächlich erfolgte dann die Landungsoperation der Alliierten genau so, wie ich auf Grund der Unterrichtung von befreundeter spanischer Seite meinen vorgesetzten Dienststellen gemeldet hatte.

Damals war mir der Ursprung dieser Nachricht unbekannt. Erst viele Jahre später las ich in dem Buch des damaligen englischen Botschafters Samuel Hoare, daß ein entsprechendes Dokument in spanische Hände gefallen war, als die Leiche eines englischen Offiziers bei einem Flugzeugabsturz an der spanischen Küste angeschwemmt war. Somit war geklärt, wie mein spanischer Gewährsmann derartig eingehende Kenntnisse von der bevorstehenden alliierten Landung haben konnte.

Als ich Monate später den Chef des Generalstabes der Luftwaffe im Hauptquartier persönlich besuchte, fragte ich ihn, warum denn nichts auf Grund meiner Meldung über die bevorstehende Landung in Nordafrika veranlaßt worden sei. Ich erhielt zur Antwort: „Wir haben Ihre Meldung sofort dem Admiral Canaris übergeben. Dieser hat erklärt, daß die ganze Meldung nichts anderes sei, als eine bewußte Irreführung unserer Feinde. Die Abwehr bekomme so viel verschiedenartige Nachrichten, daß an jeder Stelle Europas und Afrikas Landungen erfolgen könnten. Die vorliegende Meldung aus Madrid sei bestimmt falsch und stehe im Widerspruch zu den vorliegenden Informationen weit zuverlässigerer Dienststellen."

Es besteht also kein Zweifel, daß das Oberkommando der Wehrmacht über die bevorstehende Landung der Alliierten unterrichtet worden ist, der Meldung aber auf Grund der Erklärungen der Abwehr keinen Glauben geschenkt hat. Ob meine Meldung dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, Adolf Hitler, vorgelegt worden ist, weiß ich nicht. Dies ist aber kaum anzunehmen, nachdem Admiral Canaris erklärt hatte, daß diese Meldung mit Bestimmtheit falsch sei.

Später, als man mit der baldigen Landung der Alliierten in Frankreich rechnete, traf ein Telegramm des Chefs des Generalstabes der Luftwaffe bei mir in Madrid ein, in dem ich ersucht wurde, mit meinem Vertrauensmann, der mich seinerzeit richtig über die Landung in Nordafrika unterrichtet habe, sofort Fühlung aufzunehmen und ihn zu fragen, ob er mich über die Landungspläne der Alliierten in Frankreich informieren könne. —

Uebrigens: Philipp v. Kühlenthal war nicht stellvertretender Militärattaché, sondern gehörte ebenfalls zur Abwehr.

Eckart R. Krahmer
(Generalleutnant, szt. Luftattaché an der Deutschen Botschaft in Madrid) San Pedro de Jujuy, Argentinien.

*



D. Dr. Dibelius

D. DR. DIBELIUS

„Seit Juli v. J. bin ich in der glücklichen Lage, Ihre Zeitschrift beziehen zu können und bei dieser Gelegenheit möchte ich es nicht unterlassen, Ihnen meine volle Anerkennung auszusprechen für die Arbeit, die Sie für Volk und Reich leisten. Gott möge es geben, daß Ihre edlen Bestrebungen bald von Erfolg gekrönt sein mögen. Ich glaube, die traditionelle Freundschaft, die mein ungarisches mit Ihrem deutschen Volk verbinden, berechtigen mich so zu reden. Wir sind uns im klaren darüber, daß ein Wiederaufstieg Ungarns eng und unzertrennlich mit einem Wiederaufstieg Deutschlands verbunden ist. Ohne eine feste nationale deutsche Führung gibt es keinen Frieden in Europa. Ich bedaure nur, daß ich Ihre Zeitschrift so spät entdeckt habe, aber ich habe immer versucht, eine ausgesprochene nationale Publikation aus dem jetzigen Deutschland zu erhalten, doch sind meine Bestrebungen im Sande verlaufen. — Vielleicht interessiert Sie noch folgender Hinweis: Am 12. Februar ds. Js. hielt Landesbischof Dibelius/Berlin, der anläßlich des kirchlichen Weltkongresses in Australien weilte, die Predigt in der hiesigen deutsch-evangelischen Kirche. Er sagte nicht viel, aber hielt es für seine Pflicht zu erwähnen, daß er bis zu seinem letzten Atemzug das Unrecht, das dem jüdischen Volke im Dritten Reich ange-

tan worden sei, nicht vergessen könne. Ueber das Unrecht, das den Deutschen nach 1945 angetan worden ist, verlor er kein Wort. Da wettern die Pastoren, daß so wenige Gläubige den Kirchendienst besuchten, sie selbst aber machen es den vernünftig denkenden Menschen unmöglich, ihre Kirche zu betreten. Anbei ein Bild von Bischof Dibelius mit dem hiesigen Pastor Steiniger."

Georg Kimmel,
North Carlton/Australien

*

AUSDAUER

„Jeder Deutsche aufrechter Gesinnung fühlt, daß der WEG nicht nur die wesentlichen Kernprobleme wahrheitsgetreu behandelt, sondern außerordentlich aufklärend und mitreißend wirkt. Daher auch der unüberwindliche Haß der Wallstreet-Demokratie gegen jede nationale Neugestaltung. Deutschland hat keine Regierung, oder doch nur eine solche, derer man sich schämen muß; dafür aber hat es ein tapferes Volk, bestrebt, sich immer wieder aufzurichten. Es wird aber systematisch durch internationale Reptilien ständig geistig-zerrüttet, innerlich müde und ihren zersetzenden Bestrebungen gefügig gemacht. — Es würde für mich eine innere Genugtuung sein, als treuer Bezieher und Gönner wenigstens noch ein weiteres Jahrzehnt Ihrer Arbeit zu erleben, aber hoffentlich unter anderen Perspektiven. Mögen sich nun meine Wünsche dahin erfüllen, daß sowohl Ihre als auch die Ausdauer aller anderen am WEG geistig tätigen Männer nie erlahme: erfolgreich den Reichszerstörern zu trotzen!"

Adolf Wöhl
Buenos Aires

*

USA-ERFAHRUNGEN

„Vor ca. einem Jahr fragten Sie mich, warum ich meinen WEG-Bezug nicht erneuert hätte. Damals störte mich vor allem die Einseitigkeit Ihrer Zeitschrift. Doch ich wollte mit der Antwort warten, bis ich meine Reise durch die Vereinigten Staaten beendet hätte, denn nun kann ich mir ein besseres Urteil bilden. In der Zwischenzeit habe ich mir auch nochmal ‚Mein Kampf' sowie ‚Der internationale Jude' von Ford durchgelesen, das übrigens in den USA nicht zu haben ist. Ihre Zeitschrift bildet dazu eine wirklich einmalige und wertvolle Ergänzung. Es wäre vielleicht außerordentlich wichtig und wertvoll und es würde bestimmt ein Bestseller werden, wenn Sie ein Buch herausgeben würden, welches die Fortsetzung von Fords Werk bilden würde."

Dr. J. B.
Stuttgart

*

BUCHBESPRECHUNGEN

„Bei dieser Gelegenheit muß ich den Buchbesprechungen im WEG meine allergrößte Anerkennung aussprechen. Ich habe mir Ende vorigen Jahres den Luxus der Anschaffung von ca. zehn Büchern geleistet, die ich einzig und allein auf Ihre Buchbesprechungen hin ausgesucht habe. Und soweit ich nun mit deren Lektüre vorangeschritten bin, muß ich bei jedem einzelnen dieser Bücher feststellen, daß Ihre Besprechungen den Nagel auf den Kopf getroffen haben."

Hans Heins
Mexiko

*

KIRCHENFEINDLICHKEIT

„In Ihrer Zeitschrift kommt gelegentlich, besonders bei Buchbesprechungen, eine Kirchen- und Christentums-feindliche Gesinnung zum Ausdruck, wie wir sie in den 30er Jahren in unerfreulicher Weise auch von verantwortlicher Seite in Deutschland erlebt haben. Sollte der eine oder andere Ihrer Herren sich nicht als bewußter Christ fühlen, was natürlich sein gutes Recht als Privatmann wäre, so sollte ihn wenigstens die nationale Verantwortung, aus der heraus der WEG doch geschrieben ist, daran hindern, diese Privatmeinung national verbrämt darin zum Ausdruck zu bringen. Die nationale Not, in die Deutschland durch die Konfessionsspaltung gebracht worden ist, kann mit einer solchen Einstellung nicht behoben werden."

Wolf Thiel
Moçambique

Das Buch

Friedrich Lenz: Zauber um Doktor Schacht. Friedrich Lenz-Verlag, Heidelberg, 1954. Mit einem Vorwort des Verfassers. 155 S., brosch. DM 4.—

Wir bedauern nur eines an diesem Buch: daß es uns erst verhältnismäßig spät in die Hände kam! Denn dies Buch ist ein Meisterwerk. Geschrieben von einem wirklichen Kenner der Materie, einem Menschen, dem Charakter und Heimat über allem anderen stehen, einem Meister der klaren Worte und Sätze. So klarer Worte, auf so tiefen Kenntnissen ruhend, daß es selbst dem alten Zauberer Schacht nicht gelingen wird, diese vernichtende Anklage zu entkräften. Eigentlich schon nicht mehr Anklage, besser: Urteil. Diese schillernde Charakterlosigkeit, dieses Sichselbstbespiegeln in künstlichem Licht, dieses eigensüchtige, skrupellose Verraten eines „Staatsmannes", der seinen Angestellten mit viel Wortgeklingel Treueide abnimmt, die er selbst täglich bricht, dieses Hineinhetzen anderer in Gefahren, denen zu begegnen man selbst nicht den Mut hat, dieses Spiel mit beiden Seiten und möglichst dreifacher Rückversicherung, dieses klägliche Wegeskamottieren unangenehmer Tatsachen aus dem eigenen Leben, dieses Klammern an einem armseligen Dasein wird von Lenz in einer Weise gezeichnet, daß es höchstens noch durch die Worte des Justice Jackson, „Anklagevertreter in Nürnberg", überboten werden kann: „... Schacht stellt den gefährlichsten und verwerflichsten Typ des Opportunisten dar, jenen Typ eines Mannes in einflußreicher Stellung, der bereit ist einer Bewegung, von der er weiß, daß sie ungerecht handelt, beizutreten, nur weil er glaubt, daß sie siegt." Ueber die verdiente „Kennzeichnung" des großen „Zauberers" Schacht hinaus aber, enthält dieses Werk eine solche Fülle von Material, die der Kriegsschuldlüge und Buße-Pose der heutigen deutschen Verantwortlichen ein so eindeutiges Ende bereiten, daß jeder dieses Buch lesen müßte. Und wäre es nur, damit seine Kinder dereinst erhobenen Hauptes einer Welt entgegentreten können, in der Lüge und Unwissenheit unsere und die kommenden Generationen zur Gewissenssklaverei verurteilen wollen. **Basil.**

*

Louis P. Lochner: Die Mächtigen und der Tyrann. Die deutsche Industrie von Hitler bis Adenauer. Verlag Fr. Schneekluth. Darmstadt. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Dr. Th. Büchner unter Mitarbeit von J. K. Thiel. 344 Seiten. Ganzleinen.

Lonis P. Lochner lernte ich als junger Journalist in Berlin 1936 im Auslands-Presse-Klub kennen. Da war er schon fast 20 Jahre Chef vom Berliner A.P.-Bureau, ein alter Hase also, dazu unheimlich geschmeidig, klug und erstklassiger Opportunist. In unserer jugendlichen journalistischen Unschuld hatten wir damals den bestimmten Eindruck, Lochner stände dem Nationalismus nicht unsympathisch gegenüber. Bis nach dem Kriege seine sehr „merkwürdige" amerikanische Uebersetzung der Goebbels-Tagebücher uns belehrten, daß auch er „schon immer dagegen gewesen war."

Im vorliegenden Werk hat Lochner ganze journalistische Arbeit geliefert. Hätten Temperament und persönlicher Geschmack eine Zusammenarbeit zwischen Freda Utley und Lochner erlaubt, so wäre eine kostbare Arbeit dabei herausgekommen. Jetzt ist das Buch nur interessant. Wer die Verteidigung der großen deutschen Industriellen heraus lesen will, kommt auf seine Kosten und wird glaubwürdig bewiesen finden, daß von einer inneren Bindung der großen Industriellen zum Dritten Reich (mit zwei ganzen Ausnahmen) nicht, und sogar von einer äußeren Bindung kaum gesprochen werden kann. Wer aus dem Buch herauslesen will, wie die Großindustriellen wo sie nur konnten, sich den N. S.-Planungen widersetzten und teilweise von einem tiefen Haß so geblendet waren, daß sie nicht sehen konnten oder wollten, wie schon in vielen Fällen vor dem 1. September 1939 N.S.-Planungen zugleich Leben oder Untergang des Großdeutschen Reiches bedeuteten, der findet genug Stoff für einen Bauch voll Wut. Wenn auch die N.S.-Führung sich manchmal ungeschickt angestellt hat den Großindustriellen gegenüber, so kann man nicht unterlassen, sich die Frage zu stellen, was nun wohl geschehen wäre, wenn das Dritte Reich vor oder nach dem 1. 9. 1939 die lebenswichtigen Großbetriebe nicht, wie geschehen, aus großem Respekt vor dem Privatbesitz in den Händen dieser „innerlich feindlich" gesonnenen Großindustriellen belassen hätte, sondern volkseigene Betriebe daraus gemacht hätte. Aber dann hätte Lochner sein Buch in eine einzige Martyrologie umwandeln müssen. Und dann wäre der Krieg vielleicht anders verlaufen ...

Lochner stellt fest, die Industriellen hätten keine N. S.-B e g e h u n g s sünden, höchstens N.S.-U n t e r l a s s u n g s sünden begangen. Wir sind nach der Lesung seines Buches völlig davon überzeugt. Aber in einem genau umgekehrten Sinne als es Lochner meint. So sind wir in einem gemeinder Krieg vielleicht anders verlaufen ... w. sl.

*

Generalfeldmarschall Erich von Manstein: Verlorene Siege. Athenäum Verlag. Bonn. 664 Seiten. Mit zahlreichen Anlagen, Karten, Namensregister. Gzln. DM 22.—

Dieses umfangreiche, sehr lebendig geschriebene Buch umfaßt die gesamte Kriegstätigkeit des Generalfeldmarschalls, von seiner Funktion als Generalstabschef der Heeresgruppe Süd, unter von Rundstedt, in Polen, bis zu seiner Enthebung vom Kommando der Heeresgruppe Süd im März 1944 an der Ostfront.

Wer die „Generalsliteratur" nach dem II. Weltkrieg auch nur annähernd durchgeackert hat, dem wird dieses Buch als eine wahre Offenbarung erscheinen. Hier ist einer der begabtesten (Liddell Hart meint: überhaupt der gefährlichste) deutschen Strategen am Wort, der auf keiner Seite dieses Werkes versucht, eigene Irrtümer zu verteidigen durch Ausflüchte in den Bereich des „Teppichbeißers". Dort, wo der Generalfeldmarschall auf Hitler zu sprechen kommt, geschieht dies stets in maßvoller Würdigung der Person Hitlers, mit großer Anerkennung für dessen außerordentliches Wissen um militärische Dinge, seinen strategischen Instinkt und die Schwierigkeiten, in die er durch gleichzeitige wirtschaftliche und politische Notwendigkeiten in Gegensatz zu militärisch-strategischen Forderungen geriet. Wir weisen auf diesen Umstand hin, nicht etwa, weil wir hieraus eine tiefere innere Verbindung konstruieren wollen zwischen dem Schöpfer des genialen Ardennenplanes im Westfeldzug und seinem Oberbefehlshaber, der sich entgegen aller fachlichen Meinung mit dem ganzen Gewicht seiner Person für die Durchführung dieses Planes und damit für den Sieg im Westen einsetzte. Sondern nur, um einmal mehr festzustellen, daß wirklich verdienstvolle und geniale Generäle es nicht nötig haben, den „Gefreiten" herauszukehren, um sich zu rechtfertigen.

Das Großartige dieses Buches besteht darin, daß es nicht nur eine auf den tatsächlichen Verlauf der Dinge sich stützende Verherrlichung der elastischen höheren Führerkunst ist, sondern außerdem eine Botschaft des höheren Führers an die Offiziere und Soldaten, ja an sein ganzes Volk ist, ohne deren Heldentum, Tüchtigkeit und Pflichtbewußtsein keiner der beschriebenen Siege errungen und keine der grausamen Rückschläge überwunden worden wären. Die Gründlichkeit und Klarheit, womit dieses Werk sowohl generalstabstechnisch, als menschlich und historisch Höhe- und Tiefpunkte aus den westlichen und östlichen Kriegsschauplätzen darzustellen weiß, die bedingungslose Aufrichtigkeit des Menschen, dessen Pulsschlag man in jedem Wort des Strategen-Autoren spürt, machen VERLORENE SIEGE zum bisher wertvollsten Buch der deutschen Kriegsgeschichte 1939—1944. **w. sl.**

AUFFORDERUNG ZUR SUBSKRIPTION

DER IM RAHMEN UNSERER GESELLSCHAFT ERSCHEINENDEN GESAMTAUSGABE LETZTER HAND DER WERKE E. G. KOLBENHEYERS

Die im Jahre 1951 gegründete Gesellschaft der Freunde des Werkes von E. G. Kolbenheyer wendet sich heute, nachdem es gelungen ist, einen Stamm einsatzbereiter und opferfreudiger Gesellschaftsmitglieder zu sammeln, an die deutsche Oeffentlichkeit mit der Ankündigung des ersten Bandes der Gesamtausgabe. Wer sich in dieser Zeit materialistischer Verflachung und der Ausrichtung aller Kräfte auf den Kampf um den Götzen Lebensstandard noch den Sinn für die Bedeutung der Dichtung im Volksleben bewahrt hat, und nur einmal in seinem Leben mit den Werken E. G. Kolbenheyers in Berührung gekommen ist, weiß, was das bedeutet. Der ganze wunderbar verflochtene Organismus der dichterischen und denkerischen Werke E. G. Kolbenheyers soll nun in einer Zeit, wo die Fragwürdigkeiten einer unter Fremdeinflüssen stehenden Nachkriegsphase von allen tiefer Denkenden gesehen werden und erste Zeichen einer Besinnung zu erkennen sind — wieder zugänglich und wirksam werden — wirksam in einem tieferen Sinne als je zuvor. Denn unter der importierten Literatur abbauender, ja aus krankhaftem Trieb zersetzender Geistesrichtung ist die Sehnsucht nach aufbauender, seelisch das Volksleben vertiefender und verinnerlichender Dichtung nur gewachsen. Hier im umfassenden dichterischen und denkerischen Werke E. G. Kolbenheyers findet sie Genügen, nicht nur an den historischen Romanen vom „Gottgelobten Herz" über den „Meister Joachim Pausewang" bis zur Trilogie des „Paracelsus", und dem Spinoza-Roman „Amor Dei", nicht nur an den feinen Erzählungen und Gedichten und am Gedankenwerk des philosophischen Naturalismus der Bauhütte. Darüber hinaus werden nun als Frucht von über einem Jahrzehnt schöpferischer Tätigkeit jene reifen Alterswerke Kolbenheyers dem deutschen Volke zugänglich gemacht, in denen sich sein Dichten und Denken zu einer wundervollen Einheit verbinden. Gleich der erste Band der Gesamtausgabe bringt ein Werk dieser Schaffenszeit. Es handelt sich um die dramatische Tetralogie „Menschen und Götter", die bisher nur in einer kleinen Privatausgabe vorlag. In diesem Bühnenwerk wird der Weg deutscher Gläubigkeit durch die Jahrtausende in vier großen Spielen: Mythus, Eckart, Luther und Hellweg gestaltet und so die Kontinuität eigengearteten Fühlens und Denkens von der mythischen Frühe bis zur logischen Durchdringung der Gegenwart in lebensvollem geistigen Ringen zur Darstellung gebracht. Zugleich wird der erste Band des Gesamtwerkes das Erstlingsdrama Kolbenheyers „Heroische Leidenschaften" enthalten. Um das Werk E. G. Kolbenheyers weitesten Volkskreisen zugänglich zu machen, wird der Preis unserer Gesellschaftsausgabe, die nicht durch den Buchhandel zu beziehen ist, so niedrig wie möglich gehalten. Er beträgt für einen Band DM 9.—, und wir bitten Sie, sich an der Subskription zu beteiligen und nach Möglichkeit noch weitere Gleichgerichtete dafür zu gewinnen.

Der Vorsitzende:
DR. FRIEDRICH SANIDES
Untersiggingen, Kr. Überlingen, Bodensee

Der stellv. Vorsitzende:
DR. WERNER CLAUSSEN
Hamburg-Blankenese, Hoher Weg 8

Der Geschäftsführer:
FRAU MARIE SIBER
Neu-Ulm an der kleinen Donau

Der Schatzmeister:
RUDOLF KLUG
Wolfratshausen vor München, Postfach 7

Die Subskription der Gesamtausgabe letzter Hand der Werke E. G. Kolbenheyers kann erfolgen über:

a) Herrn Rudolf Klug, (13b) WOLFRATSHAUSEN vor München, Postfach 7
b) Herrn Dr. Gerhart von Soos, VELDEN am Wörthersee (Oesterreich)
c) Editorial Dürer S. R. L., Casilla correo 2398, BUENOS AIRES (Argentinien)

Robert Brasillach: Journal d'n homme ocupé (Tagebuch eines beschäftigten Mannes). Französisch. Verlag Les Sept Couleurs, Paris, 1955, brosch., 350 Seiten.

Auch wenn so etwas zur Seltenheit geworden ist: dieses Tagebuch eines politisch denkenden (und zwar sehr klar denkenden) Menschen, der auf der „falschen" Seite stand, ist keine Entschuldigung mit tausend Wenn und Aber, wie es heute die meisten Autobiographien „großer" Männer sind, die zu spät Reu und Leid erwecken. Brasillach sagt: „Ich war dabei, wie auch meine Kameraden. Wir sahen den Abgrund, in den Frankreich stürzen mußte, wir taten unsere Pflicht gegenüber unserem Vaterland wie jeder anständige Franzose. Als wir aus dem Sturz wiedererwachten, hiel en wir es für unsere Pflicht zu verhindern, daß Europa dasselbe Schicksal erlitte und Frankreichs Los damit für Jahrhunderte, vielleicht für immer, besiegelt wäre. Darum standen wir zu Deutschland, darum fielen wir unter den Kugeln der Sowjets und den Messern der ro en Resistance. Wir bereuen nichts, wir taten und tun, was wir vor uns und unserem Land verantworten können. So war es, so sind wir — oder wenigstens die paar von uns, die wir dem großen Schlachten entgingen." Ein Buch eines Mannes.

Basil.

*

Colin Jordan: Fraudulent Conversion, The Myth of Moscow's Change of Heart (Falsche Bekehrung — Der Mythos von Moskaus Charakteränderung). Verlag Britons Publishing Society, London, 1955. Gzln. Seiten 135. Preis 8s.6d.

Der ehemalige Cambridge-Mann und Weltkriegsteilnehmer in der RAF, setzt seinem Buch die Worte des bekanntesten englischen Kulturphilosophen Hilaire Belloc voraus: „Was aber jene Menschen betrifft, die nicht sehen, daß die gegenwärtige bolschewistische Bewegung in Rußland jüdisch ist, kann ich nur sagen, daß dies Menschen sein müssen, die durch die bedauerlichen Unterschlagungen unserer Presse getäuscht werden." Geschickt wie die Einführung, Churchills Worte vom 8. Febr. 1920 über die Juden, verwendet er in seinem Buch fast ausschließlich Aussprüche und Zitate aus jüdischen Zeitungen und aus Reden ihrer Führer. Er behauptet nie, daß alle Juden Kommunisten wären, aber er weist nach, daß einmal der Jude mehr zu der von ihm erfundenen Ideologie neigt und zweitens, die maßgebenden Stellen innerhalb des engeren Führerkreises von Juden besetzt sind. Er widerlegt klipp und klar die immer wieder auftauchende Vorstellung von der „antisemitischen Richtung" des Kommunismus und bringt handgreifliche Beweise dafür, daß zwar Reibungen zwischen kommunistischen und anderen jüdischen Kreisen bestehen können und bestanden, stellt aber ebenso klar unter Beweis, daß diese Friktionen nur auf Antagonismen zwischen den beiden großen Richtungen innerhalb des Judentums zurückgehen, nämlich auf den Kommunismus und den Zionismus. In einer eingehenden Prüfung geht er eines nach dem anderen der kommunistisch beherrschten Länder durch und kommt immer wieder zu dem gleichen Ergebnis: Von einer Judenverfolgung kann nirgends die Rede sein, da sie ja selbst die leitenden Posten innehaben, insbesonders und mit kluger Vorliebe jene, welchesich mit der „inneren Sicherheit" des jeweiligen Landes, also mit der Garantie für dauernde Versklavung befassen. An der Stichhaltigkeit seines mit Namen und Datum belegten Beweismaterials ist nicht zu deuteln, bis auf einen einzigen Punkt, der unserer Meinung nach noch nicht genügend bewiesen ist, um als Tatsache gelten zu dürfen: die jüdische Abstammung Stalins. Wiewohl seine jüdische Verschwägerung, er heiratete R. M. Kaganovich, die Schwester des Juden Lazar M. Kaganovich, feststeht. Und Iman Raguza sagt in seinem Buch „The Life of Stalin", Seite 14, von Stalins Eltern, Besso und Cato Djugachvili: „Ihre Heirat war nicht von Liebe geleitet. Sie folgten lediglich den Landessitten. Catos Vater (mütterlicher Großvater Stalins) war ein jüdischer Lumpensammler in den Bergen von Koutaissi. Er besaß auch einen kleinen Laden." Eine sehr interessante Abhandlung, die gerade durch ihre Hieb- und Stichfestigkeit wertvoll ist und hoffentlich bald auch in anderen Sprachen erscheinen wird.

Blanchier.

*

Fritz Helke. Die letzte Stunde. Rom. Ernst Staneck Verlag, Berlin-Halensee, 1955, 368 Seiten, Gzln. DM. 12.80.

In gekonnter Form baut Helke in diesem Roman das Schicksal von fünf in den Mittelpunkt gestellten Menschen im letzten Kriegsjahr — besser: in den letzten Kriegswochen — auf. Man bemerkt die „Absicht" nur dann, wenn ihm selbst die sich selber gestellte Tendenz zu viel wird. Helke will allen gerecht werden: dem eidtreuen Offizier und der 20. Juli-Figur, dem in eiserner Konsequenz seinem Ende zuführenden S.S.-Offizier und dem wankenden, „humanen" Bourgeois. Aber man liest den Roman mit zunehmendem Interesse. Helke kann schreiben und er versteht es, die Handlung dramatisch zuzuspitzen. Nur selten — aber gerade zum Ende zu — stört die etwas billige „Blut"-Melodramatik. Es ist Helkes Verdienst, bewußt von der schwarz-weiß-Malerei Abstand genommen zu haben. Dennoch wünscht man sein Talent ausgedrückt zu sehen in einem mit weniger — von ihm selber eingeführten — inneren Widersprüchen geladenen Stoff. Das vorliegende Buch ist, wenn kritisch gelesen, durchaus empfehlenswert. w. sl.

*

Mirko Szewczuk, Stars und Sterne. ROROROTaschenbuch-Ausgabe. Rowohltverlag Hamburg.

Eine Galerie von siebzig Karikaturen, die pflichtgemäß, demokratisch und alphabetisch mit Adenauer anfängt und mit dem Sekretär des Teufelsgenerals aufhört, führt Szewczuk auf. Er ist Wiener und hie und da spürt man das auch in seinen Karikaturen, die durchwegs hervorragend gezeichnet sind. Aber Szewczuk hantiert auch mit gutem Erfolg die Feder und in kurzen biographischen Noten umreißt er seine Figuren. Seine Karikaturen sind durchwegs humorvoll, sein Text ist des öfteren sehr sarkastisch. Dieser Sarkasmus in der Karikatur von z. B. Churchill angewendet, hätte uns dichter zu einer Art Wahrheit gebracht, der auch Szewczuk, gerade auf Grund seiner großen Begabung, zu dienen hätte. Wir verlangen damit nichts Unmögliches von ihm, denn man braucht sich z. B. nur die Molotow- oder die Hundhammerkarikatur anzusehen, um zu wissen, daß er tiefer als die „gemütliche" Oberfläche zu schauen weiß, um gar nicht zu reden von der Unterlippe von Onassis, den Backen von Malenkow, den Augen von der Hutton, dem Mund von Gründgens ...

Mit anderen Worten: wir warten mit Spannung auf Szewczuks zweite Galerie. w. sl.

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch.

IM DÜRER-VERLAG, Buenos Aires (Editorial Dürer S. R. L.). **Schriftleitung:** Valentín Vergara 2547, Buenos Aires - Florida, F.N.G.B.M. **Telefon:** 740 - 8016. **Postanschrift nur:** Casilla de Correo 2398, Buenos Aires. **Satz und Druck:** Imprenta Mercur S. R. L., Rioja 674. Buenos Aires. — Bei Nichterscheinen der Zeitschrift aus Gründen höherer Gewalt haftet der Verlag nicht für die Rückzahlung der Bezugsgelder. Die in den Beiträgen ausgedrückte Meinung stellt nicht unbedingt die Ansicht der Schriftleitung dar.

Se terminó de imprimir el 25 de enero de 1957.

der Weg

JAHRES-INHALTSVERZEICHNIS 1956

Beiträge in spanischer Sprache

Vorsprüche

Grundsätzliches

Politik, Geschichte, Zeitgeschichte

Wissenschaft, Wirtschaft, Weltkunde

Geschichte des deutschen Volkes — Deutsch gesehen

Kunst und Dichtung

Portrait des Monats

Weltgeschehen



„Der Weg" ist erhältlich:

ARGENTINIEN

BUENOS AIRES: In allen deutschen Buchhandlungen
BAHIA BLANCA: Adolf Dannemann, 19 de Mayo 557
CHARATA: Carlos Buck, Casilla 43
COLONIA LIEBIG: M. H. Ohly, Est. Apóstoles
CORDOBA: Guillermo Günzel, Mariano Moreno 824
ELDORADO: Kopp y Seyfried, Km. 7
L. N. ALEM: Miguel Jais, Ramos Generales
MENDOZA: Pablo Buhmann, San Juan 794
MONTE CARLO: Jacobo Ranger
OBERA: Leo Baselides, Rivadavia 745
ROSARIO: M. Eggendorfer Santa Fe 2251
VILLA GENERAL BELGRANO: Juan Seyfarth, Dpto. Calamuchita

BELGIEN

VAN BOGHOUT-LOGIER: Jordaenskaai 3, Antwerpen

BOLIVIEN

LA PAZ: Casilla 2200

BRASILIEN

BLUMENAU: Livraría Blumenauense S. A., Caixa Postal 31
Willibald König
BRUSQUE: Livraria Straetz, Caixa Postal 79
CURITIBA: Representacoes Braun, C. P. 390
IJUI: Irmaos Clebsch Ltda., Praca da República 2
JOINVILLE: Paula M. Wulf, Caixa Postal 14
NOVA FRIBURGO: Friedrich v. Veigl, Caixa Postal 76
PORTO ALEGRE: Harbich, Pfeiffer & Cía., Caixa Postal 1376
Livraría Herrmann, Caixa Postal 455
Livraría Pluma, Caixa Postal 2058
PORTO UNIAO: Ziller & Bindemann, C. P. 378
RIO DE JANEIRO:
Livraría Eliodora America Latina, Caixa Postal 4653
RIO DO SUL: über Blumenau
ROLANDIA: Ricardo Timm, Caixa Postal 374
SANTOS: Livraría Académica ISIS Ltda. Praca Maua 32 - sala 8
SAO LEOPOLDO: Rotermund & Cía., Caixa Postal 2
SAO PAULO:
Livraría C. Hahmann, Caixa Postal 397
Livraría Revisal, Caixa Postal 6971

CHILE

SANTIAGO: Eduard Albers, Casilla 9763
VALPARAISO: Carlos Niemeyer, Casilla 293

DEUTSCHLAND

Bestellungen sind bis auf weiteres direkt an den Verlag zu richten!

HONDURAS

TEGUCIGALPA: Librería América, Apto. 44

ITALIEN

APIANO-BOLZANO: Anni Froner, via Marconi 22

ISLAND

REYKJAVIK: Jón Th. Arnason, Postfach 452

KANADA

KANADA - A. F. Wanner, 1925 W. 10th Ave. Vancouver 9, B. C.

KOLUMBIEN

BUGA: Calle 9a Nº 1523, Martin Christiansen

MEXIKO

MEXICO 11, D. F.: Librería Ultramar, Industria No. 107 esq. c/Ciencias

ÖSTERREICH

Bestellungen sind bis auf weiteres direkt an den Verlag zu richten!

PARAGUAY

COLONIA BELLA VISTA: Erich Gassner

PERU

LIMA: Horst Dickudt, Casilla 1981

PORTUGAL

LISSABON: Electroliber de G. W. de Vasconcelos, Apartado 767

SKANDINAVIEN

SUNDBYBERG: Centralfirma Ibot-Norden, Postbox 65 (Schweden)
Postscheck-Konten: Stockholm 470951
Oslo 14975, Kopenhagen 58415

SPANIEN

MADRID: Agencia Centropress, Montera 25 y 27

SÜDAFRIKA

ELIM C. P.: Ulrich Naumann Versandbuchhandlung
JOHANNESBURG/Tr.: K. & P. Lohmiller, P. O. Box 1802
WINDHOEK/SWA: John Meinert Ltda., P. O. Box 56

URUGUAY

MONTEVIDEO: Pablo Weber, 18 de Julio 1195

U. S. A.

CHICAGO 13/III: Otto C. Jaeckel, 3649 N. Southport Ave.

VENEZUELA

CARACAS: Tipografía América, Monroy a Pte. Victoria 42